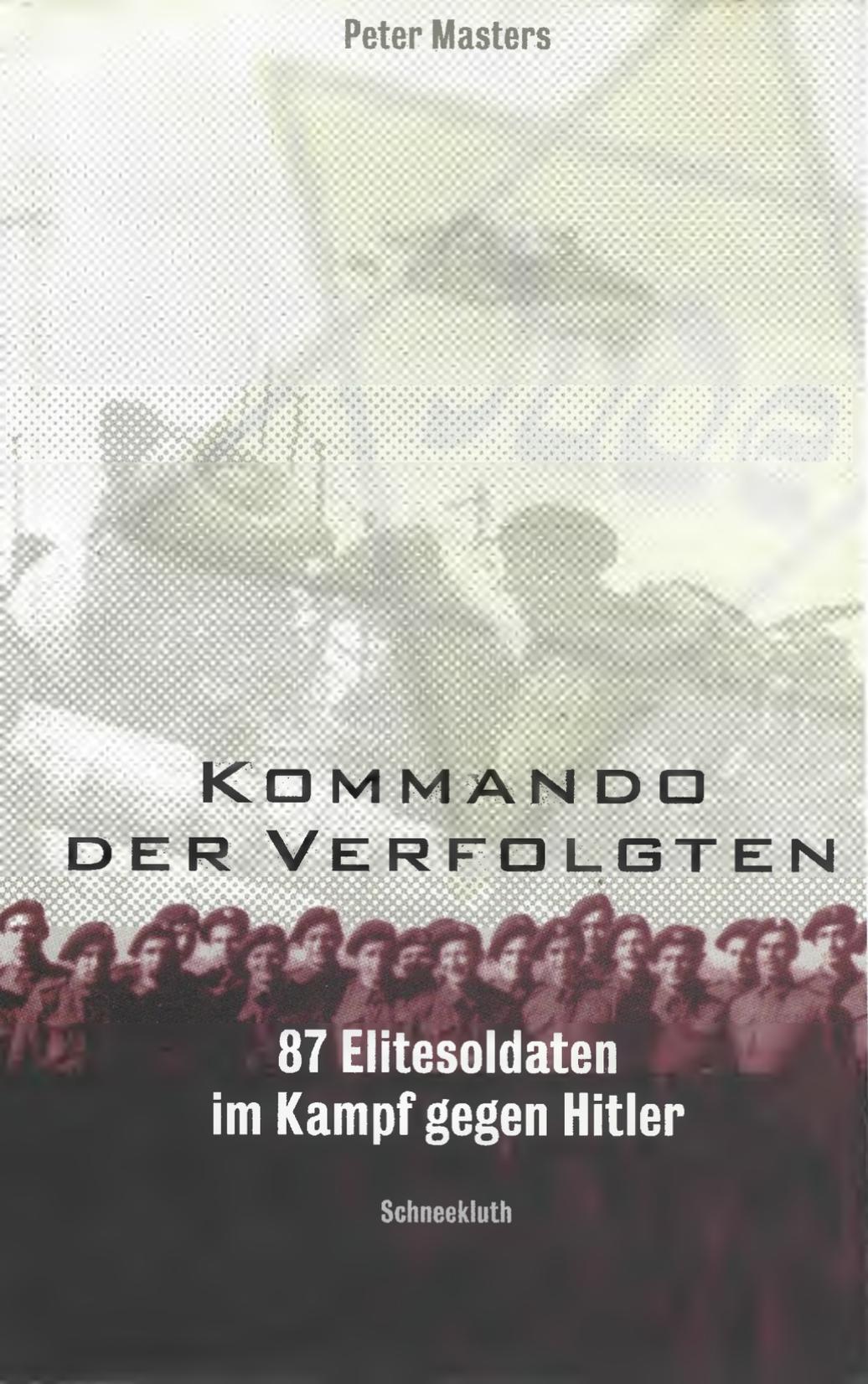


Peter Masters



KOMMANDO  
DER VERFOLGTEN

**87 Elitesoldaten  
im Kampf gegen Hitler**

Schneekluth

**Die Britische Armee setzte im zweiten Weltkrieg Flüchtlinge jüdischer Herkunft gegen Hitler ein. Peter Masters eröffnet den Einblick in ein unbekanntes Kapitel dieses Krieges.**

**»Die bewegende Kriegserinnerung eines Mannes, der niemals geplant hatte, Soldat oder gar Schriftsteller zu werden.« [Kirkus Reviews](#)**

**Peter Masters eröffnet den Einblick in ein unbekanntes Kapitel des Zweiten Weltkriegs: den Einsatz von Flüchtlingen jüdischer Herkunft im Auftrag der Britischen Armee gegen Hitler.**

**Die Britische Armee gründete während des Zweiten Weltkriegs eine Einheit aus 87 deutschsprachigen Flüchtlingen, die vor und hinter den deutschen Linien zum Einsatz kamen. Späh- und Erkundungstrupps sowie die Befragung deutscher Kriegsgefangener waren zunächst ihre Hauptaufgaben. Mit dem Vordringen der Alliierten nach dem D-Day kamen auch Kampfeinsätze hinzu. Um sie im Falle der Kriegsgefangenschaft zu schützen, hatte man ihnen neue, britische Identitäten verschafft. Ihre Erkennungsmarken wiesen sie als Mitglieder der »Church of England« aus.**

**Peter Masters war einer von ihnen. Seine sehr persönlichen, beeindruckenden Erinnerungen an seine Erlebnisse und die seiner Kameraden entreißen dieses Kommando dem Vergessen.**



**Peter Masters wurde 1922 unter dem Namen Peter Arany als Sohn jüdischer Eltern in Österreich geboren. Nach einer Karriere als Grafiker und Art Director beim amerikanischen Fernsehen lebt er nun mit seiner Frau in Bethesda, Maryland.**

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel  
**STRIKING BACK. A Jewish Commando's War Against the Nazis**  
bei Presidio Press, Novato, CA

ISBN 3-7951-1649-X  
© 1997 by Peter Masters  
© 1999 für die deutsche Ausgabe  
by Schneekluth Verlag GmbH, München  
Gesetz aus der 10/13,32 Punkt Sabon  
Druck und Bindung von Bercker, Kevelaer  
Printed in Germany

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

*Dieses Buch ist den neunzehn gefallenen  
Angehörigen von No. 3 Troop gewidmet.  
Ausserdem allen, die mir irgendwann  
einmal das Leben gerettet haben.  
Und Alice, die es mir lebenswert gemacht hat.*

# Inhalt

Vorwort von Stephen E. Ambrose.....	9
Einleitung .....	11
Danksagung .....	13
Einführung: Der gelbe Stern.....	17
Prolog: Hinauf ins Himmelsblau .....	19
1. Wien, Stadt meiner Träume.....	24
2. Aber wer seid ihr wirklich?.....	34
3. Verbündete feindliche Ausländer .....	52
4. Schmachten im Pionierkorps .....	73
5. Man klaut mir meinen guten Namen .....	81
6. Das Härte-training beginnt .....	91
7. Wir lernen unser Handwerk .....	105
8. Näher an den Feind heran.....	126
9. Die Brieftauben sind angekommen .....	151
10. Plymouth: Eines Prinzen würdig .....	168
11. Frühzeitige Einsätze von No. 3 Troop.....	173
12. Unternehmen Husky: Europa wird zurückerobert	189
13. Rückkehr der ausserhalb Europas eingesetzten Commandos.....	193

14. Die Reihe ist an uns .....	201
15. Endlich D-Day!.....	210
16. Vermisst gemeldet .....	241
17. Sommer in der Normandie.....	270
18. Mit dem Skipper auf Patrouille.....	280
19. Beförderung: ja – höhere Besoldung: nein.....	290
20. Wieder in Bréville.....	312
21. «Nur noch einen Angriff».....	350
22. Sieg für den Skipper, Frankreich und Italien	363
23. Sechzehn nach Holland und Deutschland.....	370
24. Über den Rhein.....	398
25. Helden.....	423
26. Ein Sohn als Retter .....	430
27. Nachwort .....	445

# Vorwort

Aus den Hunderten von Kriegsteilnehmern, die ich interviewt, und der weitaus grösseren Zahl, deren unveröffentlichte oder nach mündlichen Berichten aufgezeichnete Kriegserinnerungen ich gelesen habe, ragt Peter Masters als einer der besten Erzähler heraus. Er hat ein gutes Gefühl für Erzähltempo, zeitliche Abläufe und aufschlussreiche Einzelheiten. Ich habe einmal erlebt, wie er einer Gruppe von D-Day-Veteranen seine Erlebnisse am D-Day geschildert hat: Er hat es geschafft, dass jeder der Anwesenden sich gespannt nach vorn beugte, um zu erfahren, wie es weitergegangen war.

Und von diesen Hunderten von Kriegsteilnehmern, die ich interviewt habe, hat Peter Masters eine der besten Stories zu erzählen. Der jüdische Junge aus Wien, ein Pazifist, wird Angehöriger der britischen Commandos, einer Elitetruppe, und leistet im Kampf mehr als seinen angemessenen Beitrag, um mitzuhelfen, die Wehrmacht und damit Hitlers Deutschland zu zerschlagen.

Der Kampf an der Front ist die extremste Erfahrung, die ein Mensch machen kann. Wer von uns nie im Kampf gestanden hat, kann nur versuchen, sich ihn vorzustellen, und er wird ihn nie ganz verstehen. Peter Masters bringt uns den Kampf so nahe, wie das mit Worten möglich ist. Dies ist ein klassischer Bericht darüber, wie es war, im Zweiten Weltkrieg als Infanterist an der Front zu kämpfen.

Stephen E. Ambrose

# Einleitung

Vor nicht allzu langer Zeit habe ich Aberdovey in Nordwales wiederbesucht, wo ich meine Ausbildung als Commando-Soldat erhalten hatte. Die Hügel und Berge, die wir Tag und Nacht rauf- und runterkeuchten, sehen freundlicher aus, wenn man nicht mehr fürchten muss, zu seiner Einheit zurückgeschickt zu werden, weil man's nicht schafft. Das kleine Herrenhaus, in dem unser Skipper untergebracht war, ist jetzt das Hotel Plas Penheïg, ein reizendes Haus mit ausgezeichneter Küche. Wie vor vielen Jahren, als ich mir binnen weniger Minuten einen neuen Namen für mich ausdenken musste, sass ich von Blumen umgeben auf der Steinmauer der Terrasse und überlegte mir, dass ich hier geboren oder jedenfalls wiedergeboren worden war. Kaum jemand erinnert sich noch an uns oder wie wir die Dorfbewohner durch nächtliche Gefechtsübungen aus dem Schlaf gerissen haben. Unser Aufenthalt in Aberdovey hat keine einzige Spur hinterlassen – bis auf eine.

An der dem Meer zugekehrten Seite der kleinen Kirche ist ein Gedenkstein angebracht. Er ist so alt und verwittert, dass er an den Ersten Weltkrieg erinnern könnte. Aber er ist nach dem Zweiten Weltkrieg angebracht worden und trägt die Namen einiger Männer aus dem Dorf, die als Soldaten der Welsh Fusiliers und anderer Einheiten gefallen sind. Ganz unten auf diesem Gedenkstein steht *Commando Max Laddy, 10 CU*. Die Gemeindemitglieder wären sicher erstaunt, wenn sie wüssten, dass das unser Max Lewinsky war, der Enkel des berühmten österreichischen Schauspielers und selbst Balletttänzer. Max hatte mir mit seiner Schere einen Granatsplitter

aus dem Hintern operiert, während ich bewusstlos war. Er war am D-Day gefallen. Ich vermute, dass seine aus Aberdovey stammende Frau seinen Namen zu denen der hiesigen Jungs auf den Gedenkstein hat setzen lassen, wo sie unter der Überschrift **WIDER DAS VERGESSEN** stehen.

# Danksagung

Als ich zu Professor Stephen Ambroses Buch *D-Day* beitragen konnte, habe ich ihm erzählt, dass ich dabei sei, ein Buch über No. 3 Troop, 10 Commando zu schreiben. Ich hatte das Gefühl, unsere Geschichte sollte erzählt werden: die Geschichte einer streitlustigen Bande hauptsächlich junger jüdischer Flüchtlinge, die sich freiwillig für einen besonderen und gefährlichen Dienst meldeten. Als Antithese von «Lämmer zur Schlachtbank» kämpften wir, und viele von uns sind gefallen. Die meisten wurden verwundet, manche mehrmals und einige so schwer, dass sie aus der Army ausscheiden mussten.

Der bekannte Historiker ermutigte mich und machte nützliche Vorschläge. Was mit Aufzeichnungen mit einem Diktiergerät bei Spaziergängen mit meinem Hund begonnen hatte, führte mich nun in den unerforschten PC-Dschungel. Ich würde noch immer darin umherirren, wären meine «Gurus» nicht gewesen: Renée Schick, Cathy Gant und Fred Howell, mein unerschrockener Freund und Tennispartner, der bei mir ausharrte, wo weniger mutige, normale Menschen mich verlassen hätten.

Dann kam Ian Dear, der britische Verfasser und Herausgeber zahlreicher wichtiger Bücher über den Zweiten Weltkrieg. Da er von 1953 bis 1957 Offizier der Royal Marines gewesen war und mit *Ten Commando* ein Buch über unsere Stammeinheit geschrieben hatte, war er mit meinem Szenario und seinen Personen bestens vertraut. Ich lebe im Grossraum Washington, D.C., und konnte ihm deshalb günstigerweise bei den Recherchen für einige seiner Bücher behilflich sein.

So hatte ich Zugang zu den U.S. National Archives, in denen ich in seinem Auftrag interessante Tage verbrachte. Geduldig und grosszünftig lektorierte er meine Arbeit, wobei er darauf bestand, dass ich chronologisch und streng sachlich vorging. Von ihm lernte ich, dass der Umstand, dabeigewesen zu sein, für sich allein noch keine Garantie dafür ist, dass die eigenen Beobachtungen den Tatsachen entsprechen. Ausserdem strich er klugerweise einige meiner Lieblingssätze, mit denen ich meine vermeintliche Belesenheit zur Schau stellen wollte. Mit anderen Worten: Er versuchte, mich nüchtern und ehrlich berichten zu lassen.

Und sehr dankbar bin ich natürlich meinen Kameraden aus 3 Troop, von denen einige besonders hilfsbereit gewesen sind: Manfred Gans, Harry Nomburg, Ian Harris, Peter Terry, Henry Geiser, George Kendall, Tony Firth, Stephan Ross, Gerald Nichols, John Envers, George Saunders, Colin Anson, George Lane, Michael Merton, Paul Streeten, Hupf Fräset, Ronnie Gilbert, Richard Tennant und Leslie Trevor.

Harry Andrews' Freund Herbert Aronson verdanke ich die Geschichte von Harrys Kampf mit dem Schwungrad. Tom Bell vom 6 Commando hat mir von einer der dunkelsten Stunden seines No. 1 Troop erzählt, die er mit weniger Glück durchlebt hat als ich.

Edwina Hilton, die Frau des Skippers, Ronnie Gilbert, MBE, Freddy Hepworth, Ian Harris, MM, sowie Bruce Beattie haben mir freundlicherweise die Verwendung einiger ihrer Fotos gestattet.

Obwohl sie sich meine Geschichten während unserer langen und

glücklichen Ehe schon oft hatte anhören müssen, hat meine Frau Alice mir mit Engelsgeduld bei der Fahnenkorrektur geholfen. Dabei hat sie in ihrer einzigartigen, sachlichen und logischen Art viele Vorschläge gemacht und dadurch die ein oder andere übermässig blumige Zeile entblättert, die schiefe Bilder wie dieses hier enthielt.

# Einführung: Der gelbe Stern

Kaum ein 3 Trooper hatte in seiner Heimat noch den gelben Stern tragen müssen. Die meisten hatten das Glück gehabt, ihr Vaterland verlassen zu können, bevor die Nazis jüdische Bürger unter Androhung der Todesstrafe dazu zwangen, den Judenstern – ein Rückfall in mittelalterlichen Rassismus – zu tragen. Dieser Stern trug in nachgeahmt hebräischer Schrift das Wort *Jude*. Im Mittelalter war das Symbol ein gelber spitzer Hut gewesen. Der Judenstern signalisierte, dass sein Träger keine Bürgerrechte besass. Später bezeichnete er dann einen Menschen, der nicht einmal das Recht auf Leben hatte.

Knobby Kendall (Georg Knobloch), ein grosser, glatzköpfiger Anwalt, ein älterer und ernsthafter Angehöriger von 3 Troop, erklärte mir: «Jemand sollte einmal über die Rolle leichter Streitkräfte in der modernen Kriegführung schreiben.» «Knobby», versicherte ich ihm, «ich schreibe über die jungen Männer vom 3 Troop – wer sie waren, was sie taten, was aus ihnen wurde –, aber ein Clausewitz bin ich nicht!»

«Mach einfach weiter und schreib, dann kommt zwangsläufig irgendwas davon 'rüber.»

Ich machte also weiter. Aber die Geschichte, die ich erzählen will, handelt von diesen jungen Männern: von uns. Schockiert über die historischen Ereignisse, verzweifelt und in Gefahr, wurden wir zuerst von Hitler bedroht – dieser mächtigen, unerbittlichen Geissel, diesem Schöpfer der Hölle auf Erden. Dann kämpften wir aus eigenem Antrieb um die Chance, gegen eine scheinbar unüberwindbare Übermacht anzutreten. Die dabei ihr Leben liessen, zogen dieses

Schicksal einem Tod in den Gaskammern und Krematorien der Nazibestie vor. Die von uns überlebten, haben das Gefühl, der Rest unseres Lebens sei ein Bonus, den es zu geniessen gelte.

In der Normandie kam diese Diskussion auf: was «das süsse Leben» für uns bedeute. Während ich unter starkem Beschuss an die Kieswand meiner Schützenmulde gepresst lag, überlegte ich mir folgendes:

Was «das süsse Leben» für mich bedeutet

*Als Donner nicht Sturm bedeutete, sondern Artillerie,  
Damals war das Leben kostbar für jene wie nie,  
Die an so vielen Stränden keuchend darum stritten,  
Damals war das Leben süss für alle in unserer Mitten.  
Deshalb die Antwort, die ich euch jetzt gebe:  
Das süsse Leben ist das Leben, das ich lebe!*

## Prolog: Hinauf ins Himmelsblau

Der Rumpf des zweimotorigen Bombers Armstrong Whitworth Whitley vibrierte heftig, als der Pilot Vollgas gab. Unter Befehl von Sergeant Roy Bladen von der Royal Air Force waren wir zu zehnt an Bord. Harry Andrews hatte seinen Platz in der Nähe der Öffnung – einem trichterförmigen Loch mitten im Rumpfboden –, durch die wir unseren ersten Fallschirmsprung machen würden. Harry war in Wirklichkeit Hans Arnstein aus Deutschland, und ich, Peter Arany aus Österreich, hiess jetzt Peter Masters. Vor diesem schönen, sonnigen Oktobertag des Jahres 1943 war ich noch nie geflogen.

«He, Harry, wie hoch sind wir?»

«Wir stehen noch auf der Startbahn!» rief er zurück. «Haben uns noch gar nicht bewegt! «

Das Flugzeug begann plötzlich zu dröhnen und setzte sich in Bewegung. Zwanzig Sekunden später fühlte ich, dass es abhob. Ich beherrschte mich, bis eine genügend lange Anstandsfrist verstrichen zu sein schien. «Harry, wie hoch jetzt?» Er zwang sich dazu, an seinen Stiefeln und dem dunklen Rand des Lochs vorbei in den Abgrund der üppig grünen Landschaft unter uns zu blicken. Vielleicht war es nur der Widerschein der Felder, der Harrys schmales Gesicht unter der schwarzen Locke, die unter seinem beigen Sprin gerhelm hervorgeschlüpft war, grünlich aussehen liess.

«Hundert Meter, schätze ich ... wir sind gerade über einen Kirchturm geflogen ... frag mich nicht wieder.»

Als Absetzer stand Sergeant Bladen in der Nähe des Lochs im Flugzeugboden. Er hatte mit uns eine Woche lang simulierte Fall-

schirmsprünge geübt, indem er uns im Hangar mit allen möglichen unangenehmen Geräten gequält hatte. Das sonst vorgeschriebene dreimonatige Konditionstraining war uns erlassen worden, weil man angenommen hatte, wir seien schon durchtrainierte Commandos. Wir hatten uns recht gut gehalten, auch wenn Richard Abramowitz, unser jetzt als Dicky Arlen bekannter Preisboxer im Weltergewicht, sich beinahe umgebracht hätte, als er von einer achtzehn Meter hohen Plattform gesprungen war, bevor sein Gurtzeug in den Bremsmechanismus eingehakt war.

Was Bladen bei dieser «Rotte» (sein RAF-Ausdruck für einen wilden Haufen) rätselhaft blieb, war unsere Herkunft. Wir trugen alle ganz gewöhnliche englische Namen – Andrews, Arlen, Kershaw, Masters –, aber kaum einer von uns sprach akzentfreies Englisch. Alle Polen, die seine Ausbildung durchliefen, trugen einen Ärmelaufnäher mit dem Wort *Poland*, desgleichen Franzosen, Holländer oder Tschechen. Aber die Angehörigen dieser merkwürdigen Gruppe trugen Abzeichen englischer Regimenter: The Queen's Own, Buffs, Hampshires. Wo zum Teufel hatte die britische Armee diese schrägen Vögel aufgegabelt?

Bladen war jedoch kein Sprungausbilder geworden, ohne sich auch psychologische Kenntnisse anzueignen. Wir hatten ihm, wie uns für den Fall, dass jemand sich für unsere Herkunft interessierte, befohlen worden war, alle möglichen wilden Geschichten erzählt. Deshalb hatte er beschlossen, seine Neugier dadurch zu befriedigen, dass er sich auf Wassermann konzentrierte, der jetzt Watson hiess. Watson, ein drahtiger kleiner Mann mit Stirnglatze, war älter

als die meisten von uns und vielleicht vor seinem ersten Fallschirmsprung etwas aufgeregter. Ausserdem sprach er mit stärkerem ausländischem Akzent als wir anderen.

«Okay, Watson, Sie sind die Nummer eins. Bevor Sie springen, müssen Sie mir noch eine Frage beantworten. Und denken Sie daran, dass ich Ihr Ausbilder bin, der wie ein Vater um Ihre Sicherheit besorgt ist, und sagen Sie mir die Wahrheit. Seid ihr Dänen, Männer? Schweizer?»

Watson riss sich sichtlich zusammen. Er kannte die Geheimhaltungsvorschriften.

«*You vill laugh, Sergeant*», sagte er. «*We are Brittisch.*»

Das rote Licht flammte auf, und Sergeant Bladen ahnte, dass er wohl nichts erfahren würde, denn das grüne Licht, das den Absprung freigab, würde in zwanzig Sekunden folgen.

«Fertigmachen, Nummer eins!» brüllte er und unternahm dann einen letzten verzweifelten Versuch: «Na los, Watson, *mir* können Sie's doch erzählen!»

«*I will tell you downstairs, Sarge*», rief Watson ebenso laut und sprang.

Wir anderen hockten auf dem harten Metallboden und warteten darauf, dass die Reihe an uns kam, in den hohen Himmel über der tief unter uns liegenden Landschaft hinauszuspringen. Während meine Nummer näher rückte, versuchte ich, mich daran zu erinnern, was der Sergeant uns beigebracht hatte. «Am wichtigsten ist, dass man gut rauskommt – bringt Füsse und Knie in lockerer Haltung zusammen, so dass ihr eure Stiefelspitzen unter den Knien sehen könnt.

Packt eure Hose mit beiden Händen an der Aussennaht und haltet eure Ellbogen fest an den Körper gedrückt. Und rollt euch anständig ab – Füsse, Hüfte, Gegenschulter –, wenn ihr landet.»

Und ich erinnerte mich daran, was von Kagerer-Stein, jetzt Didi Fuller genannt, uns erzählt hatte. Er gehörte zu uns, aber er hatte schon eine Sprungausbildung mit mindestens acht Sprüngen hinter sich. Deshalb durfte er auf dem Ärmel seines Kampfanzugs blau-weiss gestickte Fallschirmschwingen tragen und uns anderen erzählen, was uns erwartete.

«Eigentlich ist nicht viel dabei. Keine Reissleine, nur eine Aufziehleine, die den Fallschirm öffnet, ob man will oder nicht. Aber eines ist sehr wichtig. Nicht nach unten sehen, wenn ihr springt. Davon kriegt man bloss Angst. Seht nach oben. Und was seht ihr, wenn ihr das tut? Blau. Nun, das ist eine gute Farbe – Blau. Die sollt ihr nämlich sehen.»

«Sonst noch was?»

«Klar doch. Seht weiter nach oben, denn bald ist Blau nicht mehr die Farbe, die man sehen soll. Was ihr nun sehen wollt, ist die Farbe eures Fallschirms, wenn er sich öffnet. Weiss oder khakifarben oder ein Tarnmuster aus Khaki, Grün und Braun. Das alles sind wirklich gute Farben. Seht ihr dagegen weiter Blau, heisst das, dass ein Blick nach unten euch ein kleines weisses Rechteck mit aufgemaltem roten Kreuz zeigt, das durch das viele Grün zu einer Stelle *genau unter euch* unterwegs ist. Was ihr seht, ist ein Krankenwagen, der zu eurer Absturzstelle fährt, um aufzuklauben, was noch von euch übrig ist.»

Plötzlich war ich an der Reihe, als Sergeant Bladens Stimme blaffte: «Fertigmachen ... los!» Und dann war ich draussen in der Sonne. Mein Fallschirm öffnete sich, und er war schön – khakifarben und schön. Die Landschaft unter mir war schön, das Leben war schön. Der kluge RAF-Sergeant hatte mir alles richtig beigebracht.

# 1.

## Wien, Stadt meiner Träume

Ich kam gerade am Hamerlingplatz im Wiener VIII. Stadtbezirk vorbei, als mir Janak über den Weg lief. Das war an einem herrlichen Tag Anfang 1938, als der Frühling schon in der Luft zu liegen schien. Ich war damals sechzehn, und Janak, ein schlaksiger, grau-äugiger Junge, war in der Volksschule am Albertplatz in meiner Klasse gewesen. Da wir uns seither nicht mehr begegnet waren, sprachen wir darüber, was wir inzwischen getrieben hatten. Ich stellte überrascht fest, dass Janak am Revers ein Abzeichen trug: die drei silbernen Pfeile der Sozialdemokratischen Partei. Damit bewies er wirklich Mut, denn die nationalistische österreichische Regierung von Bundeskanzler Kurt von Schuschnigg unterdrückte alle Oppositionsparteien.

Wir schwatzten einige Zeit miteinander und traten beiseite, um einem kleinen Mann, vermutlich einem Installateur oder Bauarbeiter, in einem verwaschenen blauen Monteuranzug mit einem langen Metallrohr auf der Schulter Platz zu machen. Dann kam ein grosser rothaariger Junge, den ich auf achtzehn Jahre schätzte, im Braunhemd der Hitlerjugend auf uns zu. Die österreichische Regierung hatte die Nationalsozialisten, die bis dahin wegen ihrer Hasspolitik und Terrorsaktik verboten gewesen waren, erst vor Kurzem auf Druck Hitlers wieder zugelassen.

Janak blinzelte mir zu und spuckte dann verächtlich auf den Gehsteig – praktisch vor die Füsse des herankommenden Jungen. Das überraschte mich, denn der Hitlerjunge war viel grösser als wir beide. Janaks Verhalten bewies, dass er nicht nur ein Sozialdemokrat, sondern auch ein militanter Sozi war. So stand ich nun als jüdi-

scher Junge am Hamerlingplatz neben meinem gefährlich provokanten Freund, und mir war bewusst, dass unserem Land von seinem mächtigen Nachbarn Hitlerdeutschland Gefahr drohte. Unter diesen Umständen wäre es klug gewesen, jegliche Konfrontation zu vermeiden.

Der grosse Junge in HJ-Uniform zog eine Kordel aus seiner Tasche und blies in die daran hängende Trillerpfeife. Nach dem dritten schrillen Pfiff wimmelte es im Park plötzlich von herantrabenden braunen Uniformen. Janak lief hastig nach rechts, ich nach links davon.

«Bis später!» rief er noch.

Zum Glück kannte ich das Viertel zwischen meinem Gymnasium und unserem Haus wie meine Hosentasche. Während die Horde, die mich verprügeln wollte, mir dicht auf den Fersen war, schlug ich an der nächsten Strassenecke einen Haken und lief in die entgegengesetzte Richtung weiter. Dadurch konnte ich in einer chemischen Reinigung verschwinden, die der Mutter eines jüdischen Jungen gehörte, den ich flüchtig kannte. Als ich ihr erzählte, ich würde von einer HJ-Horde verfolgt, wurde sie sehr aufgeregt.

«Du kannst nach hinten hinauslaufen, aber dich nicht hier drinnen verstecken. Ich will keine Scherereien.»

Ich war draussen, bevor sie ganz ausgesprochen hatte, und stürmte in der nächsten Strasse in den Eingang eines grossen Wohnhauses. Ich wusste, dass das Gebäude drei weitere Ausgänge hatte, so dass niemand wusste, wo ich wieder herauskommen würde, selbst wenn ich beim Hineinlaufen beobachtet worden war. Ich atmete auf, als ich wieder auf die Strasse kam. Aber ich ging trotzdem rasch heim – nur eine Strasse weiter, nur am Bühnenausgang des Stadttheaters vorbei.

Aus dem Bühnenausgang sprang mein rothaariger HJ-Verfolger und schlug mir über den Schädel. Er wusste anscheinend, wo ich wohnte, und hatte eine Abkürzung genommen, um mir hier aufzu-

lauern. Ich zweifelte nicht daran, dass er wieder in seine Trillerpfeife blasen würde.

Aber wer kam in diesem Augenblick meine Strasse entlang? Der Mann mit dem Metallrohr. Er blieb neben uns stehen, die wir wie Raubtier und Beute ineinander verschlungen waren. Dann legte der stämmige kleine Mann das Rohr vorsichtig auf den Gehsteig, ballte die Fäuste und verpasste meinem Quälgeist eine gekonnte Links-Rechts-Kombination.

«Nächstes Mal suchst du dir jemand in deiner Grösse», knurrte er, als mein Gegner plärend abzog.

Ich kam heil nach Hause, aber dieser Vorfall war ein böses Omen. Am 12. Februar 1938 beorderte Hitler Schuschnigg zu sich auf den Obersalzberg, um mit ihm über einen Vertrag zur Regelung offener Fragen zwischen den beiden Ländern zu sprechen. Die Zusammenkunft verfolgte jedoch den Zweck, den verwundbaren österreichischen Regierungschef einzuschüchtern und ihm Zugeständnisse abzurufen. Hitler unterstrich seine drohende Haltung am 20. Februar in einer Rundfunkansprache. Am 9. März antwortete Schuschnigg mit einer Rede, in der er einen Volksentscheid ankündigte, damit das österreichische Volk seinen Willen, weiter vom Deutschen Reich unabhängig zu bleiben, zum Ausdruck bringen könne. Zu diesem Zeitpunkt hätten bestimmt über sechzig Prozent der Bevölkerung hinter ihm gestanden. Hitler, der es sich nicht leisten konnte, diese Volksabstimmung stattfinden zu lassen, stellte dem österreichischen Bundespräsidenten Miklas daher am 11. März ein Ultimatum, in dem er Schuschniggs Entlassung forderte. In einer letzten Rundfunkrede, die uns alle schockierte, gab Schuschnigg seinen Rücktritt bekannt.

«Ich weiche nackter Gewalt», sagte er zutiefst bewegt. «Gott schütze Österreich.»

Am nächsten Tag marschierten deutsche Truppen in Österreich ein. Hitler zog triumphierend in die Landeshauptstadt Linz in der Nähe

seines Geburtsorts Braunau ein. Wir hockten niedergeschlagen vor dem Radio.

«Sepp Wolkersdorfer ist seit undenklichen Zeiten inhaftiert gewesen», verkündete der Rundfunksprecher, «aber jetzt ist er Bürgermeister von Linz.» Jubelnde Nazis säumten die Strassen, um die Wehrmacht beim Grenzübertritt zu begrüßen. Bomberstaffeln der Luftwaffe kreisten in scheinbar endlosen Schleifen so niedrig über Wien, dass jeder die Hakenkreuze an ihren Leitwerken sehen konnte. Der nationalsozialistische Rechtsanwalt Arthur Seyss-Inquart wurde ohne Wahlen als Bundeskanzler eingesetzt. Danach ordnete Hitler seinerseits eine Volksabstimmung an.

Ich begleitete unsere Köchin Paula zu ihrem Stimmlokal, das sich an einer Ecke unserer Strasse in einem leerstehenden Laden befand. Ein Beamter, der eine Hakenkreuzarmbinde trug, kontrollierte Paulas Namen im Wählerverzeichnis und gab ihr einen Stimmzettel. Auf diesem kleinen weissen Rechteck stand nur eine einzige Frage: «Soll Österreich mit dem Deutschen Reich vereinigt werden?» Darunter befanden sich zwei Kreise, die mit *Ja* und *Nein* bezeichnet waren. Ihre unterschiedliche Grösse fiel mir sofort ins Auge: Während der erste Kreis den Durchmesser einer grossen Silbermünze aufwies, war der zweite nur knopfgross und das Wort *Nein* so winzig, dass es kaum zu lesen war.

«Dort drüben ist unsere Wahlkabine», sagte der Mann mit der Armbinde und deutete auf eine mit einem Vorhang abgetrennte Nische, «aber da Sie wahrscheinlich mit Ja stimmen werden, Fräulein, können Sie's gleich hier tun.»

«Ich möchte lieber in die Kabine gehen», sagte Paula.

«Wirklich? Nun, wie war Ihr Name gleich wieder ... sehen wir mal nach.» Und er markierte ihren Namen im Wählerverzeichnis mit einem Kreuz. Paula trat hochoberhobenen Hauptes in die Kabine und zog den Vorhang hinter sich zu. Sie ahnte nicht, dass sie damit ihre Freiheit, vielleicht sogar ihr Leben aufs Spiel setzte. Andere schie-

nen das sehr wohl zu wissen: 99,75 Prozent der Österreicher stimmten für den Anschluss ihrer Heimat an Deutschland – ein absurd hoher Prozentsatz, der die Abstimmung als plumpen Schwindel entlarvte.

So hörte Österreich auf zu existieren.

Am 21. März 1938 begann die Schule wieder, aber es gab nur Ansprachen, keinen Unterricht. Die jüdischen Schüler wurden ausgesondert und bekamen erklärt: «In diesem Land seid ihr nur geduldete Gäste.»

Überall in Wien und im übrigen Österreich wurden die Schaufenster jüdischer Geschäfte, die den Familien solcher «Gäste» gehörten, mit der Aufforderung «Kauft nicht bei Juden!» beschmiert. Die Firmen wurden von Nazi-Kommissaren übernommen und wenig später ganz gestohlen beziehungsweise «arisiert».

Willkürliche Verhaftungen, viele auf offener Strasse, wurden alltäglich, andere Leute wurden gezwungen, von Hauswänden Schussniggs Wahlparolen abzuschrubben und die Rinnsteine zu reinigen. Diese Arbeiten mussten im Allgemeinen gutgekleidete Juden mit Zahnbürsten verrichten, während johlender Pöbel sie umringte. Bei Durchsuchungen von Häusern oder Wohnungen nach Waffen oder Propagandamaterial, das sich gegen die Nazis richtete, wurden jüdische Bürger von Polizeibeamten oder Schlägertrupps mit Hakenkreuzarmbinden abgeführt. Und es gab natürlich Plünderungen. Meine Familie war unmittelbar betroffen. Als erwachsener Jude fühlte mein geschiedener Vater sich am meisten bedroht. Gleich nach der Machtergreifung der Nazis versuchte er, auf Skiern in die Schweiz zu gelangen, aber die Grenze wurde von Skistreifen zu stark bewacht. Er gab auf und nahm stattdessen den Zug. An der Grenze merkte er, dass eine Schulklasse nicht kontrolliert wurde, weil die Grenzer die Kinder zu kennen schienen. Er mischte sich

wie einer ihrer Lehrer unter sie, winkte den Uniformierten zu und war aus Österreich heraus – frei!

Er schaffte es, per Anhalter nach Bern zu gelangen, wobei er die Schweizer Polizei sorgfältig mied, weil es bereits hiess, sie überstelle aufgegriffene Flüchtlinge unbarmherzig am nächsten Grenzübergang den deutschen Behörden, was für viele den sicheren Tod bedeutete. In Bern wollte er seinen Cousin, den ersten Tenor der dortigen Oper, um Hilfe bitten. Im Haus seines Veters erklärte ihm ein Dienstmädchen jedoch, der Herr Kammersänger sei auf Tournee und sie dürfe ihn nicht einlassen. Ob er morgen oder übermorgen wiederkommen könne? In diesem Augenblick wiesen zwei Männer in Regenmänteln sich als Kriminalbeamte aus und verhafteten meinen Vater.

Als die beiden ihn abführten, begegneten sie zufällig seinem Verwandten, dem Opernsänger, der von seiner Auslandsreise zurückkamen.

«Lassen Sie diesen Mann frei!» rief er aus. Da die Beamten ihn als Berühmtheit erkannten, gehorchten sie tatsächlich. «Ich verbürge mich persönlich für ihn, und er wohnt als Gast in meinem Haus.» Dort blieb mein Vater mehrere Monate lang, bevor er nach Belgien weiterreiste, um schliesslich nach England zu gehen.

Auch meine 18jährige Schwester Eva wollte Österreich sofort verlassen – gemeinsam mit ihrer Freundin Renée, die am Tag nach dem Anschluss nach Italien flüchtete. (Wer hätte sagen können, welches Land am sichersten war?) Aber das erlaubte meine Mutter nicht. «Wir gehen gemeinsam oder gar nicht. Meine Arbeit, unser Heim, unsere Freunde und Verwandten sind hier. Was täten wir anderswo? Sollte die Lage sich wirklich verschlechtern, können wir immer noch gehen.»

Viele österreichische Juden teilten diese törichte Ansicht, fast immer mit tödlichen Folgen. Meine Mutter hatte mitten in Wien bei ihrer jüngsten Schwester Ida gearbeitet, die leicht exzentrisch war. Sie war nicht nur eine der ersten Autofahrerinnen, sondern auch ei-

ne selbständige Geschäftsfrau, der das Modellhaus Ydelle, ein Hut-  
salon in der Nähe des Stephansdoms, gehörte. Meine Tante Ida fuhr  
jedes Jahr nach Paris, wenn die neue Hutmode vorgeführt wurde.  
Sie konnte es sich nicht leisten, viele dieser Hüte zu kaufen, aber  
sie sass nächtelang in ihrem Hotelzimmer und zeichnete aus dem  
Gedächtnis auf, was sie gesehen hatte. Nach ihrer Rückkehr nach  
Wien entstanden auf Grundlage dieser Skizzen echt Wiener Krea-  
tionen.

Nach der Scheidung meiner Eltern nahm Tante Ida meine Mutter  
grosszügig als Teilhaberin/auf. Als meiner Mutter auffiel, dass je-  
des Jahr viele englische Kundinnen, die Wien liebten, in den Salon  
kamen, schlug sie ihrer Schwester vor, ausser Paris auch London zu  
besuchen. Davon hielt Ida nicht viel, denn sie fand, die englische  
Mode sei der französischen unterlegen. Trotzdem liess sie sich wi-  
derstrebend auf dieses Experiment ein, das sie als «blossen Hüpfen  
über den Kanal – wahrscheinlich nur Zeitverschwendung» be-  
schrieb.

In London lernte sie im Frühjahr 1937 wichtige Leute aus der eng-  
lischen Modebranche kennen und beeindruckte sie mit ihrem Wie-  
ner Charme. Ein Mann bot ihr die Stelle der Leiterin der Hutabtei-  
lung eines Kaufhauses in der Oxford Street an. Aber sie lehnte dan-  
kend ab und erklärte ihm, sie sei mit ihrem eigenen erfolgreichen  
Modellsalon glücklich und zufrieden. Der Londoner Kaufhausbe-  
sitzer, der in sie verliebt oder hellseherisch begabt war, versprach  
ihr, die Stelle bleibe ein Jahr lang für sie reserviert. Dieses Jahr  
wäre im April 1938 abgelaufen.

Nach dem Anschluss in den Iden des März dieses Jahres wurde der  
Salon meiner Tante sofort von den Nazis beschlagnahmt. Sie tele-  
grafierte dem Londoner Kaufhausbesitzer, sie nehme sein Angebot  
dankend an, und reiste am 29. April 1938 nach England ab.

Beruflich bedeutete ihre Anstellung in einem Kaufhaus eine Ver-  
schlechterung, aber persönlich galt sie in London als eine Art Ku-

riosität – eines der ersten Vertreibungsoffer infolge des Expansionsdrangs der Nazis. Am Arbeitsplatz und auf Parties wurde sie gefragt, wie ihr das Leben in England gefalle und ob sie in London glücklich sei. Daraufhin brach Tante Ida jedesmal in Tränen aus. Wie konnte sie glücklich sein, wenn ihre Verwandten in Lebensgefahr schwebten? Ihre Gesprächspartner fragten naiv, weshalb sie nicht einfach die ganze Verwandtschaft nachkommen lasse. Ida erklärte ihnen, das liessen die Einwanderungsgesetze nicht zu, aber jeder britische Staatsbürger könne ihre Angehörigen einladen oder als Hausmädchen, Gärtner oder sonst etwas beschäftigen.

Mit dieser Strategie hatte Tante Ida Erfolg: Sie schaffte es, vierzehn Menschen aus Österreich herauszuholen – meine Mutter, meine Schwester elf weitere Angehörige und mich. Sie rettete uns das Leben. Von diesem Zeitpunkt an sah ich meiner Tante ihre Überspanntheiten gern nach.

Bevor wir Wien verliessen, hatte ich mir Sorgen gemacht, weil der rothaarige Hitlerjunge wusste, wo ich wohnte. Nach der Machtergreifung der Nazis gab es keinerlei Beschränkungen mehr dafür, was dieser Junge mir und meiner Familie hätte antun können. Bei jedem Klingeln an der Wohnungstür lief uns ein eiskalter Schauer über den Rücken. Wurden wir jetzt abgeholt? Kamen die Drohanrufe von ihm? Hatte er jemanden dazu angestiftet? Oder steckte dahinter ein missgünstiger Nachbar? Eines Nachts kam zu jeder vollen Stunde ein Anruf mit der Aufforderung, wir sollten uns sofort bei der Polizei oder der SS melden, um nicht näher bezeichnete Arbeiten zu übernehmen. Wir sahen uns gezwungen, bei der Polizei anzurufen und zu fragen, ob diese Anordnung wirklich ergangen sei.

«Davon wissen wir nichts, aber wenn sie euch Juden wollen, müsst ihr tun, was euch befohlen wird.»

«Ihr seid noch nicht fort?» fragte der Anrufer pünktlich zur nächsten vollen Stunde. «Dann holt die Gestapo euch morgens ab.» Bei Tagesanbruch sah unsere Köchin Paula aus einem Fenster unserer

Wohnung im zweiten Stock, während wir eilig etwas Proviant für eine Wanderung im Wienerwald einpackten. Wir wollten sorgfältig prüfen, ob wir riskieren durften, abends zurückzukommen, und notfalls versuchen, irgendeinen Fluchtweg zu finden. Paula stürmte blass und ausser Atem herein. «Sie kommen! Eben ist ein Gestapo-Auto vor dem Haus vorgefahren!»

«Schnell, werft den Rucksack in einen Schrank und setzt euch hin!» sagte ich. «Tut so, als würdet ihr etwas lesen, damit sie nicht behaupten können, wir hätten zu fliehen versucht.» Ich tat, was ich vorgeschlagen hatte, und meine Mutter und meine Schwester folgten meinem Beispiel. Wir sassen zitternd da und warteten darauf, dass die Türklingel schrillen würde. Wir warteten und warteten und warteten ...

Keine Klingel, kein Klopfen, niemand kam, um uns abzuholen. Nach einigen Minuten, die mir wie Stunden vorkamen, fasste ich mir ein Herz, schlich ans Fenster und warf einen Blick nach draussen. Vor dem Haus stand ein olivgrünes Kabriolett. Der Wagen war leer, aber auf dem Rücksitz lag ein gerahmtes Schuschnigg-Porträt mit zertrümmertem Glas. Auf der Autotür war deutlich die Abkürzung *GStP* zu lesen. Das konnte kein Zufall gewesen sein. Der anonyme Anrufer hatte gewusst, dass die Gestapo in unserem Haus zu tun hatte, und es deshalb für der Mühe wert befunden, uns nachts zu jeder vollen Stunde anzurufen und zu terrorisieren, damit wir uns bei irgendeiner NS-Dienststelle meldeten, auf der uns bestenfalls ein ungewisses Schicksal erwartete hätte. Andere Opfer ähnlicher Kampagnen hatten schon Selbstmord verübt. Nach diesem Erlebnis zogen wir bei meinem Grossvater ein. Mir gefiel es nicht, bei ihm in seinem Doppelbett schlafen zu müssen, aber dort wussten wenigstens keine alten Feinde, wo ich wohnte. Bis wir alle Papiere, Visa und Bescheinigungen beisammenhatten, hörten wir täglich neue Gerüchte über die sichersten Routen für Ausreisewillige. Bis zum 20. August 1938 galt der Flug nach Zü-

rich als am sichersten. Bis dahin war uns ein Flug als unvorstellbarer Luxus erschienen, keiner von uns war je geflogen. Aber da die Nazis einen ohnehin nur zehn Reichsmark pro Person mitnehmen liessen, spielte der Flugpreis keine Rolle. Doch aus dem geplanten Flug sollte nichts werden. An diesem Tag hiess es in der Gerüchteküche, eine mit Flüchtlingen besetzte Maschine nach Zürich habe umkehren und in Deutschland landen müssen, wo alle jüdischen Fluggäste sofort in ein Konzentrationslager gebracht worden seien. Welche Route sollten wir jetzt wählen? Wir entschieden uns für den Nachtzug nach München, um von dort über Stuttgart und Karlsruhe nach Paris weiterzufahren und die deutschfranzösische Grenze bei Kehl zu überschreiten.

Der alleinreisende Franzose, der sich das Abteil mit uns teilte, erwies sich als ausgesprochener Gewinn. An der Grenze wurden alle Reisenden von drei deutschen Beamten kontrolliert. Bei der Gepäckkontrolle hielten sie uns für eine französische Familie – bis der dritte Mann die Pässe kontrollierte. «He, das ist gar keine Familie, das sind ein französischer Herr und drei Juden!» rief er aus. «Die müssen wir uns noch mal genauer ansehen.»

«Ach, zum Teufel damit», knurrte sein Vorgesetzter, und sie verliessen das Abteil.

Als wir nach Frankreich hinüberfahren, goss meine Mutter jedem von uns einen Cognac ein. Unser französischer «Vater» bekam auch einen. Dann füllte sie ein Opferglas bis zum Rand und warf es aus dem Fenster, während unser Zug nach Paris weiterraste. Wir kamen mit vier Stunden Verspätung an, denn andere Mitreisende waren an der Grenze weniger nachlässig kontrolliert worden.

Freiheit! Nachdem mir die Flucht aus den Klauen der Nazis gelungen war, würde ich eines Tages vielleicht gegen sie kämpfen.

## 2.

# Aber wer seid ihr wirklich?

Ich hatte Verständnis für Roy Bladen, unseren RAF-Ausbilder, der gern mehr über unsere seltsame Gruppe erfahren hätte. Wäre das nicht streng verboten gewesen, hätte ich ihm gern erklärt, dass wir offiziell zum Number 3 Troop im 10 Inter-Allied Commando gehörten, dem ansonsten Franzosen, Norweger, Belgier, Niederländer, Polen und Jugoslawen angehörten. Unser No. 3 Troop bestand ausschliesslich aus sogenannten verbündeten feindlichen Ausländern, vor allem aus Deutschen, Österreichern und Ungarn, aber auch einigen Angehörigen anderer Nationen. Wir hatten etwas gemeinsam: Wir waren alle vor den Nazis geflüchtet und sprachen fließend Deutsch. Und die meisten von uns waren Juden.

Um unsere wahre Identität geheimzuhalten, hatten wir auf Befehl des Kriegsministeriums neue Namen annehmen müssen. Wir sollten uns irgendeine plausible Erklärung für unseren ausländischen Akzent ausdenken und alle Schriftstücke und persönlichen Habseligkeiten vernichten, die unsere neue Identität kompromittieren konnten. Dann erhielten wir eine Commando-Ausbildung, die uns dazu berechtigte, das grüne Barett dieser Elitetruppe zu tragen, und lernten alles, was es über die deutsche Wehrmacht zu wissen gab: ihre Gliederung, Ausrüstung, Bewaffnung, Dienstvorschriften, Taktik und Einsatzgrundsätze.

Die meisten von uns waren in mittel- oder osteuropäischen Städten aufgewachsen und stammten aus den unterschiedlichsten Gesellschaftsschichten, obwohl es natürlich stimmte, dass «Nichtarier» der Mittel- und Oberschicht bessere Chancen hatten, dem Naziterror zu entkommen. Die Ärmeren waren oft weniger mobil und un-

mittelbar nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten weniger gut darüber informiert, was gespielt wurde und welche Fluchtmöglichkeiten es gab. Für die Mehrheit dieser unschuldigen Menschen kam dieses Handicap einem Todesurteil gleich.

Die Oberschicht hatte ihre Söhne häufig zur Erziehung ins Ausland geschickt, so dass viele dieser Männer in Sicherheit waren. Mittelständische Familien versuchten auszuwandern, sobald die Lage in ihren Heimatstädten bedrohlich wurde. Aber da die Nazis die Schlinge oft nur allmählich zuzogen, zögerten viele Familien, bis die Auswanderung schwierig oder unmöglich geworden war. Dass nicht alle sich retteten, für die eine Rettung möglich gewesen wäre, lag auch daran, dass manche sich als angesehene Bürger ihrer Heimatstädte in falscher Sicherheit wiegten, und an dem menschlichen Drang, «gemeinsam oder gar nicht» wegzugehen.

Im legeren Österreich glaubten die Betroffenen, sie könnten später immer noch ausreisen, obwohl die erste Welle der Gewalt manche dazu veranlasst hatte, das Land fluchtartig zu verlassen. Doch die törichte Überzeugung, «so etwas kann hierzulande nicht passieren», hatte bereits der Hoffnung, «so etwas kann hierzulande nicht lange dauern», weichen müssen. Allgemein wurde erwartet, die westlichen Grossmächte würden eingreifen. Aber sie blieben untätig. Manche liessen die Verfolgten nicht einmal ins Land. Andere nahmen nur ein beschränktes Kontingent auf und verurteilten so Millionen jüdischer Männer und Frauen zum Tode – und gemeinsam mit ihnen unglaublicherweise über eine Million Kinder.

In Deutschland und Österreich hatte es immer Antisemitismus gegeben, der sich manchmal nur in abfälligen Bemerkungen äusserte. Junge Nazis galten als Fanatiker, als labile, nicht ganz zurechnungsfähige Aussenseiter. Macht keine Märtyrer aus ihnen, dann lassen sie euch in Ruhe. Am besten ignorierte man sie oder befolgte das bewährte österreichische Rezept: «Ned amal ignorieren.»

Aber die Lage verschlimmerte sich rasch. In den ersten Tagen nach dem Anschluss kam es zu Gewalttaten. Zwischen Anhängern rivalisierender Parteien hatte es schon immer gewalttätige Auseinandersetzungen gegeben, nun zeigte sich rasch, dass die Polizei, die sonst die Angegriffenen geschützt hatte, diesmal auf der Seite der Angreifer stand, wenn sie durch Parteiabzeichen oder Armbinde als Nazis ausgewiesen waren und ihr Opfer ein Jude war.

Die Bankkonten von Juden wurden gesperrt. Mein Grossvater, der von seinem Berufsverband der Gold- und Silberschmiede erst kurz zuvor mit einer Ehrenurkunde für sein langjähriges künstlerisches Schaffen ausgezeichnet worden war, arbeitete halb im Ruhestand zu Hause. Auch das hielt die Nazis nicht davon ab, ihm in seiner Wohnung einen Kommissar vor die Nase zu setzen. Der Mann erwies sich als Inhaber eines kleinen Juweliergeschäfts in einem der Aussenbezirke, dem seine neue Rolle peinlich zu sein schien.

Mein Grossvater, damals über siebzig, berief nach unserem traditionellen gemeinsamen Essen am Freitagabend eine Familienversammlung ein. Er verstand die neue Lage einfach nicht. Nachdem er sein Leben lang ein unauffälliger, höchst angesehener, gesetzestreuer Bürger gewesen war, konnte er nicht begreifen, dass das Recht ihn nicht länger schützte. Es war im Gegenteil sein Feind geworden, denn die Nürnberger Gesetze beraubten die Juden ihrer Bürgerrechte, und Polizei und Justiz machten jetzt gemeinsame Sache mit Verbrechern. Später raubte man ihnen nicht nur die Bürgerrechte, sondern das Recht auf Leben.

«Der Kommissar ist ein recht netter Mensch», sagte mein Grossvater, «aber ich stehe vor einem wirklichen Problem: Wie soll ich ihn nennen? ‚Herr Kommissar‘ klingt zu förmlich, ‚Herr Mautner‘ zu leger ...»

Er wies alle Vorschläge aus dem Familienkreis aus diesem oder jenem Grund zurück. Das Problem blieb, bis er es beim Familienesen am nächsten Freitag endgültig löste. «Er wandert gern, genau

wie ich», berichtete mein Grossvater zufrieden. «Letzten Sonntag haben wir eine lange Wanderung im Wienerwald gemacht. Ihm fällt's natürlich schwer, mit mir Schritt zu halten, weil er ungeübt ist. Aber unterwegs ist mir plötzlich eingefallen, dass ich ‚lieber Freund‘ zu ihm sagen werde.»

Mein Grossvater liess sich schliesslich von meiner Mutter, der Familie und Freunden zur Auswanderung überreden. Er ging nach Belgien, weil sein Name bei den Perlen-, Diamanten- und Edelsteinhändlern in Antwerpen gut bekannt war. Er kam sogar nach London, um meine Mutter und ihre drei Schwestern zu besuchen, die alle von meiner Tante Ida herausgeholt worden waren. Obwohl seine Töchter ihm zuredeten, wollte er nicht in England bleiben, denn er fürchtete, seinen Kindern zur Last zu fallen, weil er kein Englisch sprach und deshalb nicht arbeiten konnte. Er ging nach Antwerpen zurück, denn er sprach Französisch und war dort angesehen. Als die Deutschen bei ihrem Blitzkrieg Belgien und die Niederlande überrannten, erboten Freunde sich, ihn auf einem abgelegenen Bauernhof zu verstecken. Aber bevor er ihr möglicherweise lebensrettendes Angebot annahm, mit dem sie jedenfalls ihr Leben riskiert hätten, wollte mein Grossvater zwei Fragen beantwortet haben: Würde er sein gewohntes tägliches Bad nehmen können? Und würde er seinen gewohnten täglichen Spaziergang machen können? Das komme beides nicht in Frage, wurde ihm erklärt. Er werde auf dem Dachboden oder im Keller versteckt, und das einzige Wasser, mit dem er rechnen könne, sei ein Eimer pro Tag, der vor sein Versteck gestellt werde. Und er könne gelegentlich nachts herauskommen, um sich etwas die Beine zu vertreten, wenn die Luft rein sei. Aus der Sicht meines Grossvaters schied jedes etwa mögliche Versteck wegen solcher Einschränkungen aus.

Aber er war des Weglaufens müde. Er unternahm einen letzten Versuch, nach Frankreich zu gelangen – zu Fuss, wie es seine Art war.

Die überfüllten Strassen, auf denen Familien sich in Sicherheit zu bringen versuchten, wurden von der deutschen Luftwaffe mit Bomben und Maschinengewehrfeuer angegriffen. In England erreichten uns Berichte, nach denen er gesehen worden war, wie er sich mit verbundenem Kopf und bar jeglicher Hoffnung nach Antwerpen zurückschleppte.

Jetzt blieb nur noch eines zu tun. Er hatte einen Türpfosten in seiner Wohnung teilweise ausgehöhlt und versteckte darin seine restliche Ware: einige Diamanten, Rubine, Smaragde, Perlen und etwas Goldstaub. Er hoffte, seine Kinder würden eines Tages imstande sein, sich ihr Erbe zu holen.

Dann packte er seinen Rucksack und wartete auf die Nazis. Er brauchte nicht lange zu warten. Dieser ungewöhnlich begabte und bemerkenswert rüstige Mann von vierundsiebzig Jahren, der für die Habsburger Geschmeide entworfen und angefertigt hatte, galt als wertlos oder sogar als Gefahr für die neue Herrenrasse. Er wurde in ein Konzentrationslager gebracht und dort ermordet.

Nach Kriegsende suchte meine Mutter in seiner Wohnung im Haus Plantin en Moretus Lei 210 nach dem Wertsachenversteck, von dessen Existenz und Lage ihr ein zuverlässiger Bote berichtet hatte. Sie hatte Mühe, das Versteck im Türpfosten zu finden, so gut war es getarnt, aber es erwies sich als leer.

Mein Grossvater Arnold Metzger wäre gerettet gewesen, wäre er einfach als willkommene Last für seine Töchter in England geblieben. Er war nicht imstande, die Realität menschlicher Unmenschlichkeit ausreichend zu begreifen und zu erkennen, dass er in den eigenen Tod ging. Das hat alle Überlebenden unserer Familie sehr belastet. Stand dahinter nur Dummheit oder die Naivität eines ehrlichen, glaubensstarken Mannes, der darauf vertraute, seine eigene Integrität werde ihm die wohlverdiente Achtung sichern, die ihm zustand?

Achtung war ein häufiges Motiv in seinem Leben gewesen. Als

Goldschmied hatte er bei Lloyd's in London eine einzigartige Transportversicherung gehabt. Seine ein- oder abgehenden Wertsendungen mit Diamanten, Perlen und Edelsteinen, mit wundervoll entworfenen und ausgeführten Schmuckstücken waren alle vollständig versichert gewesen – ohne schriftlichen Nachweis, nur auf sein Wort hin. Und in all den Jahren, in denen er seinen Beruf ausgeübt hatte, hatte er niemals einen Schaden gemeldet. Trotz gelegentlicher Verluste war es ihm wichtiger gewesen, sich seinen Status und damit die ihm gebührende Achtung zu erhalten, als für einen seiner Ansicht nach nebensächlichen materiellen Verlust entschädigt zu werden. Er passte ganz offenbar nicht in diese abgrundtief böse Zeit.

Noch erschreckender ist jedoch, dass er nur den Beginn eines sich stetig verschlimmernden Alptraums erlebt hatte. Viele der über sechs Millionen Juden, die im Holocaust ermordet wurden, mussten ein schmerzhaftes, langsames Zuziehen der Schlinge erdulden, das ihm erspart blieb. Ihnen wurden nacheinander alle Notwendigkeiten des Lebens entzogen, verboten, gesetzlich untersagt: Arbeit, Benützung öffentlicher Verkehrsmittel, ärztliche Versorgung, Kommunikation, menschliche Kontakte, Wohnraum und Nahrung. Um den illusorischen Preis momentanen Überlebens wurde ein Opfer gegen das andere abgewogen. So betrachtet erscheint einem Arnold Metzgers Ende als Erlösung.

Die aus Deutschland und Österreich stammenden zukünftigen Angehörigen von 3 Troop hatten – meistens als Jugendliche – schon vor der Naziherrschaft einen gewissen Antisemitismus ertragen müssen. Der Antisemitismus war ein politisches Reizthema, das von der Kirche halb gefördert und durch die Weltwirtschaftskrise verstärkt wurde. Obwohl die Juden eine Hauptstütze des kulturellen Lebens in diesen Staaten waren – und vielleicht gerade deswegen – , förderten primitiver Neid von unten und herablassende, verächtliche Geringschätzung von oben eine jüdische Angst, die manche

dazu veranlasste, sich vom Stigma ihres Glaubens zu befreien – keineswegs aus Überzeugung, sondern «um der Kinder willen.»

Daher hatten einige der jungen Männer im 3 Troop erst von ihren Eltern erfahren, dass sie Juden waren, als die 1935 verkündeten Nürnberger Gesetze (mit denen die Nazis allen, der keine drei arischen Grosseltern nachweisen konnten, strikte Beschränkungen auferlegten) solche Ehrlichkeit erzwangen. Andere Familien waren praktizierende Juden, aber als patriotische Deutsche oder Österreicher trotzdem assimiliert. Wieder andere waren Zionisten, die auf einen jüdischen Staat hofften. Und wieder andere waren nicht mehr praktizierende Juden, die nur Juden blieben, weil sie es für feig und illoyal hielten, ihrem Glauben zu entsagen.

Nur wenige von uns hatten – bevor man uns dazu zwang – jüdische Schulen besucht. Wir waren auf Schulen, in denen sich alle ungewollt vermischten. Wir lernten gemeinsam, trieben gemeinsam Sport, wuchsen gemeinsam auf. Aber schon vor den Nazis teilte die konservative österreichische Regierung, die Sozis wie Nazis als Gegner betrachtete, die Gymnasialklassen in rein katholische und andere ein, in denen dann der Rest zusammengefasst war: Protestanten, Atheisten, Agnostiker, Juden und sogar Griechisch-Orthodoxe. Spieler aus meiner so auseinandergerissenen Fussballmannschaft protestierten empört gegen diese Reorganisation. Natürlich vergebens, denn das Rassenherz kennt weder Barmherzigkeit noch Vernunft und kann den Verlust eines unersetzlichen Mittelstürmers nicht würdigen.

Bald kickten die durcheinandergewürfelten und neu formierten Fussballmannschaften wieder gegeneinander. Unter den Nazis gab es unabhängig von der angegebenen Konfession arische und nichtarische Klassen. Auch sie wussten anscheinend nicht, dass man eine siegreiche Mannschaft nicht umstellen soll.

Aber in Deutschland spielte Stephan Rosskamm (Steve Ross) mit

allgemeiner Billigung noch erstaunlich lange für seine alte integrierte Fussballelf. Und der Direktor von Hans Georg Fürths (Tony Firth) Gymnasium ersuchte seine Mutter, seinen besten Hockeysportwart noch nicht gleich aus Deutschland wegzuschicken – zumindest nicht vor Abschluss der laufenden Meisterschaft. Da die Atmosphäre immer bedrohlicher wurde, schickte Frau Fürth ihn trotzdem nach England, weil das Leben ihres Sohns ihr wichtiger erschien als seine bis dahin ungeschlagene Mannschaft. Ohne Hans Georg im Tor schied die Mannschaft in der nächsten Runde aus. Bis Ende 1938 war die Judenverfolgung in Deutschland nur schleichend verschärft worden, so dass es aus Sicht einiger der späteren Opfer fast behutsam wirken musste. Aber als ein frustrierter junger polnischer Jude in Paris einen deutschen Botschaftssekretär erschoss (weil der Botschafter – der höchste dortige Vertreter des Reichs – zufällig ausgegangen war), nutzte Hitler die Gelegenheit, um in ganz Deutschland «spontane» Ausschreitungen gegen deutsche Juden anzuordnen. So kam es zur sogenannten Kristallnacht, als am 9. November 1938 Synagogen in Brand gesteckt, jüdische Wohnungen und Geschäfte zerstört und Juden misshandelt und in vielen Fällen ermordet wurden.

Auch Stephan Rosskamm wurde trotz des hohen Ansehens, das er als Fussballstar genoss, gemeinsam mit seinem Vater verhaftet. Die Rosskamms waren die einzige jüdische Familie in Stephans Heimatort Schwarztaubitz in der Nähe des thüringischen Meiningen. Den dortigen NS-Dienststellen war die Sache peinlich, denn Rosskamm senior war der geachtete Besitzer eines Kaufhauses und ein guter Freund des Bürgermeisters. Das ganze Ausmass dessen, was vor ihnen lag, war Tätern und Opfern noch völlig unklar. «Sie wissen ja, wie das ist, Herr Rosskamm, unsere Befehle kommen von oben und von der Gestapo. Wir müssen alle hiesigen Juden verhaften – also Sie beide –, aber wir lassen Sie und Ihren Sohn bald wieder frei.»

Vater und Sohn Rosskamm wurden ins Gefängnis der Kreisstadt Suhl eingeliefert. Es war Winter, und die Nächte in ihrer Zelle waren bitterkalt. «Erinnere mich daran, dem Gefängnisdirektor bessere Decken zu verkaufen, Stephan», sagte der Vater zu seinem Sohn. «Diese hier sind offenbar nicht unsere Qualitätsware.»

Als sich zeigte, dass andere Männer und Jugendliche aus der Umgebung ins KZ Buchenwald eingeliefert worden waren, löste der Gedanke daran, was die Zukunft noch bringen könnte, eisige Schauer aus, gegen die nicht einmal Herrn Rosskamms Qualitätsdecken halfen. Stephan, der zum Zeitpunkt ihrer Entlassung sechzehn war, fuhr mit dem Zug nach Berlin, um die Fluchtmöglichkeiten aus Deutschland zu erkunden – über irgendeine Grenze. Bei den dortigen Juden herrschten Panik und Durcheinander, eine Vorahnung der dunklen, todbringenden Zukunft schien plötzlich das ganze Land erfasst zu haben. So vielen Jüdinnen waren ihre Ehemänner genommen worden, dass sie sich endlich verpflichtet fühlten, nach Möglichkeit ins Ausland zu fliehen. Und wenn sie nicht ohne ihre Ehemänner fliehen konnten oder wollten, wollten sie wenigstens ihre Kinder in Sicherheit bringen. Es ging schon lange nicht mehr darum, «gemeinsam oder gar nicht» auszureisen.

Der junge Rosskamm war entsetzt, als er in der Hauptstadt alle diese verängstigten Frauen sah, viele davon jung und mit kleinen Kindern. Die jüdischen Stellen, die bisher die relativ wenigen Auswanderungswilligen betreut hatten, waren dem plötzlichen Ansturm potentieller Klienten einfach nicht gewachsen. Steve erzählte mir folgende Geschichte:

«Das Durcheinander war so schlimm, dass ich das Gefühl hatte, irgendjemand müsse etwas unternehmen. Nein! Ich spürte, dass niemand etwas tun würde, wenn ich nicht selbst etwas tat, diese Massen verängstigter Mütter, die ihre Kinder an sich drückten, würden weiter Tag und Nacht in unordentlichen Schlangen anstehen und nicht wagen, sie zu verlassen, um zu essen oder zu schla-

fen oder auf die Toilette zu gehen, weil sie fürchten mussten, dadurch ihren Platz in der Schlange der Ausreise willigen zu verlieren. Wenn sie dann glücklich ganz vorn angelangt waren und anfangen wollten, ihre Notlage zu schildern, hiess es sehr oft: «Kommen Sie morgen wieder ...'» Und Steve fügte hinzu: «Ich wurde ein Mann – ich musste einer werden. Ich organisierte ein Nummernsystem für die wartenden Frauen und brachte so eine gewisse Ordnung in die Ansteherei. Und die Sache funktionierte!»

Sobald das Verfahren geordnet ablief, setzte Stephan Rosskamm seinen Namen auf die Liste einer der Transporte, die damals organisiert wurden. Die Reise führte mit dem Zug über Köln nach Hoek van Holland, von dort aus ging es mit dem Schiff nach England, wo in den Blockhäusern einer Ferienwohnanlage für Arbeiter hastig das Jugendlager Dovercourt eingerichtet worden war.

Watson, auf den Roy Bladen sich eingeschossen hatte, um das Rätsel der Identität der Soldaten von 3 Troop zu lösen, hatte keine so amüsanten Erinnerungen wie den Vorschlag, die Woldecken in einem Gefängnis durch bessere zu ersetzen. Stattdessen erinnerte er sich, dünne Häftlingskleidung mit breiten schwarz-grauen Streifen getragen zu haben, die lose von seinen ausgezehrten Schultern hing. Er erinnerte sich an einen Tag, an dem einem Mithäftling irgendwie die Flucht aus dem KZ Dachau geglückt war: Er hatte neben seinem Bruder in eiskaltem Regen von 18 Uhr abends bis zum nächsten Mittag stillgestanden, wobei schon eine Gewichtsverlagerung von einem Fuss auf den anderen lebensgefährlich war. Deshalb standen alle unbeweglich, bis der Unglückliche ergriffen und zurückgebracht worden war. Die Wachen hängten ihm eine Trommel um und liessen ihn vor den Häftlingen auf und ab marschieren. Er musste die Trommel schlagen, während er von ihren dumpfen Tönen begleitet erschlagen wurde. Dann durften die schwachen, unterernährten Häftlinge sich davonschleichen und zumindest für eine Weile weiterleben. Das Schlimmste daran war,

dass sie sich selbst eingestehen mussten, dass sie froh waren, dass der Flüchtling gefasst worden war, weil damit ihre Qual zu Ende gegangen war. Wassermanns 22jähriger Bruder starb an einer durch Unterkühlung, Unterernährung und Zwangsarbeit ausgelösten Lungenentzündung. Im Totenverzeichnis des Lagers wurde das als «natürlicher Tod» vermerkt.

Das Verbrechen der Brüder Wassermann bestand darin, dass sie nach der Kristallnacht nach Holland zu flüchten versucht hatten. Während Wassermann in Dachau inhaftiert war, gelang es seiner Frau, für das Ehepaar und die beiden Kinder vier Schiffspassagen nach China zu kaufen (China gehörte zu den sehr wenigen Ländern, die bereitwillig jüdische Flüchtlinge aufnahmen), und er schaffte es, seine Entlassung aus dem KZ unter der Bedingung zu erreichen, dass die Familie sofort ausreiste. Zur selben Zeit gab ein Onkel in den Vereinigten Staaten eine Bürgschaftserklärung für seinen Nefen ab, auf die hin Wassermann tatsächlich entlassen wurde.

Statt nach China ging Wassermann lieber nach England, wohin er Frau und Kinder nachkommen lassen wollte, sobald er dort etabliert war. Er fand rasch Arbeit für sich und seine Frau, aber bevor er seine Familie zu sich holen konnte, brach der Krieg aus und machte alle Hoffnungen zunichte. Seine Familie kam nicht mehr rechtzeitig aus Deutschland heraus und wurde ermordet. Wassermann blieb in England und stiess später zum 3 Troop.

Viele unserer britischen Gastgeber fanden es reizvoll, dass wir Englisch sprachen, zumindest schlecht und recht, und dass viele von uns gebildet waren. (Das Bildungsniveau in unseren Heimatländern war ziemlich hoch, und «Allgemeinbildung» ist in Mitteleuropa schon immer ein Ziel, fast ein Ideal gewesen.) Zumindest anfangs machte uns das zu Exoten, die viel Neugier erweckten. Wohlmeinende Menschen luden Freunde ein, um ihnen ihre Flüchtlinge vorzuführen – nicht unbedingt Leute, die sie bei sich aufgenommen

hatten, sondern Flüchtlinge, denen sie halfen, die sie unterstützten oder beschäftigten.

Solche «Vorzeigeflüchtlinge» konnten von Glück sagen. Die weniger Glücklichen standen noch vor den Konsulaten jenseits des Ärmelkanals Schlange und versuchten, sich zum Elektriker oder Hemdenschneider ausbilden zu lassen oder einen anderen Beruf zu erlernen, der wenig Sprachkenntnisse erforderte. Viele schrieben sich für Spanisch- oder Englischkurse ein. Vor allem schrieben sie Briefe an Freunde, die es im Ausland «geschafft» hatten, oder an lange vergessene Verwandte, die ihrerseits ihre zunehmend verzweifelten Verwandten vergessen hatten. Manche, die ungewöhnliche Nachnamen hatten, suchten aus den Telefonbüchern ausländischer Städte Leute mit demselben Familiennamen heraus. Waren sie nicht vielleicht mit ihnen verwandt? Aus Angst vor der Zensur enthielten diese Briefe nur verklausulierte Hilferufe, in denen die Absender so nachdrücklich, wie sie wagen zu können glaubten, darauf hinwiesen, wie dringend ihre Bitte um Zuflucht, um einen sicheren Ort für sie oder wenigstens ihre Kinder sei. Für sie kam es vor allem darauf an, jemanden zu finden, der sie zu sich holte: als Dienstmädchen, als Gärtner ... als irgendwas.

Einige unserer Kameraden im No. 3 Troop waren problemloser nach England gelangt und hatten die Phase des mittellosen Flüchtlingsdaseins übersprungen. Freddy Gray (Manfred Gans) war von seinen Eltern auf ein englisches Internat geschickt worden. Leslie Scott (Uli Steiner), der Spross einer reichen deutsch-jüdischen Familie, kam aus einem Schweizer Internat nach London. Der Vater von Peter Moody (Kurt Meyer) war Psychiater, dessen spezielles Wissen sich exportieren liess. Der Vater von Peter Wells (Auerhahn) war Aussenhandelskaufmann und konnte seinen Firmensitz leicht verlegen, ohne dass sein Sohn die bittere Armut erleiden musste, die vielen von uns anderen bevorstand.

Auch Peter Terry gehörte zu den Glücklichen. Der am 21. Juni 1924

als Peter Tischler Geborene war der jüngste Mann im No. 3 Troop. Sein Vater war ein bekannter Wiener Zahnarzt, und seine Mutter, deren Vater «Hofrat» gewesen war, stammte aus einer der angesehensten jüdischen Familien Wiens. Peters Vater war im Ersten Weltkrieg Chef eines österreichischen Feldlazarets an der Ostfront gewesen, und zwei Brüder seiner Mutter waren in diesem Krieg gefallen.

Peter verbrachte seine frühe Kindheit in der Behaglichkeit der mitteleuropäischen Reichen. Die Familie Tischler lebte in einer Villa in dem eleganten Wiener Stadtteil Grinzing. Von dort aus kam der zwölfjährige Peter – vermutlich als Folge der Anglophilie seiner Eltern – ins englische Internat Frensham. Peter erinnerte sich später:

«Anfang März 1938, als ich noch nicht vierzehn war, bin ich in den Osterferien gerade rechtzeitig nach Wien heimgekommen, um zu hören, wie Kurt von Schuschnigg, der österreichische Bundeskanzler, im Rundfunk den Einmarsch der Deutschen bekanntgegeben hat. ‚Ich weiche nackter Gewalt ...‘, hat er mit vor Bewegung brechender Stimme gesagt. Am selben Abend hat der Herzog von Windsor, der ein Patient meines Vaters war, bei uns angerufen und sich erkundigt, ob er irgendwie behilflich sein könne. Der Herzog, der sich damals in Südfrankreich aufhielt (er hatte zwei Jahre zuvor auf den englischen Thron verzichtet), hat meinen Vater gedrängt, Österreich sofort zu verlassen. Aber davon wollte mein Vater nichts hören.»

Zwei Tage später beobachtete Peter vom Balkon der neuen Stadtwohnung der Familie Tischler in der Ringstrasse aus, wie die Wehrmacht in Wien einmarschierte. Er kehrte nicht in sein englisches Internat zurück, denn seine Eltern fanden, die Familie solle zusammenbleiben in der Hoffnung, dass die Übergriffe der Nazis bald aufhören würden. Zu den Patienten seines Vaters gehörte ein Anwalt, der gelegentlich bei den Tischlers zu Gast gewesen war. Er hiess Seyss-Inquart, hatte jahrelang seine bis dahin illegale Mit-

gliedschaft bei den Nationalsozialisten geheimgehalten und wurde jetzt der neue Bundeskanzler. Aus Dankbarkeit für seine zahnärztlichen Bemühungen stellte er Peters Vater eine Art Schutzbrief aus, in dem es hiess, er dürfe keinesfalls belästigt und sein Messingtürschild mit dem Namen *Dr. med. dent. Tischler* nicht mit judenfeindlichen Parolen beschmiert werden.

Mit dieser Bescheinigung in der Tasche nahm Peters Vater ihn an einem Sonntagmorgen im Mai zu einem Spaziergang über die schattigen Alleen im Prater mit. Plötzlich sahen die beiden sich von einer Horde Nazis in Braunhemden umringt, die bemerkt hatten, dass sie nicht das kleine Hakenkreuzabzeichen aus Aluminium trugen, das so gut wie alle nicht jüdischen Wiener am Revers hatten. Ihr Anführer warf einen arroganten Blick auf Dr. Tischlers kostbaren Schutzbrief und stellte fest, er gelte nicht für den Jungen. Deshalb sei Peter verhaftet und müsse jetzt mitkommen. Tischler senior ging natürlich ebenfalls mit. In den folgenden Stunden mussten sie gemeinsam mit Tausenden von weiteren Juden, die aus ganz Wien zusammengetrieben worden waren, zahllose Demütigungen über sich ergehen lassen – vom Rinnsteinreinigen mit blossen Händen bis zur Konfrontation mit einem Mob, der judenfeindliche Hetzparolen brüllte, während die Polizei untätig zusah.

Die rabiaten SA-Männer verhafteten sogar ein paar «gute» Österreicher, darunter einen Polizeibeamten, die es wagten, gegen diesen Wahnsinn zu protestieren. Nach einigen Stunden mussten die verhafteten Juden sich mit Blick zum Donaukanal aufstellen und wurden gewarnt, wer sich umdrehe, werde erschossen. Als Peter nach wenigen Minuten die Totenstille auffiel, drehte er sich trotzdem um und stellte fest, dass die Braunhemden verschwunden waren. An ihrer Stelle waren zahlreiche Taxis vorgefahren, deren Fahrer sich ein gutes Geschäft versprachen, weil all diese Leute sicher so schnell wie möglich von dort weg wollten.

An diesem Abend hörte Peter seinen Vater sagen: «Jetzt gehen

wir.» Die Frage war nur, wohin? Die von anderen Staaten verlangten Einreisevisa waren inzwischen praktisch nicht mehr zu bekommen. Ihre einzige Hoffnung war, sich nochmals an den Herzog von Windsor zu wenden, um zu sehen ob sein Hilfsangebot noch gültig war, das taten sie dann auch. Am nächsten Tag wurde Dr. Tischler jedoch verhaftet und in das Wiener Hotel Metropol geführt, in dem jetzt die Gestapo-Zentrale untergebracht war. Bei den tagelangen Verhören zeigte sich, dass ein ehemaliger Hausangestellter Tischler bei der Gestapo denunziert hatte, weil der Arzt ihn vor Jahren wegen seiner Mitgliedschaft bei den illegalen Nationalsozialisten entlassen hatte. Peter erinnerte sich weiter: «Dann geschah ein Wunder. Derselbe Vernehmungsbeamte, der bis dahin jedes Verhör mit der Frage ‚Sind Sie der Jude Tischler?‘ begonnen hatte, kam in die Zelle meines Vaters und sprach ihn mit ‚Herr Doktor‘ an. Er begleitete meinen Vater auf die Strasse, wo eine Limousine mit dem britischen Stander auf den Kotflügel wartete, um ihn in die Sicherheit der britischen Botschaft zu bringen. Der Wagen stand uns auf Veranlassung des Herzogs von Windsor für die restliche Zeit in Wien weiter zur Verfügung, bis wir die zahllosen Formalitäten erledigt hatten und das Land verlassen durften. Der britische Stander garantierte, dass wir uns in der Stadt frei bewegen konnten, ohne von den uniformierten Nazihorden und ihren opportunistischen Mitläufern behelligt zu werden.

Der Herzog unterstützte uns, indem er die von den britischen Einwanderungsbehörden geforderte Bürgschaftserklärung abgab, und so wurden wir in London als Ehrengäste empfangen. Sir Geoffrey Thomas, der Privatsekretär des Herzogs, erwartete uns auf der Victoria Station und brachte uns vorübergehend in einem leerstehenden Haus im eleganten Londoner Viertel St. John's Wood unter. Ich kehrte nach Frensham zurück, beendete die Schule und ging dann nach Cambridge. Ein Jahr später, zwei Tage nach meinem achtzehnten Geburtstag, betrat ich in Bloomsbury das Doppelzim-

mer von Major Davidson. Der Major war eine grosse, eindrucksvolle Erscheinung mit grauen Locken, die er fast kragenlang trug. Ich erklärte Davidson, ich wolle zu den Pionieren – damals die einzige Waffengattung der britischen Armee, die verbündeten feindlichen Ausländern offenstand. Ich hatte das Gefühl, «einen Beitrag leisten zu müssen», um die Nazis zurückzuschlagen und mich bei meinen britischen Gastgebern dafür zu revanchieren, dass sie uns Asyl gewährt hatten.

Eine Woche nach meiner Ankunft bei einer Pionierkompanie in Warwickshire fing ich an, mich um Versetzung zur kämpfenden Truppe zu bemühen. Das führte schliesslich dazu, dass ich mit anderen zu einem Einstellungsgespräch bei dem Mann geschickt wurde, der unser Skipper werden sollte.»

Was Peter nicht wissen konnte, war, dass ich als damals Sechzehnjähriger in der Wiener Alserstrasse eine am Randstein parkende Luxuslimousine mit einem britischen Ständer auf dem Kotflügel gesehen hatte. In dem Wagen sass ein Ehepaar das ich für Engländer hielt, mit einem Jungen ungefähr in meinem Alter, vielleicht etwas jünger. Ich hatte kurzzeitig mit dem Gedanken gespielt, die privilegierten Ausländer anzusprechen und um Hilfe für mich und meine Angehörigen zu bitten, aber meine Schüchternheit hatte mich davon abgehalten. Ich hatte neiderfüllt beobachtet, wie die Limousine wieder anfuhr und im Verkehrsstrom verschwand.

Zum Glück kamen die Aranys – meine Mutter, meine Schwester und ich – ebenfalls heraus. Es war wundervoll, entkommen zu sein, obwohl wir bettelarm waren und die Nachrichten von Tag zu Tag deprimierender klangen.

Eines Nachts marschierte ein Mann, der einen Ledermantel und Schaftstiefel trug, an dem schäbigen Logierhaus vorbei, in dem ich mit Mutter und Schwester wohnte. Zu meinem Entsetzen hörte ich ihn das Horst-Wessel-Lied pfeifen – das offizielle Parteilied der Nazis. Mir lief ein eisiger Schauer über den Rücken, als sei der

Mann mir bis aus Wien hierher gefolgt. Ich brauchte Tage, um mich von diesem britischen Faschisten zu erholen, der bei uns vorbeigekommen war.

Ich weiss noch, wie wir die neue Riesenstadt erkundeten und ich mit meiner Schwester Eva im Londoner Tower war. Nach der Besichtigung stellten wir erschrocken fest, dass unser Geld nur noch entweder für ein Sandwich oder für die Heimfahrt reichte. Wir waren beide so hungrig, dass wir uns fürs Essen entschieden. Dann traten wir geringfügig gestärkt den Heimweg an. Unser Rückmarsch zu dem Logierhaus in Warrington Crescent, Maida Vale in West London dauerte mehrere Stunden.

Aus österreichischer Sicht erschienen mir die Klinkermauern dieses dreistöckigen Gebäudes schäbig und unfertig. Bei uns zu Hause wären die Ziegel unter einer Putzschicht mit reichen Ornamenten und mehrfarbig abgesetzten Simsens verschwunden. Diese unverputzten Gebäude wirkten nackt und ärmlich. Aber hinter dem Haus lag eine riesige, üppig grüne Rasenfläche, die sich unsere Strasse und die nächste dahinter teilten. Auf dem Rasen tobten adrett uniformierte englische Schulkinder, schlugen Rad und spielten Fangen. Nicht einmal in Wien gab es solche Kinderspielplätze, aber ich wagte mich nie dort hinaus. Wer wusste, ob das vielleicht verboten war? Die Beschränkungen des Lebens unter den Nazis lasteten noch immer schwer auf mir. Wie sollte ich jemals eine Chance bekommen, gegen sie zu kämpfen, sie gar zu besiegen?

Im Alltag wurde jedes nur vorstellbare Haushaltsgerät durch einen eigenen Münzautomaten aktiviert. Eines Tages war ich in der Abenddämmerung allein zu Hause, als mit einem Klicken in der Ecke das Licht ausging. Und ich hatte kein einziges Sechspencestück, um es in das verflixte Gerät einzuwerfen. Während ich so geduldig, wie es einem Sechzehnjährigen eben möglich ist, darauf wartete, dass meine Mutter oder meine Schwester heimkämen, klingelte es viermal. Dieses viermalige Klingeln bedeutete, dass jemand zu uns wollte.

Als ich die Tür öffnete, stand vor mir ein grosser, eleganter Mann in Londoner Citykleidung: schwarzes Jackett, gestreifte Hose, Homburg, Aktentasche, Stockschild, die obligatorische zusammengerollte *Times* unter dem Arm. Und er fragte nach mir! Er stellte sich als «The Honourable Ralph Roper-Curzon, Vertreter der Boy Scouts of Great Britain» vor. Er sagte, er habe den Auftrag, mich als Pfadfinder – der ich seit acht Jahren war – im Vereinigten Königreich zu begrüßen. Ein grosser Augenblick im Leben eines Jungen. Er erwartete offenbar, hereingebeten zu werden.

Meine jugendliche Mentalität wog gute Manieren gegen Peinlichkeit ab. Ich musste etwas tun, und in einem von Panik erfüllten Augenblick hätte ich am liebsten die Tür zugeknallt und mich versteckt. Aber stattdessen stammelte ich: «Bevor ich Sie hereinbitte, Sir ... haben Sie zufällig ein Sixpencestück bei sich, damit das Licht wieder funktioniert?»

### 3.

## Verbündete feindliche Ausländer

Als das Vereinigte Königreich uns als Flüchtlinge vor den Nationalsozialismus aufnahm, betrachteten wir uns als Gäste, deren höfliche Dankbarkeit und politische Abstinenz unseren Gastgebern sicher war. Trotzdem konnten manche von uns ihren Drang, unsere Wohltäter vor dem heraufziehenden Sturm zu warnen, nicht unterdrücken. Nachdem wir eben der protzigen Machtdemonstration eines überheblichen Staats entkommen und die allgemeine Gleichgültigkeit in einem uns idyllisch und frei erscheinenden Land kennengelernt hatten, hielten wir es für unsere dringende Pflicht, Alarm zu schlagen. Wir hatten die gewaltigen Panzer und Flugzeuge der Wehrmacht gesehen, aber in England schien es nichts mit solcher Schlagkraft auch nur entfernt Vergleichbares zu geben. Gelegentlich sahen und hörten wir veraltete Militärmaschinen, gelbe Doppeldecker des Musters Tiger Moth, auf Übungsflügen vorbeituckern, aber niemals rasselten Panzer vorbei. Da Hitler nach unserer Überzeugung die Weltherrschaft anstrebte, bemühten wir uns verzweifelt, unsere Ängste in Gesprächen zum Ausdruck zu bringen. Das taten wir so oft, dass einige unserer Kommentare die Presse erreichten.

Die englische Presse reagierte schockiert und empört – nicht auf diese Botschaft, sondern auf uns, ihre Überbringer. Vor allem ihre rechtsstehenden Kolumnisten beschwerten sich. «Diese Emigranten gefährden unsere Beziehungen zu unseren guten Freunden, den Deutschen», schrieb einer von ihnen vor Kriegsausbruch. Als dann Krieg herrschte, schrieb dieser Mann, Ward Price von der *Daily*

*Mail:* «Woher wissen wir, dass diese Leute keine Spione sind? Jeder kann behaupten, ein Flüchtling zu sein.»

Anfangs machten die Briten ihrem Ruf, tolerant zu sein, alle Ehre. Feindliche Ausländer wurden erfasst, aber erst in der Invasionspanik nach der Besetzung Belgiens, der Niederlande und Frankreichs kam es zu massenhaften Internierungen. Dabei machten viele von uns verbündeten feindlichen Ausländern eine dritte Metamorphose durch, als sie sich als Internierte wiederfanden. Die erste war für mich die Mutation von einem mehr oder weniger assimilierten Gymnasiasten aus dem österreichischen Mittelstand in ein gepeinigtes Opfer von Hass, Verachtung, Spott und Ausgrenzung im eigenen Land gewesen. Die zweite war die Verwandlung in einen mittellosen Flüchtling, weil die Nazis uns nur den lächerlich geringen Betrag von zehn Reichsmark mitzunehmen erlaubt hatten. Die frische Luft der Freiheit war natürlich weit mehr wert, aber trotzdem empfanden die meisten von uns ihre Geldnöte als sehr hinderlich. Wie kann man versuchen, mit einem Mädchen auszugehen, wenn man sich nicht mal eine Kinokarte leisten kann? Wir versuchten, erwachsen zu werden und uns zu bewähren.

Die dritte Metamorphose – hinter Stacheldraht eingesperrt zu sein – war schwer mit Gleichmut zu ertragen. Wir hatten Verständnis für die Angst unserer britischen Gastgeber vor der Gefahr einer Fünften Kolonne aus eingeschleusten Spionen, die sich als Flüchtlinge ausgaben, aber wir wussten auch, dass wir echte Flüchtlinge waren. Für uns war es sehr leicht, Freund von Feind zu unterscheiden, und wir hätten unsere Bewacher bereitwillig auf verdächtige Elemente in unseren Reihen aufmerksam gemacht – wenn es welche gegeben hätte. Wir, die wir gehofft hatten, gegen den gemeinsamen Feind kämpfen zu dürfen, wurden nun von den eigenen Leuten gefangengehalten, wahrscheinlich bis dieser Krieg – unser Krieg! – zu Ende war. Dabei wollten wir nur unseren Beitrag leisten.

Im Oktober 1938, schon bald nach meiner Ankunft in England, fand meine Retterin Ida für mich Arbeit auf einem Bauernhof in Berkshire: in Hurley on Thames, zwischen Henley und Maidenhead. Auf Wilfred Longs Frogmill Farm bekam ich keinen Lohn, aber Kost und Logis, so dass ich meiner Mutter nicht mehr auf der Tasche lag. Bei der schweren Arbeit wurde ich kräftiger, was mir in dem Krieg, der bestimmt kommen würde und in dem ich mitzukämpfen hoffte, nur nützen würde. Wenn ich abends in Gummistiefeln auf üppig grünen englischen Wiesen lautlos meine Runde machte, um die Hühnerställe abzusperren, bildete ich mir ein, mich an imaginäre Feinde anzuschleichen.

An einem Sommerabend waren alle Landarbeiter der Frogmill Farm damit beschäftigt, Heu einzubringen. In England macht man sprichwörtlich Heu, solange die Sonne scheint, aber in der Heuernte scheint die Sonne so selten, dass die Arbeit oft bis in die Dunkelheit hinein weitergeht. Ich arbeitete an dem mit Stacheln besetzten Förderband, das aufgelegtes Heu nach oben auf den Heuboden beförderte. Während ich gegenüber «dem Alten», Wilfred Long persönlich, arbeitete, bestätigte sein kritischer Blick seine feste Überzeugung, ich sei für Landarbeit untauglich. Seine Zunge, die spitzer als die Zinken meiner Heugabel war, belegte mich mit einem stetigen Strom blumiger Kraftausdrücke, die jedoch nach seinem ersten Urteil: «Du bist ein nichtsnutziger Stadtbengel!», redundant waren. Während ich mich anstrengte, ihm das Gegenteil zu beweisen, riskierte ich eine Verschnaufpause. (Bei Mr. Long durfte keine Stachelreihe ohne Heu nach oben wandern – «verdammte Benzinverschwendung».)

Ich nahm mein Leben und mein Taschentuch in die Hand und hörte nur ganz kurz zu arbeiten auf, um mir den brennenden Schweiß aus den Augen zu wischen. Dabei sah ich ... ah! Was sah ich?

Ein Mann, der gegen die Abendsonne nur als Silhouette zu sehen war, kam den Weg entlang. Er sah wie mein Vater aus ... lächerlich

... unmöglich. Er sass ohne Papiere in Belgien fest. Mit dem für meinen Vater typischen Unternehmergeist hatte er eine Büste von George Bernard Shaw geschnitzt, sie ihm geschickt und ihn gebeten, ihm zu helfen, nach England zu gelangen. Der berühmte Dramatiker antwortete auf einer Postkarte mit seinem bärtigen Fotoporträt: «Danke für die sehr schwungvolle Büste. Ich habe im Innenministerium keinen Einfluss, aber ich habe Ihren Brief dorthin weitergeleitet. Es ist ein ausgezeichnete Brief. Ich kann nichts daran verbessern. G.B. Shaw.»

Der Unbekannte kam die Black Boy Lane entlang und sah aus der Ferne zu uns hinüber. Dann hob er den schmiedeeisernen Bügel hoch, der das Tor geschlossen hielt, und überquerte das goldgelbe Stoppelfeld. Er war tatsächlich mein Vater. Mit dem Macho-Gehabe eines ehemaligen Offiziers der k. u. k. österreichisch-ungarischen Armee warf er seine Jacke weg und krepelte die Ärmel auf. «Ich helfe!»

Mr. Long wurde blass, lief rot an, wurde nochmals blass und murmelte vor sich hin: «Jetzt seid ihr zu zweit, wo einer von euch schon zuviel gewesen ist.»

Mein Vater war auf einem polnischen Dampfer als blinder Passagier unter einem Kohlenberg versteckt herübergekommen. Nachts hatte er sich von Bord geschlichen und war dann per Anhalter zur Frogmill Farm gefahren. Den Longs blieb nichts anderes übrig, als ihn zum Abendessen einzuladen, denn in der Nähe konnte er nirgends essen – vor allem nicht ohne Geld. Die grosse Familie sass um den Küchentisch versammelt. Mein Vater war so ausgehungert, dass es mir peinlich war, seinem jugendlichen Sohn, der sich zu bewähren oder wenigstens nicht aufzufallen versucht hatte. Aber das Schlimmste stand mir noch bevor. Plötzlich stiess mein Vater mich an. «Ich glaube, ich muss Rede halten!» flüsterte er unüberhörbar laut auf Englisch.

«Nein!» schrie ich fast.

Zu spät. Er war schon aufgesprungen. «Ladies und Gentlemen, als

erstes möchte ich Ihnen für Ihre Feindseligkeit danken ...»  
«Falsch!» ächzte ich, weil er *hospitality* (Gastfreundschaft) und *hostility* (Feindseligkeit) verwechselt hatte.  
«Wieso? *Host* – Gastgeber, *hostility* – Gastfreundschaft!» Er hielt in gebrochenem Englisch eine blumige Rede. Nach dem Abendessen marschierte er zur Polizei, um sich zu stellen. Nach einigen Wochen wurde er vorläufig entlassen. Selbst ohne Papiere wurde er als weiterer verbündeter feindlicher Ausländer anerkannt.

Am 3. September 1939 brach der Zweite Weltkrieg aus. England und Frankreich hatten Hitler in Ultimaten aufgefordert, den Krieg gegen Polen nicht fortzusetzen, aber Hitler, der auf seine überlegene Stärke und Kriegsbereitschaft vertraute, ignorierte sie und rückte unaufhaltsam weiter vor. Als Holland und Belgien im Mai 1940 kapitulierten, schrieb ich in mein Tagebuch: «Für meinen Geschmack erzielen die Nazis zu grosse Erfolge.» Ich hatte mir bereits englisches Understatement angewöhnt, denn in Wirklichkeit war ich sehr deprimiert.

Am 24. Mai kam ein Kriminalbeamter den kurvenreichen Weg zur Frogmill Farm entlangefahren. Das umliegende Gebiet war vom Kriegsministerium zur «Verteidigungszone» erklärt worden, so dass alle feindlichen Ausländer (auch verbündete wie ich) es sofort verlassen mussten. Zur selben Zeit erhielt ich ein Stipendium an einer Londoner Kunstschule. Dort hatte ich mich für den Fall beworben, dass ich in der Landwirtschaft doch nicht Karriere machen würde. Also zog ich bei meiner Mutter ein, die beruflich so erfolgreich war, dass sie jetzt in einer Gartenwohnung in Hampstead im Nordwesten Londons lebte. Es war ein aufregendes neues Erlebnis, jeden Tag mit dem Rad zu der Kunstschule in der Nähe der Victoria Station zu fahren.

Am ersten Tag stand auf meinem Stundenplan: *Life Class/1. Stock.*

Ich nahm an, das bedeute, dass wir Stilleben zeichnen würden – eine Obstschale, eine Blumenvase. Man stelle sich meine Überraschung vor, als ich im Zeichensaal eine blonde junge Schönheit entdeckte, die splitterfasernackt auf einer Chaiselongue drapiert war. Ich reagierte völlig schockiert, wich hastig in den Korridor zurück und verschwand auf der Herrentoilette, um mir die Haare zu kämmen. Nach einiger Zeit hatte ich mich wieder gefangen, ging auf Zehenspitzen in den Saal zurück, setzte mich zwischen die anderen und machte eine kleine, dezente Aktzeichnung von der schönen Blondine. Ah, die Kunst!

Am 14. Juni 1940 marschierten die Deutschen in Paris ein. Drei Tage später fand meine beginnende Künstlerkarriere ein jähes Ende: Die Kunstschule wurde «wegen unmittelbar drohender Invasionsgefahr» geschlossen. Ich nahm meine Bildermappe, die noch ziemlich dünn war, auf dem Fahrrad mit nach Hause. Da ich meine Künstlerutensilien nicht auch noch mitnehmen konnte, wollte ich sie später abholen. Aber dazu sollte es leider nicht mehr kommen. Am nächsten Tag begannen die durch das sinkende Kriegsglück der Alliierten ausgelösten Verhaftungen verbündeter feindlicher Ausländer. Morgens wurde in aller Frühe an unsere Wohnungstür in Hampstead geklopft.

«Keine Zeit zum Waschen und Rasieren ... sorry», sagte der Polizeibeamte.

Ich hatte das Gefühl, die mit der Festnahme von Ausländern beauftragten Polizeibeamten hätten jeden Tag eine bestimmte Quote zu erfüllen, die wichtiger war als die Eigenschaften oder sogar die Identität ihrer Zielpersonen. Später hörten wir von einem Fall, in dem eine Black Maria (die Londoner «Grüne Minna») vor einer Studentenbude vorgefahren war. «Sind Sie Hans Schmidt?» fragte der Polizeibeamte den jungen Mann, der die Tür aufmachte.

«Nein», antwortete der Student wahrheitsgemäss. «Ich bin Tom Jones und wohne mit ihm zusammen.»

«Dann kommen Sie mit, Sie tun's vorläufig. Sie können dem Sergeanten auf dem Revier erklären, wer Sie sind oder nicht sind.»

Diese Erklärung und die notwendige Verifizierung bedeuteten mindestens zwei Wochen Aufenthalt im Internierungslager. Die Polizeibeamten schienen selbst nicht recht zu wissen, warum sie diese Leute abholten. Obwohl ich mit meiner Verhaftung gerechnet hatte, wusste ich, dass ich kein Einzelfall, sondern nur einer von vielen an diesem Tag Festgenommener war.

Ich fand mich in deprimierter Stimmung im ersten Stock des Polizeireviers Hampstead in einem Raum wieder, der voller deutscher und österreichischer Flüchtlinge jeglichen Alters war. Ein kleiner alter Mann in einem langen braunen Mantel starrte sorgenvoll aus dem Fenster, denn seine Frau hatte versprochen, ihm ein Sandwich zu bringen, weil er seine Wohnung so überstürzt hatte verlassen müssen. Schliesslich sah er sie unten auf der Strasse mit einer Tüte in der Hand um die Ecke kommen. Er raffte sich dazu auf, ihr unglücklich zuzuwinken, um sie auf sich aufmerksam zu machen.

«Weg vom Fenster!» brüllte ein Polizeibeamter. «Ich hab' gesehen, wie Sie jemand ein Zeichen gemacht haben. Machen Sie das noch mal, fliegen Sie in eine Zelle!»

Wenig später fragte ein freundlicherer Sergeant, ob jemand unter Begleitung auf die Toilette wolle. Die meisten von uns hoben die Hand, aber der kleine Mann war zu spät dran. Er war noch immer eingeschüchtert und wegen der Zurechtweisung niedergeschlagen, aber nach der Aufregung über den barschen Tonfall des Polizeibeamten musste er erst recht dringend auf die Toilette. Deshalb versuchte er, die Gruppe einzuholen, als wir den Raum durch die rückwärtige Tür verliessen, um nach unten geführt zu werden.

«Sie schon wieder!» kreischte sein Gegenspieler von vorhin. «Die selben alten Tricks, will sich hier rausschleichen!» Und er zerrte den kleinen Mann aus der Gruppe.

Die Internierung belastete die älteren Männer am meisten, aber wir hatten alle den Eindruck, sie sei willkürlich und oft desorganisiert. Der Innenminister stand vor dem Problem, wen er internieren, wo er diese Leute internieren und wo er das Personal zur Durchführung dieses schwierigen Programms hernehmen sollte. Die erste Frage beantwortete er indem er die meisten Männer ab dem sechzehnten Lebensjahr verhaften liess. Auch einige wenige Frauen wurden interniert – jedoch aus keineswegs stärkeren Verdachtsgründen. Leider gehörten zur ersten Kategorie neben mir viele andere potentielle Freiwillige im Kampf gegen Hitler. Wie frustrierend!

In den Internierungslagern wurden wir von Soldaten bewacht. Manche erfassten ihren Auftrag, manche nicht. Manche waren einfach überaltert, müde, drittklassig, sie schliefen auf ihrem Posten ein. Mache ihr Sergeant vom Dienst seine Runde, bewarfen wir ihre Wachtürme mit kleinen Steinen, damit sie aufwachten, denn sie taten uns leid und wir wollten nicht, dass sie Schwierigkeiten bekamen. Schliesslich standen wir auf derselben Seite.

Die Einstellung des Lagerkommandanten war für die Insassen von entscheidender Bedeutung. Der Kommandant des Lagers Lingfield, Surrey, wo ich interniert war, hatte in seinem Lager drei verschiedene Küchen eingerichtet: normal, vegetarisch und koscher. Derartige humanitäre Bemühungen waren in keiner Dienstvorschrift vorgesehen. Bei der Ankunft in Lingfield stellte ich überrascht fest, dass mein Vater schon einige Tage vor mir hier angekommen war. Da wir nicht in täglichem Kontakt gestanden hatten, hatte ich nicht gewusst, dass er nochmals interniert worden war.

«Für welche Mahlzeiten hast du dich eingeschrieben?» fragte er lebhaft interessiert.

«Normale», antwortete ich.

«Falsch», sagte er.

«Für welche hätte ich mich einschreiben sollen? Koschere?»

«Wieder falsch.»

«Vegetarische?»

«Falsch, falsch, falsch. Natürlich für alle drei.» Er fügte besorgt hinzu: «Es darf dich bloss nicht stören, nach dem Dessert wieder mit Vorspeisen anzufangen. Die Ausgabezeiten überschneiden sich zum Teil, so dass du von einem Essraum zum anderen rennen musst, aber nur so bekommt ein Heranwachsender wie du hier genug zu essen.»

Die Lager waren ganz unterschiedlich angelegt. Manche waren geradezu Musterbeispiele für britisches Improvisationstalent. Aufgrund der Erkenntnis, dass Pferderennbahnen im Allgemeinen gut eingezäunt sind, damit niemand ohne Eintrittskarte hereinkommt, und aufgrund der Tatsache, dass Pferderennen für die Dauer des Krieges als unnötiger Luxus gestrichen waren, wurden mehrere solcher Einrichtungen in Internierungslager umgewandelt. Die allen Besuchern vertrauten Rennbahnen waren jetzt durch einen zusätzlichen Stacheldrahtzaun gesichert. In gleichmässigen Abständen aufgestellte Wachtürme umgaben das weite Gelände, auf das zusätzliche Tore im Stacheldraht führten. So dienten Ascot, Lingfield und Kempton Park als Internierungslager.

Manche Lager befanden sich in Fremdenpensionen auf der Insel Man, wo der Tourismus wegen der Gefahr, die der Schifffahrt in der Irischen See durch deutsche U-Boote drohte, vorerst zum Erliegen gekommen war. Ein weiteres befand sich in einer Arbeitersiedlung ausserhalb Liverpools.

«Und wo schläfst du?» fragte mein Vater auf der Rennbahn Lingfield weiter.

«Im Stall, auf einem Strohsack», antwortete ich. «Nicht gut», sagte er.

«Ich weiss, aber wo sollte ich schlafen?»

«Mitgliederbereich, Haupttribüne ... lass mich nur machen.» Er hielt einen Offizier an und erklärte ihm, er wolle seinen Sohn im Auge behalten, «ein junger Bursche unter all diesen Männern, Sie verstehen, Sir».

«Ist dort Platz für ein zusätzliches Feldbett?»

«Ja, Sir!» sagte mein Vater und schob die übrigen Feldbetten eng zusammen, um Platz für mich zu schaffen. Ich zog sofort in dieses luxuriös verglaste Penthaus um.

In Lingfield wurden wir von dem Queen's Own Royal West Kent Regiment bewacht, in dem ich eines Tages Sergeant werden sollte – allerdings viel, viel später. Am zweiten Tag im Lager bekam ich Streit mit einem Obergefreiten meines zukünftigen Regiments. Ich hatte mich freiwillig zum Kartoffelschälen gemeldet, und während ich damit beschäftigt war, durften die anderen aus meiner neu eingetroffenen Gruppe ihre Zahnbürsten und ihr Rasierzeug aus ihrem Gepäck holen, das noch in einem versperrten Schuppen lagerte. Weil ich nicht da war, verpasste ich diese Gelegenheit. Als ich aus der Küche zurückkam, bat ich unsere Wachen, mich in den Schuppen zu meinem kleinen Koffer zu lassen. Das lehnten sie ab. In meiner Naivität erklärte ich ihnen, dass ich aus rein altruistischen Gründen etwas Wichtiges verpasst und bestimmt das gleiche Recht auf meine Toilettensachen hatte wie jeder andere.

«Das ‚Recht‘?» brüllte der Obergefreite los. Er zog seinen Revolver Smith & Wesson und zielte damit auf meinen Kopf. «Ich will dir was von Rechten erzählen. Ich habe das Recht, dich zu erschiessen. Du hast überhaupt keine Rechte.» Ich hatte selbst als Internierter die Schwingen der Freiheit erprobt und war jämmerlich abgestürzt. Auf der Rennbahn Lingfield lernte ich Harry Nomburg kennen – beim Handballspiel, das in Deutschland beliebter war als in Österreich. Harry, einer der beiden Söhne des Ehepaars Georg und Lotte Nomburg, stammte aus Coburg. Dort waren die Nazis frühzeitig sehr aktiv, und als Rabauken in Braunhemden das Geschäft der Nomburgs anzündeten, ging die Familie nach Berlin. Dort fühlten sie sich sicher, während Herr Nomburg in Berlin Mitte sein Geschäft für Herrenbekleidung betrieb, weil sie der Überzeugung wa-

ren, die urbane Atmosphäre der Hauptstadt bedinge auch ein urbaneres Verhalten ihrer Bürger und Behörden.

Als die Schlinge der Nazis sich langsam zuzog, hielten die Nomburgs es jedoch für besser, ihre Söhne ausser Landes zu bringen: den Jüngeren nach Palästina und Harry mit einem Kindertransport nach England. Leider zögerten Georg und Lotte ihre eigene Ausreise zu lange hinaus. Törichterweise dachten sie, Hitler habe es in Wirklichkeit auf Kommunisten, besonders auf jüdische Kommunisten abgesehen. Sie konnten sich nicht vorstellen, gesetzestreue Bürger wie sie könnten als «Staatsfeinde» betrachtet werden – als Feinde ihres Staats, ihres Deutschlands. Das Ehepaar kam ins Ghetto Lodz im Generalgouvernement, dessen Bewohner zum grössten Teil verhungerten oder später in Vernichtungslager deportiert wurden. Harry hörte nie mehr etwas von ihnen.

Als Harry und ich in Lingfield beisammenstanden, hätten wir uns nicht träumen lassen, dass wir eines Tages als britische Commandos am selben Strand in der Normandie an Land gehen würden.

Unterdessen wurden zweitausend Internierte nach Kanada und weitere zweitausend Mann nach Australien transportiert. Da nie bekanntgegeben wurde, wohin diese Transporte gingen, gaben mein Vater und ich uns alle Mühe, einen abreisenden ehemaligen Klassenkameraden von mir zu begleiten. Aber das gelang uns nicht. Er wurde auf dem Seelenverkäufer *Dunera* nach Australien deportiert. Das Wachpersonal an Bord war schlecht ausgewählt. Es kam von einer Einheit, der eben die Flucht aus Dünkirchen geglückt war, wo sie erfahren hatten, wie die Nazis KZ-Insassen und Kriegsgefangene behandelten. Die Wachen glaubten, es mit Männern zu tun zu haben, die solche Greueltaten verübt hatten, und schienen den Ehrgeiz zu haben, noch brutaler zu sein. Als Folge wurde ihr Oberst kassiert, und die Schadenersatzklagen zogen sich jahrelang hin.

Sechs der Männer, die später zum No. 3 Troop stiessen – Hans Ge-

org Fürth, Egon Vogel (Villiers), Werner Goldschmied (Dwelly), Gerald Nell (Nichols) und Carlebach (Carson) –, waren damals an Bord der *Dunera*.

Fürth hob sofort die Hand, als erfahrene Fleischer gesucht wurden. Er war gar kein Fleischer, aber er sah darin eine Chance, dem Elend im Zwischendeck zu entgehen und Zugang zur besten Währung überhaupt zu haben: Essen. Seine Hoffnung wurde nicht enttäuscht. Auf der restlichen Reise schlief er in einer eigenen Hängematte und musste im Gegensatz zu seinen Kameraden nie Hunger leiden.

Auch Nell war mit einem Einfall, auf den er vor seiner Internierung gekommen war, ein grosser Coup gelungen. Sein arischer Vater war gestorben, als Gerald fünfzehn war, aber seine Mutter war Jüdin. Der Jugendliche hatte Deutschland verlassen wollen und sie dazu überredet, ihn nach England reisen zu lassen, was mit seinem deutschen Pass damals noch möglich gewesen war. In London nahm Gerald die erste Arbeit an, die er finden konnte. Als abzusehen war, dass es Krieg geben würde, machte er sich Sorgen wegen seiner Mutter, die in Deutschland zurückgeblieben war, und ging deshalb zur deutschen Botschaft und sagte: «Ich bin im wehrpflichtigen Alter. Benachrichtigen Sie mich bitte, sobald die jungen Männer eingezogen werden?»

Eines Tages rief die Botschaft an, und Gerald bedankte sich aufrichtig. Mit dieser Information aus erster Hand über die bevorstehende Mobilmachung rief er seine Mutter in Berlin an. «Mama, bitte lass alles stehen und liegen und komm sofort hierher.»

Sie befolgte klugerweise seinen Rat, hielt sich aber beinahe zu lange in Holland auf. Zum Glück gelang es ihr, an Bord der letzten Fähre zu kommen, die sie zu ihrem besorgten Sohn nach England brachte. So hatte er eine Sorge weniger, als er interniert und dann nach Australien deportiert wurde.

Das Leben in den meisten Internierungslagern war nicht allzu schlimm, wenn man keine familiären Verpflichtungen, keine Ange-

hörigen hatte, die man ernähren musste. In manchen Lagern wurde Fussballkleidung fast vor dem ersten Essen ausgegeben. In Huyton bei Liverpool, einem der grösseren Lager, entstand eine ganze Fussballliga: ein Beweis für die Popularität dieses Spiels in Deutschland, Österreich und Ungarn, aber auch für die Sportlichkeit der Briten, denen ein Leben ohne Fussball offenbar als ungewöhnlich grausame Strafe erschien. In den Lagern gab es teilweise recht gutes Spielermaterial: Jungs, die in bekannten deutschen Mannschaften wie Eintracht Frankfurt gespielt hatten. Dass sie Juden waren, hatte sie in der Frühzeit des Naziregimes nicht disqualifiziert, weil ihr aussergewöhnliches Talent sie vor Verfolgung geschützt hatte. Aber nicht für lange.

Und in der freundlicheren Atmosphäre der Internierungslager konnten auch die britischen Kommandanten ihren sportlichen Ehrgeiz nicht ganz unterdrücken. Einer von ihnen tauschte einen berühmten Feinschmeckerkoch gegen einen Mittelstürmer und einen Geiger gegen einen Torwart aus anderen Lagern ein. Doch auch die Kultur kam zu ihrem Recht. Ein hoher Preis wurde fällig, als ein Kommandant beschloss, das beliebte Klavierduo Ravich und Landauer, das in verschiedenen Lagern interniert gewesen war, bei sich wiederzuvereinigen.

Unter den Lagerinsassen gab es einige merkwürdige Gestalten. Einmal abgesehen von jedem willkürlichen Querschnitt unter Sechzehn- bis Siebzigjährigen, gab es beispielsweise einen kleinen Mann, der an seinem blauen Sergeanzug eine bunte Ordensspange mit britischen Auszeichnungen aus dem Ersten Weltkrieg trug. Er hatte den weitaus grössten Teil seines Lebens in England verbracht, nachdem er vor der Einführung von Einwanderungsvisa als kleiner Junge aus Deutschland herübergekommen war. Er zeigte stolz Fotos seiner Söhne herum, die in der RAF und der britischen Kriegsmarine dienten. Aber wegen eines peinlichen Versehens fand er sich jetzt hinter Stacheldraht wieder: Er hatte nie einen Einbürger-

rungsantrag gestellt. Er hatte sich in diesem Land so zu Hause gefühlt, dass er nie auf diese Idee gekommen war.

Nach längerer Internierungszeit wurden Vordrucke ausgegeben, damit die Lagerinsassen ihre Freilassung beantragen konnten. Dies war eine Gelegenheit für ein Plädoyer in eigener Sache, man konnte seinen Kampf gegen die Nazis oder seine bisherige, für den Kriegseinsatz wichtige Arbeit herausstreichen. In einem Feld konnten Charakterzeugen angegeben werden: britische Staatsbürger die den Antragsteller seit über sechs Jahren kannten. Da die meisten von uns erst seit einigen Jahren im Vereinigten Königreich lebten, waren sie somit automatisch disqualifiziert. Und da ich keinen einzigen britischen Staatsbürger auch nur entfernt so lange kannte, fühlte ich mich dazu verdammt, bis Kriegsende in Lagern herumzuhocken. Meinem Leben – und damit auch meinem Ehrgeiz, gegen Hitler zu kämpfen – war eine Zwangspause verordnet worden. Das war deprimierend, frustrierend und schwer zu ertragen.

Ein anderer junger Lagerinsasse glaubte, bessere Aussichten zu haben, als er unter «Referenzen» eintrug: «Seine Majestät König Georg VI.» Das brachte ihm eine rasche Vorladung zum Kommandanten ein.

«Das soll doch hoffentlich kein Scherz sein?»

«Ich würde nie mit meiner Freiheit spielen, Sir.»

«Nun, hätten Sie etwas dagegen, ... Ihre Angabe ... ein wenig zu erläutern? Wie kennt Seine Majestät Sie?» fragte der verwirrte Kommandant.

«Tatsächlich habe ich etwas dagegen, Sir. Aber wenn Sie's wissen müssen, was sich wohl nicht vermeiden lässt: Er ist mein Cousin ersten Grades.» Und das stimmte wirklich: Der junge Mann war ein deutscher Prinz aus dem Haus Sachsen-Coburg oder Hohenzollern, der inkognito in London studierte.

Es dauerte noch weitere zwei Wochen, bis er freikam.

Mein eigener Pessimismus erwies sich als unangebracht. Ich hatte den Einfluss und die Entschlossenheit meiner Mutter unterschätzt.

Sie hatte beschlossen sich einer Operation zu unterziehen, weil sie hoffte, mich dadurch aus humanitären Gründen freizubekommen.

Ich vermute, sie musste sich die Gebärmutter entfernen lassen, aber damals wurde über solche Dinge nicht gesprochen. Später erzählte sie mir nur, sie habe ihre Operation mehrmals verschoben, um den für meine Entlassung günstigsten Termin abzuwarten. Und sie sicherte sich die Unterstützung des Bürgen, der meiner Tante Ida die Einwanderung nach England ermöglicht hatte.

Inzwischen waren mein Vater und ich getrennt worden. Er kam nach Huyton bei Liverpool, ich auf die Insel Man. Aber er kämpfte weiter um die Zusammenführung mit mir und schaffte es tatsächlich, dass ich von einem englischen Soldaten mit Gewehr und aufgepflanztem Bajonett eskortiert an Bord eines Postdampfers gehen durfte, um nach Huyton zu reisen. Dort ging am 11. August 1940 ein Telegramm von Marjorie Raphael, der Führerin der britischen Pfadfinderinnen, ein. «Bitte Peter Arany sofort entlassen», telegraphierte sie, «da seine Mutter sich einer grösseren Operation unterziehen muss. Peter ist seit zehn Jahren Pfadfinder und hundertprozentig zuverlässig.»

Unser armer Lagerkommandant wusste nicht, wie er auf diese Aufforderung, für die es keinen Präzedenzfall gab, reagieren sollte. Er legte sie dem Kriegsministerium vor, das damals eigentlich mit den deutschen Luftangriffen, die vor Kurzem begonnen hatten, beschäftigt war. Die Entscheidung lautete, es sei vermutlich besser, mich freizulassen, als den Zorn zehntausender uniformierter kleiner Mädchen zu riskieren – gewissermassen eine zweite Front auf den Britischen Inseln. Aber bei der Entlassung wurde vergessen (oder war das eine teuflische Verschwörung gegen mich?), mir meinen Ausweis zurückzugeben. Stattdessen musste ich mich auf dem Polizeirevier Hampstead melden, das ich in sehr schlechter Erinnerung hatte.

«Wo ist Ihr Fremdenausweis?» lautete die erste Frage des Sergeanten vom Dienst, als ich das Gebäude betrat, in dem meine Häftlingslaufbahn begonnen hatte.

«Meines Wissens in Huyton bei Liverpool.»

Also stellte man mir einen neuen Fremdenausweis aus («Wir können Sie nicht ohne Ausweis herumlaufen lassen, man hätte Sie nie ohne Papiere gehenlassen dürfen.») und stempelte ihn zu meinem Entzücken mit dem Vermerk «Von Internierung ausgenommen».

Aber meine Freude sollte nicht lange dauern.

«Augenblick!» sagte der Sergeant, als ich schon fast zur Tür hinaus war. Er liess mich an den Schreibtisch zurückkommen, zückte seinen Füller und setzte das hässliche Wort *Vorläufig* in nur allzugut lesbarer übergrosser blauer Schrift vor den Stempelaufdruck.

Aber dann vergassen sie mich! So konnte ich ungehindert durch London streifen, während die deutschen Luftangriffe – fünf bis sechs pro Nacht – zunahmen, die Do-217 und Ju-88 der Luftwaffe durch den dunklen Himmel dröhnten und das Pfeifen ihrer Bomben sich ins Geballer der englischen Flak mischte. Tagsüber griffen höher fliegende Formationen an, aber es gab auch Überraschungsangriffe durch einzelne Bomber.

Am späten Nachmittag des 26. Oktober 1940 war ich mitten in London am Piccadilly Circus in einer Filiale der Apotheke Boot's, um ein Geburtstagsgeschenk für meine Schwester zu besorgen. Ich kaufte eine Flasche Kölnischwasser der Marke Paris Soir, und als ich den Ausgang erreichte, wollte eben ein älteres Paar den Laden verlassen. Ich trat höflich zur Seite und sagte: «Nach Ihnen!»

Im nächsten Augenblick gab es eine gewaltige Detonation. Fliegeralarm war nicht gegeben worden. Der Mann und die Frau waren mit einem Sprung wieder im Laden – vielleicht durch die Druckwelle angetrieben – und versuchten dann wie ich, unter der Ladentheke relativ splittersichere Deckung zu finden. Als weitere Detonationen

ausblieben, rappelte ich mich auf und stand jetzt einem Verkäufer gegenüber einem schwächtigen Mann mit Nickelbrille, der mich fragte: «Sie werden schon bedient, Sir?» Das war ein schönes Beispiel für britische Nonchalance.

«Danke, ich warte nur ab, bis es ein bisschen ruhiger wird», antwortete ich und zeigte meine Papiertüte mit dem blauen Flakon als Alibi vor. Wegen seiner Unerschütterlichkeit schämte ich mich beinahe, in Deckung gegangen zu sein. Als ich Boot's verliess, sah ich alle Leute auf dem Piccadilly Circus zur gegenüberliegenden Strassenseite strömen, wo eine Staub- und Rauchwolke die Einschlagstelle bezeichnete. Ich ging um sie herum und bog in die Strasse hinter dem Hotel Regent Palace ab, wo mich der erste von mehreren bizarren Anblicken erwartete. Ein Mann mittleren Alters ging von der Einschlagstelle kommend rasch an mir vorbei. Er trug ein graues Jackett, einen runden Filzhut und kurze Unterhosen. Bevor ich über dieses ungewöhnliche Bild nachdenken konnte (Wo war er gewesen? Wohin wollte er? War ihm die Hose vom Leib gerissen worden?), bot sich mir der nächste seltsame Anblick: ein von einem Mann geführter Pferdekarren von der Art, die im Allgemeinen Gemüse transportierten. Mann, Pferd und Karren waren von oben bis unten dick mit einer einfarbig grauen Schicht aus Trümmerstaub bedeckt.

Gleich darauf erwartete mich ein weit schrecklicheres Bild. Retter trugen mehrere Kleinkinder aus dem zerstörten Haus: kleine Gestalten, die mit derselben grauen Staubschicht überzogenen waren, die aber an einigen Stellen rote Flecke aufwies. Ich konnte nicht erkennen, ob sie lebten oder tot waren. Sie bewegten sich nicht, und dieser grässliche graue Überzug liess sie erst recht leblos wirken. Sie wurden aus einem eineinhalb Stockwerke hohen Trümmerhaufen geborgen, der bis vor Kurzem ein dreigeschossiges Haus in der Brewer Street gewesen war.

Die letzte Schreckensszene spielte sich oben auf Höhe des ehemali-

gen zweiten Stocks ab. Ein winziges Stück seines Fussbodens – die Kaminplatte –, ungefähr dreissig Zentimeter tief und einen Meter breit, ragte noch aus der Brandmauer des Nachbarhauses. Dort oben stand eine Blondine in einem schwarzen Kleid und rang kreischend die Hände.

Ich konnte nur darüber spekulieren, wie es dort oben in ihrem Zimmer gewesen sein musste, als die Welt um sie herum ohne Vorwarnung in Trümmer gefallen war. War sie mit ihren Kindern zusammengewesen – mit jenen toten oder verletzten grauen Bündeln, die ich gesehen hatte? Oder hatte sie in einem Büro gearbeitet, als ihre Kolleginnen plötzlich mit den Möbeln, der Decke, drei der vier Wände und fast dem gesamten Fussboden verschwunden waren?

Hier endete das Drama, zumindest für uns Gaffer, denn die jetzt eintreffenden Luftschutzwarden und Feuerwehrmänner verscheuchten uns. Sie brauchten Platz für ihre Geräte, um zu versuchen, die Frau von dort oben herunterzuholen, bevor sie von dem schmalen Sims fiel. Als die Polizei anfang, zur Unterstützung der Rettungsmannschaften die Brewer Street zu räumen, ging ich zum Piccadilly zurück. Noch einige Strassen weit konnte ich erkennen, welche der mir entgegenkommenden Passanten dieselben Schreckensbilder, zumindest die Kinder und die Blondine, gesehen hatten, denn das Entsetzen stand noch deutlich in ihren Gesichtern.

Als die Internierungsbehörde mich weiterhin «vorläufig» ignorierte, kam ich dank der Empfehlung eines Freundes der Familie bei einem polnischen Verlag hinter dem Britischen Museum unter. Dort arbeitete ich als kleiner Laufbursche. Kurz nachdem meine Mutter aus dem Krankenhaus gekommen war, stand in der Zeitung, Ihrer Majestät Streitkräfte hätten das Alter für Freiwillige von bisher zwanzig auf achtzehn Jahre herabgesetzt – genau mein Alter. Am 3. September 1940, genau ein Jahr nach Kriegsausbruch, meldete ich mich freiwillig zum Hilfs-Pionierkorps, dem einzigen

Truppenteil, der mir offenstand. Man sagte mir, ich würde in ein bis zwei Wochen einberufen werden. Tatsächlich musste ich noch acht Wochen auf meine Einberufung warten.

Unterdessen wurden die deutschen Luftangriffe häufiger und stärker. Meine Mutter erholte sich recht gut und hatte sich schon einmal wieder aus dem Haus gewagt. Sie und ich waren zu Hause, als am 26. September an unsere Tür geklopft wurde. Als ich aufmachte, stand vor mir ein Mann, der mit seinem Trenchcoat geradezu wie der Prototyp eines Kriminalbeamten aussah.

«Peter Arany? Ich komme von Scotland Yard.» Er zeigte seinen Dienstaussweis vor.

Jetzt geht's wieder los! sagte ich mir. «Wollen Sie nicht hereinkommen und Platz nehmen? Darf ich Ihnen einen Drink anbieten?»

«Nein, ich bin im Dienst. Und wie geht's Ihrer Mutter?» «Danke, ziemlich gut ... ich meine, sie ist natürlich noch recht schwach.»

Wir traten ins Wohnzimmer, in dem meine Mutter in einem bequemen Sessel in der Ecke sass.

«Ah, Ma'am, da kann ich Sie gleich selbst fragen. Arbeiten Sie schon wieder?»

«O nein, das kann ich noch nicht», antwortete meine Mutter, vielleicht etwas zu schnell.

«Wissen Sie das bestimmt?» fragte der Kriminalbeamte, der ihr das offenbar nicht abnahm.

Ich mischte mich hastig ein. «Ich habe eine Idee», erklärte ich meiner Mutter. «Du führst doch Tagebuch, nicht wahr? Willst du's nicht holen und diesem Gentleman vorlesen, was du getan hast, seit du wieder zu Hause bist?»

Der Kriminalbeamte war einverstanden, und meine Mutter holte ihr kleines rotes Tagebuch. Sie las die Eintragungen über ihre sehr beschränkten Aktivitäten vor. Dann kam sie zum vorgestrigen Tag.

«Oh, vorgestern bin ich zum ersten Mal wieder in meinem Modegeschäft gewesen, nur zu einem kurzen Besuch, verstehen Sie, um

zu sehen, wie sie ohne mich zurechtkommen. Ich bin nur etwa eine Stunde lang dort gewesen.»

In diesem Augenblick begann ein Luftangriff. Es hatte keinen Fliegeralarm gegeben, was aber nicht ungewöhnlich war. Die Londoner kümmerten sich um ihre Angelegenheiten und gingen nur in Deckung, wenn «es nah klang». Das lag auf der gleichen Linie wie die «Verkauf wie üblich»-Schilder an vielen Geschäften, sogar an teilweise ausgebombten.

Aber dieser eine Luftangriff war nicht nur nah, er war praktisch über uns. Das langgezogene, erschreckende, bedrohliche Pfeifen der Bomben ging scheinbar endlos weiter und endete jedesmal in ohrenbetäubenden Detonationen. Meine Mutter, Scotland Yard und ich trafen uns zu dritt unter dem Esstisch, der hoffentlich standhalten würde, falls die Zimmerdecke herunterkam. Man hätte glauben können, wir hätten diesen Synchronsprung eingeübt.

Die Fenster und sogar die Wände erzitterten sichtbar, und aus einigen Ritzen drang beissender gelber Staub. Aber die Decke hielt, und wir kamen wieder unter dem Tisch hervor. Die durch den Besuch des Kriminalbeamten und seine möglichen Folgen verstärkte Aufregung darüber, knapp davongekommen zu sein, war für meine Mutter zuviel. Sie brach in ihrem Sessel zusammen und begann zu zittern und zu schreien.

Als unser Besucher diesen Anfall hörte und sah, sagte er zu mir: «Geben Sie ihr lieber einen Brandy, und ich denke, ich trinke jetzt auch einen.»

Nun wurde er gesprächiger. «Wir haben natürlich gewusst, dass Sie an Ihrem Arbeitsplatz gewesen sind, Mrs. Arany. Das ist am Montag, den 23. September, um zehn Uhr siebenundzwanzig gewesen. Aber ich akzeptiere Ihre Erklärung, denn ich sehe, dass Sie noch nicht soweit erholt sind, dass Sie ohne Ihren Sohn auskommen können. Ich halte Sie für nette Leute und wünsche Ihnen baldige gute Besserung. Vielleicht hilft es, wenn ich Ihnen etwas Erfreuliches erzähle. Bei uns im Yard hören wir viel, worüber wir nicht sprechen

dürfen, aber ich weiss, dass Sie das freuen wird und Sie es für sich behalten werden: Bis Weihnachten ist der Krieg zu Ende!»

Als er sich verabschiedete, sagte ich: «Übrigens habe ich mich vor drei Wochen freiwillig zum Militär gemeldet.» «Grossartig», antwortete er. «Warum haben Sie mir das nicht erzählt?»

«Sie haben mich nicht danach gefragt.»

«Nun, einen Soldaten Seiner Majestät dürfen wir nicht internieren, nicht wahr? Ausserdem braucht Ihre Mutter Sie, bis Sie einberufen werden. Freut mich, Sie kennengelernt zu haben.»

## 4.

# Schmachten im Pionierkorps

Die vierte Metamorphose für uns junge Flüchtlinge war das Pionierkorps der britischen Armee. Einige von uns waren zu diesem Truppenteil gegangen, weil wir allein dort unseren Beitrag zum Kriegseinsatz leisten konnten. Andere gingen zum Pionierkorps, um aus dem Internierungslager herauszukommen. Und wieder andere, die sich zu Truppenteilen ihrer Wahl gemeldet hatten, wurden ins Pionierkorps abgeschoben, sobald die militärischen Dienststellen merkten, dass es sich bei ihnen um verbündete feindliche Ausländer handelte.

Beschäftigt wurden wir mit körperlicher Arbeit: Güterwaggons be- und entladen, Strassen bauen, Gerüstbrücken zur Erprobung auf- und abbauen. Ein trübseliges Leben mit eintönigen, langweiligen Tätigkeiten. Wir versuchten, uns für Akkordarbeit einteilen zu lassen, um nach der festgelegten Arbeitsleistung frei zu haben und tun zu können, was wir wollten. Für die meisten von uns bedeutete das, dass wir hinter Mädchen her waren. Die einzige Schwierigkeit war, dass die Army sich nicht an faire Arbeitgeberpraktiken gebunden fühlte. Schafften wir es, die geforderten drei Waggonladungen Kohlenstaub pro Mann und Woche zu entladen, uns danach zu waschen und bis halb vier Uhr nachmittags zwölf Kilometer weit zu unseren Mädchen zu radeln, waren es in der nächsten Woche vier Waggonladungen, weil der Einsatz erhöht wurde. Für uns hormon-geplagte junge Kerle war es dann Ehrensache, noch schneller zu arbeiten und um Viertel nach drei in der Stadt zu sein.

Ernstlich behindert wurde mein bis dahin unterentwickeltes Sexual-

leben von dem Hauptgefreiten Kury. Dabei war er nicht mal ein echter Flüchtling. Er erzählte uns eine Geschichte, er sei auf einem Schiff in deutschen Hoheitsgewässern zur Welt gekommen, «und darum ’aben sie mich in diese Truppe ’ier gesteckt». Kury hatte die am besten polierten Stiefel der gesamten Kompanie. Zweifellos verdankte er ihnen und dem blitzenden Messing seines Regimentsabzeichens an der Mütze und seiner Mantelknöpfe die Beförderung zum hohen Rang eines Hauptgefreiten.

Wenn wir dringend Ausgang wollten, polierte Kury mal wieder etwas. Da sass er nun, eine schwächliche Gestalt mit rosa Gesicht und lächerlichem Schnurrbart, hatte seine Stiefel und Knöpfe neben sich auf dem Feldbett liegen und polierte drauflos, als mache das wirklich Spass. Er bestand darauf, dass wir das gleiche taten. Als weder Beispiel noch Belehrung uns bekehren konnten, nutzte er seine Befehlsgewalt. «Kein Ausgang», verkündete er, «bevor eure Stiefel nicht so blitzblank sind, dass ihr euch darin rasieren könnt.» Das war erbitternd und frustrierend – und zugleich unsere erste Bekanntschaft mit der betrüblichen Tatsache, dass militärische Disziplin sich für Neulinge nicht wirkungsvoll umgehen lässt.

Kury war keineswegs der einzige Grund, aus dem manche das Pionierkorps verlassen wollten. Schliesslich fand vor unserer Nase ein Krieg statt. Wie sollten wir unseren starken Drang, gegen die Nazis zu kämpfen, dadurch befriedigen, dass wir Güterwaggons entladen?

Im Lauf der Zeit wurden einige von uns zu Unteroffizieren befördert. Während die meisten ranghöheren Unteroffiziere bisher Briten gewesen waren, wurden jetzt mehr und mehr von uns Sergeanten und gelegentlich sogar Quartiermeister – immerhin Feldwebel-leutnants. Grosses Aufsehen erregte das Eintreffen des ersten zum Leutnant beförderten Flüchtlings. Aber das alles war kein grosser Trost für einfache, junge Soldaten wie uns, die ausser ihrer Begei-

sterung für den Kampf gegen die Deutschen keine weitere Qualifikation aufzuweisen hatten.

In unserer Verzweiflung schrieben wir an Abgeordnete, an Zeitungen, einfach an jeden, von dem wir uns Unterstützung erhofften. Ich schrieb an einen Kolumnisten, der sich Cassandra nannte und versprach, Angehörigen der Streitkräfte zu helfen. Nach langem Warten erhielt ich endlich Antwort: «Aussichtslos ... prinzipiell nicht möglich ... wenden Sie sich ans Kriegsministerium.» Klar.

Unterdessen hatte es im Pionierkorps Veränderungen gegeben, wenigstens entkam ich Kurys Klauen, als ich mit einigen Kameraden nach Long Marsden, zwölf Kilometer von Stratford-upon-Avon entfernt, versetzt wurde. Zum Glück wurde mein Freund Marischka, der Sohn des berühmten Wiener Matinée-Idols Hubert Marischka, ebenfalls dorthin versetzt. Er war mein Mentor in allem, was Sex betraf.

Sein Spitzname «Zwetschi», den kein Engländer aussprechen konnte, war eine typisch österreichische Verkleinerungsform für «Zwetschke». Er bezog sich auf seine Grösse und Farbe bei der Geburt, aber seither hatte er sich natürlich verändert und war nun Ende Zwanzig. Er war der bestausehende, charmanteste, charismatischste, gewissenloseste Verführer, den man sich vorstellen konnte. Schon in Wien hatten Mütter bei der blossen Erwähnung seines Namens ihre Töchter eingesperrt – meistens erfolglos, denn er war auch einfallreich und erfinderisch und betrachtete Hindernisse bei Verführungen als blosse Herausforderungen. Ich war damals gerade zwanzig geworden, und Zwetschi war schockiert und verblüfft über meine Jungfräulichkeit in so fortgeschrittenem Alter.

Allmählich wuchs die Nachfrage nach Freiwilligen – Gelegenheiten, zu aktiveren Einheiten versetzt zu werden. Ich hatte schon lange beschlossen, mich auf alle Fälle freiwillig zu melden und mich dann später um Einzelheiten zu kümmern, wenn ich genommen worden war. Deshalb meldete ich mich zuerst für einen Horch-

posten in der nordafrikanischen Wüste, der den Funkverkehr von Feldmarschall Rommels Afrikakorps mithören und übersetzen sollte. Ich wurde nicht einmal zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen. Ebenso erging es mir, als Freiwillige für ein obskures Luftlandeunternehmen gesucht wurden. Das war unerklärlich und frustrierend. Viel später hiess es gerüchteweise, irgendein Bürokrat habe alle Bewerber ausgesondert, die interniert gewesen waren: eine in diesem Stadium völlig irrelevante Diskriminierung.

Trotzdem verschwanden mehrere Männer nacheinander. Marischka wurde als Sergeant und Skilehrer nach Schottland versetzt, was ich sehr bedauerte. Andere verliessen uns mit ihnen offenbar nicht einmal selbst bekannten Zielen.

Dann hing eines Tages am schwarzen Brett der Kompanie ein winziger, mit der Maschine geschriebener Zettel: «Wer sich freiwillig für einen gefährlichen Spezialdienst melden will, soll morgen um 14.30 in die Schreibstube kommen.»

Einige junge Enthusiasten und ich fanden uns zu dieser Zeit vor der Schreibstube ein. Als ich an der Reihe war, wurde ich in einer anderen Nissenhütte in einen kleinen, kahlen Raum geführt, der für diesen Anlass behelfsmässig hergerichtet war. Eine grobe graue Militärdecke bedeckte eine Tischplatte auf Holzböcken, hinter der ein schlanker Offizier sass. Er hatte ein bartloses, schmales Gesicht und trug einen Regenmantel ohne Rangabzeichen auf den Epauletten, eine Sonnenbrille und die Schirmmütze irgendeines obskuren Infanterieregiments. Ich merkte mir das Abzeichen – drei Schwerter in einem Wappenschild – und erfuhr später, dass es die Essex Yeomanry bezeichnete.

«Warum wollen Sie sich für einen gefährlichen Spezialdienst melden?» fragte er ruhig.

Ich erzählte ihm, dass ich vom 12. März bis zum 31. August 1938 unter der Herrschaft der Nazis gelebt habe, was allein schon motivierend genug gewesen sei. «Ich finde, dass dieser Krieg auch mir gehört, Sir.»

«Können Sie schiessen? Können Sie mit einem Boot umgehen? Verstehen Sie etwas von Radios?»

«Mit dem Luftgewehr schiesse ich ziemlich gut. Als ich auf einer Farm in Berkshire gearbeitet habe, haben wir damit aus zwanzig Schritt Entfernung in die Erde gesteckte Zündhölzer zerschossen. Ich habe viel gerudert und das Faltboot meines Vaters gepaddelt. Ich kann nicht segeln und verstehe nichts von Radios, Sir, aber ich lerne schnell.»

Das war schon fast alles. Ich spürte, dass meine Kehle vor Aufregung ausgedörnt war. Meine Zukunft lag in den Händen dieses Mannes, den ich eben erst kennengelernt hatte.

«In ein bis zwei Wochen werden Sie für ein paar Tage zu eingehenderen Gesprächen und zur Sicherheitsüberprüfung nach London geschickt. Viel Glück.»

Hurra! Ich war endlich unterwegs.

Ein aschblonder junger Mann namens Mayer antwortete auf die Frage, warum er gefährlich leben wolle: «Spionageunternehmen haben mich schon immer interessiert, Sir.»

Der Offizier mit der Sonnenbrille verzog keine Miene. «Ich danke sehr. Wir werden nicht auf Sie zurückkommen, fürchte ich.»

Zu dieser Gruppe von Freiwilligen gehörte auch der kleine, stämmige Richard Abramowitz, der wie ich aus Österreich geflüchtet war. Obwohl er noch jung war, wies er schon die typischen Züge eines Preisboxers auf: den Stiernacken, die Blumenkohlohren und die schmalen Schlitzen gleichenden Augen, die offenbar schon oft zugeschwollen gewesen waren. Auf die Frage, ob er etwas von Radios verstehe, antwortete er wahrheitsgemäss: «Von Radios weiss ich nur, Sir, wie man sie ein- und ausschaltet.»

Abramowitz schilderte seine Flucht aus Österreich jedoch so dramatisch, dass die Motivation für seinen Kampfwillen völlig ausser Frage stand. Er hatte zu einer Gruppe von Juden gehört, die von den Nazis zwischen der deutschen und der belgischen Grenze ausgesetzt worden waren, mit dem Ziel, dass die Belgier die Unglückli-

chen nicht ins Land lassen und die deutschen Grenzposten sie erschossen würden, wenn sie versuchten, ins Reichsgebiet zurückzukehren. Tatsächlich würden die Posten sogar im Niemandsland auf sie schießen, gleichgültig ob sie zurückzukehren oder nach Belgien zu flüchten versuchten. Es war ein schreckliches Erlebnis, bis es ihm schliesslich gelang, unter Beschuss unverletzt über die Grenze zu kommen.

Selbstverständlich ahnte keiner von uns auch nur, wofür wir uns freiwillig gemeldet hatten. Am 17. März 1943 spekulierte ich in meinem kleinen, in rotes Leder gebundenen Tagebuch: «Commandos? Glaube ich nicht. Weitere Möglichkeiten: Fernaufklärung? Das Neueste: Agenten, die in Norwegen im Untergrund eine alliierte Invasion vorbereiten.»

Seit ich wusste (oder hoffte), dass ich einer Spezialeinheit mit gefährlichen Aufgaben angehören würde, konnte ich mir ausrechnen, dass man für diesen Dienst vermutlich körperlich sehr fit sein musste. Daher beschloss ich, eine konzentrierte Anstrengung zu unternehmen, um mich in Form zu bringen. Zum Glück hatte ich dafür gleich den richtigen Trainer zur Hand. Unser Stubenältester in Long Marsden, ein Obergefreiter, war ein gewisser Viktor Lenel aus Mannheim. Dieser geradezu fanatische Läufer stand im Winter wie im Sommer, bei Regen, Schnee oder Sonnenschein jeden Morgen bei Tagesanbruch auf und trabte nur mit seiner blauen Militärturnhose bekleidet über die Hügel der Cotswolds. Das machte Viktor zusätzlich zu unserer harten Arbeit, an der er sich wie jeder andere beteiligte, denn trotz seines höheren Dienstgrads drückte er sich vor nichts. Er schaufelte Kohle und schleppte Eisenbahnschwellen wie jeder andere.

Zweimal pro Woche führte Viktor eine Gruppe Gleichgesinnter bei einem Geländelauf an. Unabhängig davon, wie anstrengend ihre Tagesarbeit im Depot gewesen war, trabten die Männer dann bis nach Sonnenuntergang über die Hügel. Die meisten von uns hielten sie für verrückt. Als ich Viktor erklärte, weshalb ich mich zu die-

sem masochistischen Unternehmen entschlossen hatte, nahm er mich gern in seinen Läuferclub auf. «Mein verrückter kleiner Bruder Ernst hat sich auch für irgendein Himmelfahrtskommando gemeldet», erzählte er mir. «Das Laufen wird dir gefallen. Es macht wirklich Spass.»

Ich hatte meine Zweifel. Als ich beim ersten Geländelauf, an dem ich teilnahm, einen steilen Hügel hinaufkeuchte, hörte ich jemanden ausrufen: «Seht euch bloss diesen herrlichen Sonnenuntergang an!» Ich war völlig verblüfft, denn ich war zu sehr mit meinen Beinen, meiner Atmung und dem viel zu steilen, bewaldeten Hügel beschäftigt, um die untergehende Sonne überhaupt richtig wahrzunehmen, von ihren ästhetischen Eigenschaften ganz zu schweigen. Als Abschluss dieser Schinderei legten alle, die noch dazu imstande waren, auf den letzten hundert Metern bis zum Lagertor einen Endspurt hin. Mein unüberlegter Versuch, es ihnen als Neuling gleichzutun, endete kläglich. Ich konnte nur noch humpeln und musste alle Willenskraft aufbieten, um mich nicht auf die Strasse zu setzen oder sogar zu legen. Mit zusammengebissenen Zähnen schaffte ich die letzten Meter, aber das Problem war jetzt, dass ich kaum noch gehen konnte! Als ich beschämt in die Unterkunft zurückhumpelte, fragte ich mich, wie zum Teufel ich übermorgen für meine Einheit Fussball spielen sollte, denn ich war der Rechtsausssen der Mannschaft der 77 Company.

Zum Glück kam mir derselbe Dicky Abramowitz, der nichts von Radios verstand, zu Hilfe. Er war erst seit Kurzem bei uns und hatte ein Bett in meiner Hütte zugewiesen bekommen. Er hatte bei der europäischen Jugendmeisterschaft im Boxen in Brüssel im Finale gestanden, erzählte er mir, dann aber beschlossen, dem edlen Boxsport zu entsagen.

«Eigentlich bin ich ein Dichter», sagte er, «und ich weiss, dass ich schliesslich wie ein Boxer aussähe, wenn ich weitermachen würde.»

Leider war sein Entschluss zu spät gekommen. Aber er wusste natürlich alles über die Massagen, die einen zerschlagenen Körper mit schmerzenden Muskeln wiederbeleben konnten, und versprach mir, mich rechtzeitig für unser Fussballspiel auf die Beine zu bringen. Er breitete eine kratzige Woldecke über mein Feldbett, stellte eine Dose Talkumpuder daneben und stürzte sich in die Arbeit.

«Das kann ein bisschen weh tun», sagte er mit ausgeprägtem Sinn für Understatement. Er knetete und drückte, frottierte und klopfte, bis ich keuchte und jaulte. Er bestand darauf, mich dieser Tortur unmittelbar vor dem Spiel zu unterziehen: «So wirkt's besser. Los, steh auf und spiel!»

Ich stand ungläubig auf und versuchte vorsichtig ein paar Schritte. Zu meiner Verblüffung waren meine Beine wieder wie neu, so dass ich recht gut spielte. Zwei Stunden nach dem Spiel wollte ich mich noch einmal bei Abramowitz bedanken. Aber ich konnte keine drei Schritte weit gehen. Quälende Schmerzen vereitelten jeden Versuch.

Dicky massierte mich drei Wochen lang: immer dienstags und donnerstags für Lenels Laufgruppe und samstags für den Fussballplatz. Gewiss, ich verdankte Dicky Abramowitz viel. Aber wer hätte gedacht, dass er sich dafür schadlos halten würde, indem er mir meinen Namen klaute? Genau das tat er nämlich, gar nicht lange nach der letzten Massage.

## 5.

# Man klaut mir meinen guten Namen

Es war, als hätte man Urlaub. Am Freitag, den 2. April 1943, ging es mit dem 12.30-Uhr-Zug von Stratford-upon-Avon nach London. Aber dies war keine Urlaubsreise. Wir waren kaum in einem monströsen Klinkergebäude in der Nähe der Baker Street angekommen, als wir bereits zu Befragungen in den Keller geführt wurden.

Wie uns mitgeteilt worden war, sollten wir im Hotel Grand Central in der Marylebone High Street einer eingehenden Sicherheitsüberprüfung unterzogen werden. Falls das Hotel die Bezeichnung «Grand» jemals verdient hatte, musste seine Glanzzeit schon lange zurückliegen, denn es war längst zu einer Allzweck-Durchgangseinrichtung der Army geworden. In dem alten Gebäude liefen so viele Aktivitäten gleichzeitig ab, dass keiner von uns wusste, was die anderen Soldaten hier taten.

Aber für uns war es das Tor zu einem neuen Leben – falls wir nur bei den Befragungen zufriedenstellend abschnitten. Wir waren verständlicherweise sehr nervös, denn ein Misserfolg war undenkbar. Das angewandte Verfahren war interessant. In dem Raum standen drei typische Militärschreibtische: einer vor uns, zwei hinter uns. An dem vor uns sass ein Hauptmann des Heeres mit einem riesigen Kavalleristenschnurrbart, der sogar noch von hinten zu sehen war. Links hinter uns sass ein Hauptgefreiter als Protokollführer, rechts ein harmlos aussehender kleiner Mann, der einen blauen Anzug und eine Hornbrille trug. In dieses Ensemble wurden wir nacheinander gerufen, um vor dem Schnurrbärtigen Platz zu nehmen.

«Welchen Beruf hat Ihr Vater?» wollte er einleitend wissen, um dann zu fragen: «Wo stehen Sie politisch?»

Seine zweite Frage war problematisch, denn ich überlegte mir angestrengt, was er hören wollte, und er wusste das natürlich auch. Andererseits wirkte in mir noch immer der Text einer Karte nach, die man mir vor fünf Jahren bei meiner Ankunft in England in die Hand gedrückt hatte. Der vom Flüchtlings-Komitee verfasste Text begann mit den Worten «Sie sind Gäste Grossbritanniens ...» und erteilte allerhand gute Ratschläge wie zum Beispiel, dass man fremde Möbel und fremdes Eigentum nicht beschädigen dürfe. Und er enthielt auch folgendes Glanzstück: «Sprechen Sie nicht laut auf der Strasse, vor allem nicht abends.»

Dieser Ermahnung eingedenk erklärte ich dem Hauptmann mit leiser Stimme: «Als Gast Grossbritanniens steht es mir nicht zu, mich politisch zu betätigen.»

«Ah, ganz recht», antwortete er. «Und welche Zeitungen lesen Sie?»

«Die *Times*, den *Telegraph*, den *Observer*, was mir gerade in die Hände fällt.»

«Und was ist Ihr Vater?»

«Wie ich schon gesagt habe, Sir, ist er Juwelier gewesen und vor Kurzem aus Altersgründen aus dem Pionierkorps entlassen worden.»

«Ah, richtig, das haben Sie gesagt. Und nun zu einer anderen Frage: Wo stehen Sie also politisch?»

Mir erschien es töricht, ihn erneut darauf hinzuweisen, dass ich seine letzte Frage gerade beantwortet hatte. Vielleicht glaubte er sonst, ich besässe überhaupt keine politischen Überzeugungen, und vielleicht nahm ihn das gegen mich ein. Schliesslich hegte ich keine subversiven Ansichten – warum sollte ich sie also nicht darlegen? Dann folgten weitere Fragen, die mir teilweise trivial und irrelevant erschienen. Ab und zu stand der einzige anwesende Zivileist auf, kam hinter seinem dritten Schreibtisch hervor und legte dem

Hauptmann einen Zettel hin, worauf die Befragung eine neue Richtung nahm. Bei den Wartenden machte das Gerücht die Runde, der kleine Mann in Blau sei «einer der Grossen Drei vom MI-5», dem britischen militärischen Nachrichtendienst.

Ein Mann aus unserer Gruppe trat auf den beige gekachelten Gang, wo wir auf unsere Befragung warteten, und sagte: «Puh, das ist schwierig gewesen!» «Was denn?» fragte ich.

«Sie wollten wissen, auf welche meiner Eigenschaften ich am stolzesten bin.»

«Und was zum Teufel hast du darauf geantwortet?» «Ich habe gesagt: Auf mein gutes Aussehen!»

Immerhin war ich nun vorgewarnt. Sollte ich danach gefragt werden, wollte ich die Gabe nennen, auch im Unglück nicht meinen Humor zu verlieren. Aber mir wurde diese Frage nie gestellt.

Das Wochenende stand bevor, und unsere Befragungen im Hotel Grand Central waren noch nicht abgeschlossen. Am Samstag wurde am schwarzen Brett der Befehl für den obligatorischen gemeinsamen sonntäglichen Kirchgang ausgehängt. Wahrscheinlich wurde die Marschordnung der gegenwärtig im Hotel registrierten Regimenter alphabetisch festgelegt.

Jedenfalls führte die Parade in flottem Marschtempo durch die Londoner Innenstadt zur Kirche. Unsere kleine Gruppe – hauptsächlich Juden aus dem Auxiliary Military Pioneer Corps – marschierte stolz voraus, während hinter uns Coldstream Guards, Grenadier Guards und Irish Guards kamen. Für uns Ausländer aus einer unbewaffneten Arbeitseinheit war es ein Erlebnis, diese illustre Parade anzuführen.

Und es war ein Erlebnis, wieder einmal in London zu sein, die Dufte des Grossstadtlebens in sich aufzunehmen, jung zu sein und endlich Hoffnung zu haben auf eine sinnvolle Zukunft und vielleicht die Chance, gegen die Nazis kämpfen zu dürfen.

Nach Abschluss der Befragungen wurde uns mitgeteilt, dass wir alle zu unseren Stammeinheiten zurückgeschickt würden. Wer, wie auch ich, die Sicherheitsüberprüfung bestanden hatte, würde bald weitere Anweisungen erhalten.

Die Rückkehr zur Knochenarbeit im Depot Long Marsden störte die Angenommenen nicht mehr. Unsere Wartezeit wurde leichter und viel erträglicher durch die Gewissheit, dass dies die letzten Kohlenwaggons waren, die wir entladen, die letzten Bahnschwellen, die wir auf den Schultern tragen, und die letzten Gerüststrahlen, die wir in die riesige Versuchsbrücke einsetzen mussten.

Am 14. April erhielten die Angenommenen dann Marschbefehl zum Pionierlager Bradford, Yorkshire, wo die meisten von uns vor zwei Jahren ihr Soldatendasein begonnen hatten. Damals hatten wir noch mit Problemen wie dem Gleichschritt auf dem Exerzierplatz gekämpft. Jetzt fühlten wir uns als alte Soldaten, die wussten, wie das Spiel gespielt wurde, und warteten ungeduldig darauf, unser neues Leben beginnen zu können. Drei Tage später sollten acht von uns mit dem Zug an einen unbekanntes Ort fahren. Ein Sergeant des Pionierkorps, ein richtiger alter Soldat, überredete seine Vorgesetzten, ihn als Führer unserer kleinen Gruppe mitzuschicken – vielleicht um sich ein wenig amüsieren und dem langweiligen Dienst für einen Tag entkommen zu können.

Wir kamen aus verschiedenen Kompanien und Standorten. Sachs, Abramowitz und ich waren die einzigen Männer aus der 77 Company. Auf der Fahrt erzählte Abramowitz uns von seinem grössten Kampf, dem Finale im Weltergewicht bei der europäischen Jugendmeisterschaft in Brüssel.

«Ich hab' verdammt Pech gehabt», sagte er, «und mir in der ersten Runde einen Daumen gebrochen. Trotzdem hätte ich gewonnen, weil ich nicht so schnell aufgebe. Aber der Ringrichter hat's in der achten Runde gemerkt und den Kampf abgebrochen.» Seine klei-

nen Augen glitzerten, während er sich im Schattenboxen übte und noch einmal seinen Auftritt im Scheinwerferlicht genoss.

Wir stiegen in den kleinen Dampfzug um, der in North Wales die Küste entlangzuckelt, und waren gespannt, was uns dort erwarten würde. Der Zug hielt auf dem kleinen Bahnhof Dovey Junction.

Plötzlich kamen ein Dutzend Soldaten mit grünen Barett in unser Abteil gestürmt. Sie trugen Ärmelaufnäher mit No. 10 *Commando* über dem runden Abzeichen der Einheiten, die für Combined Operations ausgebildet waren. Manche hatten Fallschirmjägerschwingen auf den Ärmeln und trugen unter ihren Tarnjacken weisse Rollkragenpullover. Zu unserer Überraschung erkannten mehrere Kameraden wieder, die schon früher aus dem Pionierkorps verschwunden waren.

«Vom Pionierkorps dürft ihr nie mehr reden – das gefährdet unsere Sicherheit. Wir haben alle bei den Old Hampshires gedient, merkt euch das! Ein grossartiger Haufen, die Old Hampshires.»

Ich sah mich einigen meiner besten Kumpel gegenüber: Uli Steiner, Stephan Rosskamm und André Kirschner, alles jüdische Flüchtlinge aus der 77 Company. Ich und – was die beiden Letztgenannten betraf – die Fussballmannschaft der Kompanie hatten sie seit Monaten sehr vermisst.

Uli, ein intelligenter, gebildeter junger Mann, stellte sich als Leslie Scott vor. Rosskamm war Steve Ross geworden, und der Ungar Kirschner hatte sich in Andrew Kershaw verwandelt. Sie waren als eine Art Begrüssungskomitee zugestiegen und fuhren mit uns zu unserem Zielort Aberdovey, der nächsten Station. Beide Seiten hatten viele Fragen zu stellen, denn auch unsere Kameraden wollten wissen, wie es in ihrer alten Kompanie aussah.

Noch mehr interessierte uns natürlich, was uns erwartete. «Seid ihr schon im Einsatz gewesen?» «Hat es sonst noch jemand geschafft, aus dem Pionierkorps rauszukommen? Wohin sind sie gekommen?» «Wie ist's hier überhaupt?» «Ist unser alter Kommandeur in

Long Marsden noch immer ein so widerwärtiger Kerl und hat's schon jemand geschafft, seinen verdammten Hund abzumurksen?» Dieser elende Köter hatte die Angewohnheit, unter dem Tisch hervorzufahren, an dem der Major recht freigiebig Disziplinarstrafen verhängte, und nach unseren Knöcheln zu schnappen, während wir auch so schon genügend Schwierigkeiten hatten und zudem bewegungslos strammstehen mussten.

Wir Neuankömmlinge wurden in einen Strudel von Aufgeregtheit hineingezogen. Aus einem Sturzbach sich überschneidender Sätze hörten wir heraus, dass die Ausbildung Mord war.

«Sie schinden einen, bis man nicht mehr kann. Pausen gibt's keine, ausser man wird ohnmächtig. Disziplinarstrafen sind unbekannt, aber wer nicht durchhält oder aus irgendwelchen Gründen hier nicht reinpasst, wird zu seiner Stammeinheit zurückgeschickt. Das ist das Schlimmste, was einem passieren kann. Aber die erste Zeit ist am schwierigsten.»

Kaum einer von uns bemerkte die Nachmittagssonne auf den hübschen Dünen am Strand zwischen Aberdovey und Aberystwyth oder auf der anderen Seite der Strecke die Hügel, auf denen wir uns bald die Lunge aus dem Leib rennen würden. Keiner von uns hatte je von Aberdovey oder Merionethshire gehört, manche vielleicht nicht einmal von North Wales. Keiner von uns kannte schon das schöne Lied «The Bells of Aberdovey». Aber dieser kleine walisische Badeort sollte unser erster Standort, unser Tummelplatz bei den Commandos werden.

Beim Aussteigen empfing uns Troop Sergeant-Major O'Neill, ehemals Oskar Hentschel. Er war ein hagerer, mittelgrosser, sonnengebräunter Mann, der in echter Stabsfeldwebelmanier knurrte und brüllte – vor allem als er den Sergeanten sah, der uns begleitet hatte. «Wer sind Sie?» blaffte er.

Der ältliche Sergeant nannte seinen Namen.

«Sie stehen unter Arrest. Wir haben keine Begleitung angefordert.» Dann liess Troop Sergeant-Major O'Neill den Eindringling unter Bewachung zu einem bereitstehenden Lastwagen führen. Als nächstes befahl er uns, unsere Feldmützen abzunehmen, damit niemand unsere Pionierkorps-Abzeichen sah.

«Seht zu, dass ihr die loswerdet. Aber werft sie nicht in den Müll, wo jedermann sie finden kann. Vergrabt sie.» Dann liess er uns auf die Ladefläche des Lastwagens klettern, in dessen Fahrerhaus der nervöse Sergeant darauf wartete, wie dieser kleine Vergnügungsausflug sich weiterentwickeln würde. Richard Trojan, der jetzt Dick Tennant hiess, sass am Steuer. Dieser grosse, schlanke Österreicher hatte blonde Locken, einen kleinen Schnurrbart und trug eine Brille. Er fuhr wie der Teufel, so dass die kurze Strecke vom Bahnhof zum Stabsgebäude hinauf ein haarsträubendes Erlebnis war. Nach unserer Ankunft warteten wir auf der Natursteinterrasse vor dem Haus, während zwei Sergeanten von 3 Troop den Festgenommenen ins Dienstzimmer des Kommandeurs führten. Dem armen Kerl waren Feldmütze, Koppel und Bajonett abgenommen worden.

«Links, rechts – links, rechts – halt!» brüllte O'Neill. Er grüsste zackig. «Sir! Dieser Unteroffizier», er nannte Namen, Dienstgrad und Militärnummer, «ist mit den anderen Männern aus Bradford gekommen. Ich halte ihn für ein sehr grosses Sicherheitsrisiko. Ich gestatte mir vorzuschlagen, dass wir ihn umbringen, Sir!»

«Denken Sie an eine bestimmte Methode, Sergeant-Major?» fragte der schwächliche Mann hinter dem Schreibtisch, ohne eine Miene zu verziehen.

«Er hätte leicht vom Lastwagen fallen können, Sir.»

«Da haben Sie recht, Sergeant-Major.»

Der Sergeant war starr vor Angst. Wer hätte gedacht, dass sein kleiner Tagesausflug solch schlimme Folgen haben könnte? Wer waren diese Verrückten?

Der eiskalte Hauptmann mit der sanften Stimme liess ihn sich noch etwas länger winden, bevor er sagte: «Sergeant, hören Sie gut zu, denn davon kann Ihr Leben abhängen. Sie haben hier nichts gesehen. Sie sind niemandem begegnet. Keinen grünen Baretten, keinen seltsamen Leuten. Die Gruppe, die Sie begleitet haben, ist irgendwo ausgestiegen. Sie haben die Station und auch die Namen der Männer vergessen. Diesen Tag hat's nie gegeben. Und sollten aus Ihrer Kantine oder aus Pubs in Bradford und Umgebung oder in Ihrer Heimatstadt irgendwelche Stories kommen, sind Sie dran, das verspreche ich Ihnen. Und jetzt scheren Sie sich zum Teufel, bevor ich mir die Sache anders überlege. Weggetreten! Sorgt dafür, dass er den nächsten Zug nach Bradford nimmt.»

Währenddessen wurden wir auf der Terrasse die ganze Zeit über weiter eingewiesen. Wir Neuankömmlinge würden in alphabetischer Reihenfolge aufgerufen werden, hätten einen neuen Namen zu wählen und würden neue Erkennungsmarken mit neuen Nummern sowie Mützenabzeichen der Regimenter erhalten, aus denen wir uns angeblich zu den Commandos gemeldet hatten.

«Ich hab's!» sagte ich schliesslich. «In Zukunft heisse ich Peter Arlen.»

Da ich vor zwanzig Jahren in Wien als Peter Arany auf die Welt gekommen war, hielt ich es für eine gute Idee, die Anfangsbuchstaben meines alten Namens beizubehalten. Das würde mir die Umgewöhnung erleichtern. Ausserdem hatte ich einen ganzen Stapel feinsten Taschentücher mit dem in einer Ecke eingestickten Monogramm *RA*.

Abramowitz, der als einziger Mann im Alphabet vor mir stand, wurde hineingerufen und kam nach ein paar Minuten wieder heraus.

«Gentlemen, ich möchte mich Ihnen vorstellen. Mein Name ist Richard Arlen.»

Ich war empört. «Scheisskerl! Du hast meinen Namen geklaut!»

«Stimmt genau.»

«Du hast mitgekriegt, dass ich Arlen heissen wollte, und bloss weil sie dich vor mir reingerufen haben, hast du ihn mir geklaut!»

«Richtig. Willst du was dagegen machen?» fragte Dicky Arlen feixend.

Ich dachte an seine acht Runden im Boxring mit gebrochenem Daumen und schüttelte den Kopf. Aber jetzt blieb mir kaum noch Zeit, mir einen anderen Namen auszudenken. Ich besprach mich mit meinen Kameraden.

«Wie wär's mit Garvey?» (Zum Teufel mit den Taschentüchern, das war der Name einer jungen Frau, die ich verehrte.) Sie erklärten mir, im 3 Troop gebe es einen Garvin, der in der Schreibstube arbeite, weil er Herzgeräusche habe und der Skipper ihn nicht zu seiner Einheit zurückschicken wolle. Der Name Garvey sei zu ähnlich und habe «einen negativen Beiklang».

Ich schlug den nächsten Namen vor, aber sie flüsternten mir zu, ein Mann aus dem Troop, der sich fast genauso schreibe, stehe kurz davor, zu seiner Stammeinheit zurückgeschickt zu werden.

«Nächster!» bellte Troop Sergeant-Major O'Neill heiser. Ich überlegte fieberhaft. In meinen früheren Einheiten hatte ich nur einen Kommandeur, einen Major Masters, kennengelernt, der meiner Meinung nach wie ein richtiger Soldat aussah, und er war ein anständiger Kerl gewesen. Er hatte sogar einmal für uns die Stube gekehrt, als wir an einem Abend zu erledigt dazu gewesen waren. Diesem Zufall und Arlens Diebstahl verdanke ich meinen Namen. Ausserdem fiel mir so schnell kein anderer Name mit A ein, und der Anfangsbuchstabe M würde mich immer an meinen Grossvater Arnold Metzger erinnern.

So betrat ich das Dienstzimmer des Hauptmanns, der Chef von No. 3 Troop, 10 Commando war. Mit einiger Mühe erkannte ich in dem schmächtigen, ernsthaften Offizier mit der Sonnenbrille und dem

Regenmantel ohne Rangabzeichen auf den Epauletten den Mann wieder, der in der Hütte in Long Marsden das erste Gespräch mit mir geführt hatte. Aber jetzt trug der Skipper Bryan Hilton-Jones ein Regimentsabzeichen der Essex Yeomanry an seinem grünen Barett. Und ich verwandelte mich an Ort und Stelle in No. 6387025, Soldat Peter Masters, der sich aus dem Queen's Own Royal West Kent Regiment freiwillig zu den Commandos gemeldet hatte, in London geboren war und der Kirche von England angehörte. Die Zukunft sah wundervoll aus. Und beängstigend. Die Angst, nicht kämpfen zu dürfen, war jetzt der Angst gewichen, man könnte zu seiner Einheit zurückgeschickt werden. Ich wusste, dass ich alles tun würde, um das zu verhindern. Wirklich fit zu sein war ein guter Anfang. Gott sei gedankt für die harte Arbeit bei der Heuernte auf der Frogmill Farm, Gott sei gedankt für Viktor Lenel und seine verrückten Geländeläufer.

## 6.

# Das Härtraining beginnt

Ich erhielt Ärmelaufnäher mit *No. 10 Commando* und das runde Abzeichen der Einheiten, die für Combined Operations ausgebildet waren. Es zeigte den RAF-Adler auf einem Anker sitzend, quer darüber war eine Maschinenpistole abgebildet – das Ganze in leuchtendem Scharlachrot auf marineblauem Untergrund. Was unsere Mützenabzeichen betraf, wurden wir willkürlich auf vier Regimenten verteilt, aus denen wir uns angeblich freiwillig zu den Commandos gemeldet hatten: die Queen's Own Royal West Kents (mein Regiment), das Royal Sussex Regiment, die Buffs (auch East Kent Regiment) und das Hampshire Regiment (die «Old Hampshires»). Das Abzeichen der Queen's Own besteht aus einer silbernen Version des weissen Rosses von Kent über dem Motto *Invicta*. Es erschien mir als gewaltiger Fortschritt im Vergleich zu Schaufel und Pickel im Abzeichen des Pionierkorps. Wir bekamen erklärt, diese Metallabzeichen seien über dem linken Auge an unseren neuen grünen Baretten zu tragen. Alternativ konnten wir auch das sogenannte Allgemeine Militärabzeichen mit dem Wappen des Königshauses tragen: Löwe und Einhorn mit den beiden Devisen *Dieu et mon droit* und *Honi soit qui mal y pense*.

Die wichtigsten Anweisungen erteilte uns der Skipper persönlich. Er erklärte uns, wir seien wegen unseres Unternehmungsgeists ausgewählt worden. Deshalb überliess er es jedem einzelnen von uns, selbst eine plausible Geschichte als Erklärung für seinen ausländischen Akzent zu erfinden. Wir bekamen ein Soldbuch der britischen Armee, in dem unsere neuen Namen, Stammregiment, Mili-

tärnummer, Geburtsort in Grossbritannien und Konfession, die Kirche von England, eingetragen waren. Das diente nicht nur zu unserem Schutz, sondern sollte vor allem verhindern, dass der Gegner erfuhr, dass es in der britischen Armee eine Einheit gab, in der jeder Mann fließend Deutsch sprach und dank seiner Ausbildung die deutsche Wehrmachtsstruktur in allen Einzelheiten kannte. Jeder bekam die Adresse einer hiesigen Familie, bei der er während seines Aufenthalts in Aberdovey wohnen würde. Sobald wir dieses Quartier bezogen hatten, würden wir laut Vorschrift verschiedene Papiere mit unserem neuen Namen unterschreiben müssen. Der Skipper betonte:

«Sie gehen dann sofort auf Ihr Zimmer, sichten Ihr gesamtes persönliches Eigentum und vernichten alles, was auf Ihre bisherige Identität hinweist. Werfen Sie das Zeug nicht weg. Verbrennen Sie es. Sie werden überrascht sein, wie viele Dinge in Ihrem Besitz – Briefe, Bücher und so weiter – Ihre frühere Identität verraten. Stellen Sie sicher, dass nichts davon übrigbleibt.

Sie dürfen nicht an Leute mit ausländisch klingenden Namen schreiben oder von ihnen Briefe bekommen. Ich überlasse es Ihrer Erfindungsgabe, unverfängliche Methoden für die Kommunikation mit Ihren Angehörigen oder Verwandten zu finden. Sie dürfen kein Tagebuch führen und müssen die Zahl der Personen, die Ihre beiden Identitäten kennen, auf das absolut notwendige Minimum reduzieren.»

Abschliessend versicherte er uns, wir würden alle notwendigen Papiere erhalten, und das britische Kriegsministerium werde sich mit seiner gesamten Autorität hinter unsere erfundenen Biographien stellen.

In mein Soldbuch trug ich als nächste Verwandte «Mrs. Clara Masters, Mutter» ein. Und ich schrieb ihr auch unter diesem Namen, weil ich darauf vertraute, dass sie meine Handschrift erkennen würde.

Leslie Scott, der häufig bei uns zu Gast gewesen war, würde dem-

nächst in Urlaub fahren, deshalb bat ich ihn, meine Mutter aufzusuchen und ihr zu erklären, weshalb ich meinen Nachnamen hatte ändern müssen. Er besass viel Sinn für Humor und erzählte mir nach seiner Rückkehr, er habe meiner Mutter geschildert, wie glänzend es uns gehe und wie völlig ungefährlich unser zukünftiger Dienst sei. Ich war ihm dankbar dafür.

Auf einem Zettel stand die Adresse der walisischen Familie, bei der ich jetzt einziehen würde: Dr. und Mrs. Wright, Cartref (das war der walisische Name ihres einstöckigen Hauses), Aberdovey. Ich erkundigte mich nach dem Weg und schleppte meinen Seesack zum Nordrand des Dorfs. Die Wrights wohnten im letzten Haus. Dahinter kam nur noch die Chattelard School for Girls, ein aus Sicherheitsgründen nach North Wales ausgelagertes Mädchenpensionat. Ich begann mein neues Leben, indem ich Briefe und Dokumente verbrannte und Titelseiten mit Besitzvermerken aus meinen Büchern riss.

Danach übte ich, mit meinem neuen Namen zu unterschreiben, bis ich ihn so fließend beherrschte, dass zukünftige Unterschriften kein Problem sein würden.

Als das Gespräch auf meine Familien Verhältnisse kam, erzählte ich den Wrights und allen, die sonst danach fragten, mein Vater sei geschäftlich in ganz Europa unterwegs gewesen. Und als er für längere Zeit nach Wien versetzt worden sei, habe er meine Mutter und mich mitgenommen. Als er dann in ein Land mit ungesundem Tropenklima versetzt wurde, sei meine Mutter mitgegangenkommen, aber ich sei als Säugling in der Pflege eines Kindermädchens in Wien zurückgeblieben. Aus nicht recht erklärlichen Gründen war sein anfänglicher Kurzaufenthalt immer wieder verlängert worden. Wegen seines schlechten Gesundheitszustands habe meine Mutter bleiben müssen, um ihn zu pflegen, wobei sie stets hoffte, in nächster Zeit zurückkehren zu können. Meine Eltern hatten sich natür-

lich Sorgen um mich gemacht, aber sie wussten, dass ich bei dem vertrauenswürdigen Kindermädchen gut aufgehoben war.

Unterdessen hatte ich sprechen gelernt – natürlich auf Deutsch. Meine Eltern, die nur selten zu allzu kurzen Besuchen nach Wien kamen, fanden meine «Sprachbegabung» anfangs amüsant, weil sie glaubten, ich würde später mühelos Englisch lernen, sobald unsere Lage sich wieder normalisiert habe. Später waren sie dann doch besorgt, aber es war schon zu spät: Ich musste meine Muttersprache wie eine Fremdsprache lernen. Sie beeilten sich, mich nach Hause zu bringen, und mieden alle Kontakte mit Ausländern, um aus mir wieder einen Engländer zu machen. Aber der Schaden war nicht mehr gutzumachen, und ich würde bis ans Ende meiner Tage mit diesem «grässlichen, peinlichen» teutonischen Akzent behaftet sein.

Ich hatte meine Commando-Aufnäher angenäht und polierte nun das Mützenabzeichen mit dem springenden Pferd. Ich steckte es an mein grünes Barett und betrachtete mich damit in dem Spiegel in meinem Zimmer, lange und von allen Seiten. Aus dem Kokon geschlüpft und endlich ein Schmetterling.

Vor uns hatten schon zwei Gruppen Freiwilliger ihre Grundausbildung im Commando Training Center in Fort William in Achnacarry, Schottland, erhalten. Nach ihren Erzählungen über diese harte Zeit musste es dort wie auf der Teufelsinsel zugehen – aber ohne die leiblichen Genüsse. Unsere Gruppe war nicht nach Achnacarry geschickt worden, denn wie sich bald zeigen sollte, war der Skipper ohne Weiteres imstande, eine ebenso rücksichtslos harte Ausbildung hier in Aberdovey durchzuführen. Ausserdem war es besser, wenn möglichst wenig Leute mit uns zusammenkamen. Dafür war das abgelegene Aberdovey hervorragend geeignet.

Am ersten Tag erwarteten mich einige Überraschungen. Eine davon war der verrückte Bruder des Obergefreiten Viktor Lend, der sich zu irgendeinem Himmelfahrtskommando gemeldet hatte. Ernest

Lawrence, wie er jetzt hiess, wirkte nicht nur völlig normal, sondern war ein ernsthafter, pflichtbewusster junger Mann, ebenso zäh und durchtrainiert wie sein Brudeç der unser Durchhaltevermögen bei den Geländeläufen durch die Cotswolds auf die Probe gestellt hatte.

Und dann gab es hier den Soldaten Jock MacGregor. Zu meiner völligen Verblüffung erkannte ich in ihm meinen ehemaligen Quälgeist aus dem Pionierkorps wieder: den Ex-Hauptgefreiten Kury. Er hatte sich natürlich den hiesigen Sitten anpassen und seinen Dienstgrad ablegen müssen, so dass wir vorerst auf einer Stufe standen. Ich gestehe, dass mich schauderte, als ich ihm bei den Comandos begegnete. Der Eifer, mit dem er mein aufblühendes Sexualleben behindert hatte, war mir noch in allzu frischer Erinnerung. Ich hasste Jock MacGregor.

Gewiss, es gab auch andere, die ich nicht leiden konnte. Troop Sergeant-Major O'Neill schaffte es oft, uns alle gegen sich aufzubringen. Das konnte auch Langley (Landau), unser tüchtiger Spiess, mit seinen Anfällen von Wichtigtuerei. Aber diese kleinen Antipathien waren unbedeutend im Vergleich zu dem Hass und dem Zorn, den ich gegenüber MacGregor empfand. Ich strengte mich an, ihn im Dienstgrad zu überflügeln, und brachte es nach einiger Zeit zum Hauptgefreiten, während er ein einfacher Soldat blieb. Ich dachte, der grosse, schlanke, provokative, junge Klugscheisser wisse nicht, was ihm blühe, als er zu meiner Befriedigung meiner Gruppe zugeteilt wurde, als wir am D-Day erstmals zum Einsatz kamen. Der sollte mich kennenlernen!

Aber dann passierte etwas Merkwürdiges: nichts. Sowie ich die Macht besass, ihm all die verpassten Rendezvous, all die ungetrunkenen Gläser Ale und Stout heimzuzahlen, musste ich feststellen, dass mein glühender Rachedurst sich verflüchtigt hatte. Stattdessen fing ich sogar an, Jock gernzuhaben. Auch in gefährlichen Augenblicken und unter deprimierenden Umständen – starkes feindliches

Feuer, hohe eigene Verluste, Liegenbleiben eines Angriffs – blieb er unbekümmert fröhlich und ignorierte alle Widrigkeiten. Es tat gut, ihn um sich zu haben.

Warum hatte er den Namen MacGregor gewählt? Er hätte ohne Weiteres Curry oder Smith heissen können. Er wäre in jedem Pub als «einer der Jungs» durchgegangen, denn er hatte keinen ausländischen Akzent wie wir anderen. Jock sprach miserabel Deutsch. Er galt als feindlicher Ausländer, weil er auf dem Papier ein Deutscher war. «Ich bin auf einem Schiff in deutschen Hoheitsgewässern zur Welt gekommen», erzählte er mir einmal, «als Sohn eines britischen Matrosen und einer Deutschen.» Aber bei anderer Gelegenheit sagte er: «Ich habe so oft über meine Herkunft gelogen, dass ich die verdammte Wahrheit vergessen habe. Eines steht jedenfalls fest: Ich bekomme niemals einen Pass.» Vielleicht um alle Lügen hinter sich zu lassen und ein neuer Mensch zu werden, hatte er den Drang, eine gänzlich andere Persönlichkeit anzunehmen. Die Aura von Tartans und Kilts faszinierte ihn. Der Dolch und die Felltasche der Schottentracht zogen ihn magisch an, deshalb wurde er ein MacGregor.

Gleich an unserem ersten Tag in Aberdovey waren wir auf den Hügeln unterwegs. Die sanft gewellte Landschaft und das kalte, fast bläuliche Sonnenlicht, von dem dieser im Krieg menschenleere walisische Badeort übergossen war, bildeten einen fast idyllischen Hintergrund für unsere freiwillige Schinderei. Überall auf den blässlich grün-gelben Hügeln waren Commandos in Ausbildung unterwegs: sportliche junge Männer, die zu Khakiuniformen gleichfarbene Strickmützen oder ihre leuchtendgrünen Barette trugen. Wir bewegten uns lautlos in Stiefeln mit Gummisohlen und machten dann umso mehr Krach mit Waffen und verschiedenen Sprengmitteln. Alle Bewegungen auf den Übungsgeländen in den Dünen und auf den Hügeln erfolgten im Laufschrift. Am ersten Tag keuchten wir die Steilhänge unter Führung einiger erfahrener Männer von No. 3 Troop hinauf. Michael Merton (Blumenfeld) rannte

vor meiner Gruppe her, und als er zu einem Weidezaun kam, der aus drei waagrechten Stangen zwischen etwa eineinhalb Meter hohen Pfosten bestand, lief er geradewegs darauf zu. Ohne langsamer zu werden, legte er eine Hand auf die obere Stange und setzte mit einer Flanke darüber. Ich hielt das für eine erstaunliche Leistung. Wie um Himmels willen sollte ich das schaffen? Aber in Anbetracht der ständigen Gefahr, zu seiner Einheit zurückgeschickt werden, blieb mir nichts anderes übrig, als ebenfalls eine Flanke zu versuchen. Zu meiner Überraschung kam ich glatt hinüber.

Jede Woche machten wir mindestens einen Eilmarsch und einen Gefechtsmarsch. Ersterer begann in Marschordnung mit einem Offizier an der Spitze. Wir traten mit vollem Marschgepäck mit Waffen und Munition an, wie es im Dienstplan festgelegt war. Der Führende konnte jederzeit zu rennen beginnen, und wir mussten seinem Beispiel folgen. Danach marschierte er rasch weiter, und wir taten das gleiche. Diese Zwischenspurte kamen unabhängig davon, ob die Strasse anstieg oder abfiel, so dass unsere ursprüngliche Formation sich bald auflöste. Aber man durfte nie den Anschluss verlieren. Das galt auch für unsere Gefechtsmärsche, die unter ähnlichen Bedingungen querfeldein führten.

«Keiner gibt auf», lautete der ständige Befehl. Ohnmächten stellten eine umstrittene Ausnahme dar. Die Märsche dauerten im Allgemeinen etwa eine Stunde. Auf der Strasse legten wir in dieser Zeit zehn bis zwölf Kilometer zurück. Einmal dauerte ein Marsch zwei Stunden und war über achtzehn Kilometer lang. Geführt wurden wir dabei von dem irischen Dichter Jimmy Monahan, der in No. 3 Troop der Stellvertreter des Skippers war. Der stille, reservierte und elegante Mann redete nicht viel, aber er gab ein scharfes Tempo vor. Bei diesen Märschen hatte es sich eingebürgert, dass alle, die noch dazu imstande waren, auf den letzten hundert Metern einen Endspurt hinlegten – genau wie Viktor Lenel es bei unseren Gelän-

deläufen getan hatte. Der Anführer genoss immer den leicht unfairen Vorteil, genau zu wissen, wann er den Marsch für beendet erklären würde, so dass nur er wusste, wo er zum Spurt ansetzen musste. Aber einige von uns lernten, die Absichten des Anführers erstaunlich präzise zu erraten. Gegen Ende jedes Marsches schoben mehrere Marschierer sich vor, bis sie fast auf gleicher Höhe mit dem Führer waren, und beobachteten ihn mit Argusaugen. (Vor ihm loszuspurten, wäre «ungehörig» gewesen.) Manchmal zahlte ihre Wachsamkeit sich aus, und einige von uns schafften es, ihn im letzten Augenblick zu überspurten, was ihn ziemlich zu verdriessen schien.

Bryan Hilton-Jones war ein bemerkenswert guter Sportler. Er verlangte viel von uns, aber niemals etwas, das er uns nicht erst vorgemacht hatte. Tatsächlich lernten wir, selbst mit scherzhaft geäußerten Herausforderungen vorsichtig zu sein. Beispielsweise hätte jemand im Scherz sagen können: «Seht euch diese zwei Stockwerke hohe Steilwand an. Wundert's euch nicht, dass der Skipper noch nicht verlangt hat, dass wir dort raufklettern und runterspringen?»

Hätte Hilton-Jones diese Bemerkung mitbekommen, hätte er uns todsicher genau das befohlen. Je unmöglicher etwas zu sein schien, desto mehr Spass machte ihm diese Herausforderung. Aber erst hätte er uns natürlich gnadenlos vorgeführt, wie einfach und leicht die Steilwand sich erklettern liesse und dass ein Sprung aus dieser absurden Höhe eine Kleinigkeit sei, wenn man nur die Beine geschlossen hielte.

Dass manche von uns ihn gelegentlich überspurten konnten, lag einfach daran, dass wir erstklassige Läufer in unseren Reihen hatten. Freddy Gray (Manfred Gans), Georgie Saunders (Georg Saloschin), Eric Howarth (Erich Nathan) und Ernest Lawrence (Viktor Lenels jüngerer Bruder), um nur einige zu nennen, konnten mit jedem Schritt halten. Peter Moody (Kurt Meyer) hatte den Ehrgeiz, die Meile in weniger als vier Minuten zu laufen, und wir waren der

Überzeugung, dass er das schaffen würde. Er war gross und muskulös, liebte alle Sportarten und war geradezu ein wandelndes Sportlexikon. Er konnte nicht begreifen, weshalb niemand diese Begeisterung teilte. Bei Märschen, auf der Ladefläche eines Lkws oder im Flugzeug vor einem Fallschirmsprung stellte er uns «zum Zeitvertreib» Quizfragen über Sportereignisse.

Moodys Quizfragen waren ein einsamer Zeitvertreib, denn nur er wusste, welches Pferd im Grand National 1926 den zweiten Platz belegt hatte. Aber das schien er nicht zu merken. Und irgendwie vertrieb er uns damit tatsächlich die Zeit. Es gab noch andere, die es mit dem durchtrainierten Skipper aufnehmen konnten. Maurice Latimer (Moritz Levy), der drahtige kleine jüdische Sozialist aus dem Sudetenland, ein Tscheche, der jetzt Taylor hiess, und James Griffith (Kurt Glaser) hatten alle im Spanischen Bürgerkrieg in der Internationalen Brigade auf der republikanischen Seite gekämpft. Sie hatten so viele Entbehrungen und äusserste körperliche Anstrengungen ertragen, dass sie jetzt nichts mehr schrecken konnte. Das galt auch für Geoff Broadman (Gottfried Sruh), einen österreichischen Judoka, und Bryan Fenton (Feder), der ein guter Fussballspieler war. Sie alle hatten Spass daran, imstande zu sein, den Skipper am Ende eines Eilmarsches zu überspurten – und wenn es nur deshalb war, weil er sich nicht gern überholen lassen wollte.

Aber viele von uns hatten diesen Ehrgeiz nicht oder konnten zumindest keine realistische Hoffnung hegen, dieses Ziel jemals zu erreichen, ausser im Traum. Wir hatten genug damit zu tun, dran-zubleiben und so zu verhindern, dass wir zu unserer Einheit zurückgeschickt wurden. Wir assen Traubenzuckertabletten, die rasch Kraft gaben. Sobald ich eine in den Mund steckte, war Hamilton (Reich) neben mir, um eine zu schnorren. «Wie wär's mit einer für spezielle Freunde?» fragte er immer. Einige von uns beschlossen sogar, auf Alkohol zu verzichten, obwohl es in unseren Reihen ohnehin keine starken Trinker gab. Aber ein gelegentlicher Scotch

und ein bis zwei Gläser Ale oder Stout hinterher waren schliesslich eine militärische Tradition. Von Alkohol wurde man angeblich kurzatmig, was einem bei Eil- und Gefechtsmärschen schaden konnte. Für die meisten von uns war die Antwort darauf völlige Abstinenz. Dass wir nicht rauchten, verstand sich von selbst.

Als an einem ausserordentlich heissen Tag übermässig viele von uns zusammenklappten, wurde der sonst so beherrschte Skipper wütend. Das zeigte sein finsterer Gesichtsausdruck, der bei einem hitzigeren Mann lediglich auf eine gelinde Verstimmung hingewiesen hätte. Aber bei Bryan Hilton-Jones war bereits das höchst ungewöhnlich.

«Was wäre, wenn dies der Ernstfall wäre? Würdet ihr da am Strassenrand umkippen? Würdet ihr andere zurücklassen, weil sie nicht weiterkönnen? Wenn ich in Zukunft sage, dass es keine Ausfälle gibt, dann gibt's keine Ausfälle. Klappt jemand zusammen, schleppt ihr ihn einfach mit.»

Der Eilmarsch am nächsten Tag war besonders anstrengend, was zweifellos beabsichtigt war. Selbst ich, dessen Ausdauer nicht überragend war, übernahm das Gewehr eines Kameraden, der schlappzumachen drohte. Als er nach etwa einem Kilometer nicht weiterkonnte, nahmen wir ihn zu zweit zwischen uns, legten uns seine Arme um die Schultern und hielten seine Handgelenke umklammert. Wir versuchten schweratmend, ihm aufmunternde Worte ins Ohr zu keuchen. «Lauf wenigstens mit, verdammt noch mal!» Das verringerte die Reibung seiner sonst nachschleifenden Füsse, erklärten wir ihm.

Nach weiteren eineinhalb Kilometern waren wir so erschöpft, dass wir noch zwei Helfer brauchten. Ein merkwürdiges Bild: ein Vierrerteam, das mit nach allen Seiten wegstehenden Waffen keuchend und schwitzend einen fünften Mann schleppte. Wir schafften es, aber an diesem Tag spurtete keiner von uns die letzten hundert Meter.

Zu unseren besten Sportlern gehörte Freddy Gray (Manfred Gans).

Er war in der malerischen tausendjährigen deutschen Stadt Borken ganz in der Nähe der deutsch-niederländischen Grenze aufgewachsen. Sein Grossvater war aus Holland gekommen, um Manfreds Grossmutter zu heiraten. Ihre Vorfahren hatten schon im Jahre 1610 etwas erreicht, das im frühen 17. Jahrhundert für Juden sehr ungewöhnlich war: das Privileg, innerhalb der Stadtmauern zu leben. So war es kein Wunder, dass alle Mitglieder der Familie Gans stolz darauf waren, patriotische Deutsche zu sein.

Die eng verbundene jüdische Gemeinde in Borken sah keinen Konflikt zwischen ihrer orthodox jüdischen intellektuellen Tradition und ihrem deutschen Patriotismus. Manfreds Vater war im Ersten Weltkrieg Soldat gewesen und hatte ein Bein verloren. Nach dem Krieg war er in der Weimarer Republik politisch aktiv. Damit machte Hitler Schluss, als Manfred eben zehn war. Seine Klassenkameraden und ehemaligen Freunde redeten nicht mehr mit ihm. Viele der jetzt ausgegrenzten jüdischen Familien waren die Nachkommen sephardischer Juden, die vor Jahrhunderten vor der Inquisition aus Spanien hatten flüchten müssen. Würde diese schreckliche Zeit wiederkehren? Oder standen Pogrome wie in Polen und Russland bevor?

Der Zionismus schien die Antwort für Manfreds älteren Bruder zu sein, der 1935 mit nur fünfzehn Jahren nach Palästina ging. Manfred wurde nach England geschickt, wo er sich mit charakteristischem Elan in dieses neue Abenteuer stürzte und versuchte, seinen High-School-Abschluss in nur vier Monaten zu machen, wobei er wegen noch fehlender Sprachkenntnisse jämmerlich scheiterte.

«Auf meine Art konnte ich mit allen und jedem einigermassen reden», erinnert Freddy sich. «Ich war glücklich. Na ja, beinahe. Bei der Vorstellung, die schönen Felder Wälder, Ebenen, Berge, Städte und Dörfer meiner Heimat niemals wiedersehen zu dürfen, hatte ich oft Heimweh. Hitlers Reich würde Generationen überdauern, und

ich würde nie heimkehren können.» Noch schlimmer war, dass seine Eltern noch dort waren. Sie schafften es nicht, rechtzeitig aus Deutschland herauszukommen. Dann brach der Krieg aus, und er durchlief die für uns typischen Stationen: Internierung, Pionierkorps und schliesslich Aberdovey.

«Ich war bald zuversichtlich, mich in jedem Kampf mit meinen ehemaligen Schulfreunden aus dem Gymnasium, jetzt bestimmt Offiziere in Hitlers Heer, Luftwaffe, Marine oder der Waffen-SS, messen zu können.»

Zu dem Härte-Training, das diese Zuversicht förderte, gehörte auch unsere rigorose Ausbildung im unbewaffneten Nahkampf. Geoff Broadman war einer der Ausbilder, Ducky Dwelly und Bryan Fenton waren die beiden anderen. Sie lehrten uns, wie man sich gegen Angriffe mit Bajonetten, Handfeuerwaffen und Messern verteidigt, wobei sie ihrer Ausbildung folgende vernünftige Maximen vorausschickten:

«Steht ihr unbewaffnet einem bewaffneten Gegner gegenüber, LAUFT WEG, könnt ihr nicht flüchten, tut ihr, was der Mann verlangt, könnt ihr das aus irgendwelchen Gründen nicht und habt Grund zu der Annahme, dass er euch ohnehin erschiessen oder verwunden wird, dann, einzig und allein dann, versucht ihr, was wir euch hier beibringen. Ihr müsst täglich üben, damit jeder Griff instinktiv sitzt und eure Reflexe funktionieren. Wahrscheinlich habt ihr nur diese einzige Chance.»

Unsere Fachleute spotteten über die naive Auffassung, man könne als unbewaffneter Nahkämpfer so gut werden, dass jeder, der nur mit einer Schusswaffe oder einem Messer bewaffnet angreife, ein bedauernswerter Dummkopf sei. «Der bewaffnete Angreifer ist *immer* gewaltig im Vorteil. Das dürft ihr nie vergessen!»

Einmal war Leslie Wallen (Weikersheimer) mein Übungspartner. Obwohl er zu den Stärksten unserer Einheit gehörte, war ich so gut ausgebildet, dass ich ihn rasch zu Fall brachte. Er krachte wie eine gefällte Eiche zu Boden, und ich kniete auf seinen Schultern und Oberarmen, um ihn festzunageln.

«Sehr gut, Masters», sagte er grinsend. Dann fügte er hinzu: «Gibst du auf?»

«Du spinnst wohl?» Ich war mir sicher, ihn festgenagelt zu haben.

«Ich frage dich noch mal: Gibst du auf?» «Nein!»

Daraufhin stand Leslie Wallen einfach auf, und ich fand mich auf seinen Schultern kniend wieder.

«So, du willst also nicht aufgeben», sagte er, während er sich so rasch zu drehen begann, dass ich schon bald durch die Zentrifugalkraft in eine Ecke des Raums geschleudert wurde. Daraus zog ich eine weitere Lehre: Leg dich nur mit Gegnern an, die ungefähr gleichgross sind.

Bei dieser Ausbildung im unbewaffneten Nahkampf war Robbie Villiers sehr gefragt. Mit blossen Händen kann man einen Gegner mit dem sogenannten japanischen Würgegriff umbringen: Man legt eine Hand unter sein Kinn, die andere auf seinen Kopf und dreht kräftig. Das muss vorsichtig geübt werden, denn bei richtiger Ausführung würde der Partner mit gebrochenem Genick liegenbleiben. Aber bei Villiers war das anders. Er hatte einen sehr beweglichen Hals, den man nach Belieben drehen konnte.

Villiers besass noch ein weiteres Talent. Als meisterhafter Tresorknacker hatte er so empfindliche Finger, dass er die Kombination des Zahlenschlosses eines Safes erfühlen konnte. Ausserdem konnte er alle Schliessmechanismen so genau, dass er die meisten – manchmal mit improvisierten Hilfsmitteln wie Zelluloidstreifen oder Drahtstücken, wenn seine Finger nicht genügten – in kürzester Zeit öffnen konnte. Er unterrichtete uns darin, aber keiner von uns konnte ihm auch nur annähernd das Wasser reichen. Mussten wir jemals einen Tresor knacken, was mindestens einmal der Fall war, mussten wir auf unsere Ausbildung mit Sprengmitteln zurückgreifen. Unterdessen war Arlen ein regelrechter Star geworden. Mit derselben grimmigen Entschlossenheit, die ihn trotz eines gebro-

chenen Daumens im Finale der europäischen Jugendmeisterschaft im Boxen in die achte Runde gebracht hatte, stürzte er sich jetzt in unsere Ausbildung. Bei Übungen achtete er nicht auf Zahlenverhältnisse und griff weit überlegene Kräfte als Einzelkämpfer an. Einmal stürzte er sich wie aus der Kanone geschossen einen grasbewachsenen Hügel hinunter in eine Gruppe von zwanzig «Feinden». Bevor sie sich von ihrer Überraschung erholt hatten, riss er sechs Mann, die damit als tot galten, ihre Papierarmbinden ab. Dann wurde er von den restlichen vierzehn natürlich leicht überwältigt. Dieser Sturmrunn imponierte vor allem Troop Sergeant-Major O'Neill.

«Guter Mann, Arlen», sagte er, was in der Tat ein seltenes Lob war. Einige von uns fanden, vielleicht etwas neidisch, Arlen sei verrückt.

«Solchen Blödsinn würde er nicht machen, wenn's ernst wäre», murrtcn wir, «sonst wäre er verdammt bald tot.» Unter Freunden vertraute Arlen mir an: «Ich will mir eines Tages das Viktoriakreuz verdienen, und wenn's mich das Leben kostet.» Arlen *war* eben ein bisschen verrückt.

## 7.

# Wir lernen unser Handwerk

Ich hatte eigentlich vor, ein weiteres Kapitel über «Sex in Aberdovey» zu schreiben. Es wäre das bei Weitem kürzeste Kapitel dieses Buchs geworden. Für die meisten von uns war Aberdovey gleichbedeutend mit einem Leben im Zölibat. Auch wenn Dicky Tennant (der wilde Fahrer) dort seine hübsche Dorothy kennenlernte und heiratete und Max Laddy seine Zukünftige während unserer Ausbildung kennenlernte, gelang es den meisten von uns nicht einmal, sich mit einem Mädchen zu verabreden. Vielleicht hatten unsere Vorgesetzten diesen Ort bewusst gewählt, damit wir uns auf die Ausbildung konzentrieren konnten.

Vermutlich gab es einige halbwegs glückliche homosexuelle Beziehungen, niemand redete viel darüber, und ihre Existenz rief weder in der Ausbildung noch im Kampf Unbehagen hervor. Die Zusammenstellung eines Spähtrupps ist ein gutes Beispiel dafür, was ich meine. Die Zahl der Männer, mit denen ein erfahrener und kampferprobter Soldat sein Leben riskieren würde, ist sehr klein. Führt ein Herz- oder Gehirnochirurg eine schwierige Operation durch, sorgt er dafür, dass das OP-Team erfahren und zuverlässig ist – und dabei ist der Chirurg nicht einmal gefährdet. So verhält sich jeder, der einen Spähtrupp ins Niemandsland führen soll. Er sorgt dafür, dass die richtigen Leute mitkommen. Die sexuelle Orientierung eines Mannes ist dabei so irrelevant wie seine Augenfarbe.

Die Homosexuellen hatten einen besonderen Grund, die Nazis zu hassen, denn sie waren eine der Gruppen, die von den Nazis am frühesten verfolgt und in Konzentrationslager gebracht wurden. Während die Juden den gelben Stern mit dem Wort *Jude* in nachge-

ahmter hebräischer Schrift tragen mussten, trugen die Homosexuellen ein rosa Dreieck, das ihnen dieselbe brutale Behandlung wie den Juden garantierte. So wurden selbst «reinrassige» Arier wegen ihrer sexuellen Orientierung mit anderen «gefährlichen Staatsfeinden» wie Juden, Zigeunern und geistig Behinderten ermordet.

Trotz des Mangels an weiblicher Gesellschaft in unserer kleinen walisischen Küstenstadt konnte man Steve Ross bei Nachtübungen wehmütig seufzen hören: «Ihr alle kriegt wenigstens ein paar Stunden Schlaf, aber mich erwartet meine Vermieterin schon ausgezogen, wenn ich zur Tür reinkomme.» Gerald Nichols war manchmal mit einem hübschen Mädchen zu sehen, aber vielleicht importierte er sie, denn er war ein ungewöhnlich erfinderischer Commando-Soldat. Ich lernte Nichols gut kennen, als er den Skipper bat, mich zu seinem Vertreter als Führer unserer Fünfmanngruppe für den D-Day zu ernennen. Dieser schlanke, geschmeidige junge Mann mit glatt zurückgekämmtem blondem Haar hatte ein besonderes Talent dafür, schöne Frauen anzuziehen.

Noch schlimmer wurde alles durch die Tatsache, dass gleich hinter Dr. Wrights Haus, in dem ich wohnte, die Chattelard School for Girls lag, ein Mädchenpensionat für die Töchter reicher Eltern. Als die Schweiz, der ursprüngliche Schulort, im Krieg fast unerreichbar geworden war, entschied die Schulleitung sich für einen grossen Landsitz an diesem abgelegenen walisischen Evakuierungsort. Die Mädchen waren recht hübsch, vielleicht kamen sie uns auch nur so vor, weil Frauen hier so selten waren. Aber, um eine Wiener Redensart über noch nicht volljährige Mädchen zu zitieren: «Die Justiz hält ihre schützende Hand über ihre Jungfernschaft.»

Und dann gab es die kleine Webster, deren Eltern sich selbst aus einer der englischen Industriestädte in ein kleines Landhaus auf einem nahegelegenen Hügel evakuiert hatten. Sie hatten klugerweise für ihren 21. Geburtstag vorausgeplant und auch einige Kisten gar nicht mehr erhältlichen guten Champagners evakuiert. Für eine er-

folgreiche Debütantinnenparty fehlten nur noch einige junge Herrn – akzeptable Verehrer, die mit ihrer Tochter tanzen und ihr zutrinken konnten. Vielleicht aus Verzweiflung wurden ein paar von uns aus No. 3 Troop eingeladen. Obwohl ausgerechnet an diesem Abend um 23.00 Uhr eine Nachtübung angesetzt war, dachten wir nicht daran, uns die Party entgehen zu lassen, nur weil wir die ganze Nacht keinen Schlaf bekommen würden. Wir mussten nur rechtzeitig gehen, um unsere Waffen zu holen, die wir zu diesem Anlass nicht hatten mitbringen wollen.

Ich weiss noch, dass ich die aufbrechenden Gäste anführte und wie unsere liebenswürdigen Gastgeber sich erboten, uns mit Blendlaternen (wegen der vorgeschriebenen Verdunklung) zum Gartentor hinunterzubegleiten.

«Oh, vielen Dank, das ist nicht nötig», wehrte ich ab, «wir sind ausgebildet, im Dunkeln zu sehen!»

Übersehen hatte ich jedoch, dass der kleine Fussweg am Rand eines Steingartens scharf abbog, der dort steil und etwa drei Meter tief abfiel. Meine Füsse entdeckten diese Tatsache erst, als sie plötzlich keinen Fussweg mehr unter sich hatten. Ich landete krachend zwischen Felsen und vermutlich einigen sehr hübschen, aber zu diesem Zeitpunkt nicht sichtbaren Steingartenpflanzen.

«Alles in Ordnung?» fragte eine besorgte Stimme hoch, sehr hoch über mir.

«Ja, natürlich!» antwortete ich so würdevoll wie irgendmöglich, als ich zu unserer Nachtübung davonhinkte. Selbst der leiseste Versuch, sich dem schöneren Geschlecht zu nähern, war voller unerwarteter Gefahren, Hindernisse und Frustrationen. Man stelle sich also mein ungläubiges Staunen vor, als ich nach einem anstrengenden Tag, an dem Troop Sergeant-Major O'Neill uns über die Dünen gehetzt hatte, auf einen aussergewöhnlichen Anblick stiess. Der Sergeant-Major entliess uns einzeln, sobald wir irgendwelche teuflischen Übungen, die er sich für uns ausgedacht hatte, erfolg-

reich absolviert hatten. Als ich in Richtung Unterkunft durch den Sand stapfte, sah ich plötzlich dort, wo der Fussweg begann, eine junge blonde Frau in Weiss vor mir.

Der Anblick war so unwahrscheinlich – wunderschöne weibliche Kurven in Zivil, noch sehr jung, aber eindeutig älter als die Girls aus dem Mädchenpensionat –, dass man es mir nicht hätte verübeln können, wenn ich sie für eine Halluzination oder an diesem heissen Tag für eine Fata Morgana gehalten hätte. Aber dann sah ich, dass sie über etwas gebeugt war, das sich als Fahrrad erwies, und erfolglos versuchte, einen platten Reifen aufzupumpen.

«Kann ich Ihnen vielleicht helfen?» fragte ich, während meine Müdigkeit augenblicklich von mir abfiel.

«O ja, bitte», antwortete sie dankbar.

«Es ist gut, vorher das Ventil festzudrehen», erklärte ich ihr und begann schneidig zu pumpen.

Plötzlich gab es eine hässliche Unterbrechung. «He, Masters! Das kannst du nicht ganz allein. Lass mich auch helfen.» Das war Oakfield, ein schlaksiger, dunkelhaariger Mann aus der vor Kurzem eingetroffenen vierten Freiwilligengruppe. (Seinen richtigen Namen habe ich vergessen, er wurde wenig später zu seiner Einheit zurückgeschickt, weil er's bei uns nicht schaffte.) Ich trat bereitwillig zur Seite.

«Bitte sehr.»

Da ich nun nicht mehr pumpen musste, konnte ich meine weisse Erscheinung beiseitenehmen, sie nach ihrem Namen fragen und sie für den nächsten Abend zu unserer Abschiedsparty in der British Legion Hall einladen, im Zuge der angelaufenen Invasionsvorbereitungen würden wir bald alle nach Eastborne verlegt werden.

Oakfield hatte den Reifen schon fast aufgepumpt, deshalb musste ich mich beeilen.

«Sie erweisen mir doch die Ehre, nicht wahr?»

Sie hiess Jean und versicherte mir, sie komme gern und sei mir für meine Hilfe schrecklich dankbar.

Jean, die als Kinderschwester bei einer Familie arbeitete, die in der Nähe von Dr. Wrights Haus wohnte (das erklärte ihre weisse Uniform), kam auf die Minute pünktlich. Aber meine Wiedersehensfreude war durch eine kleine Enttäuschung getrübt. Die Schlichtheit ihrer jungfräulichen, gestärkten weissen Uniform war dahin, denn Jean hatte sie gegen ein blassrosa, malvenfarben und grün gemustertes Ballkleid vertauscht. Trotzdem entwickelte sich der Abend sehr erfreulich für mich, bis der gefährlich gutaussehende George Saunders uns unmittelbar vor dem letzten Walzer unterbrach.

«Masters, sei ein Kumpel», sagte er. «Ich habe nebenan vor der Waffenkammer Wache. Dort stehe ich nun schon stundenlang allein. Du musst mir einen Tanz abtreten, wenigstens einen!» Verständlicherweise war Jean die einzige, mit der er tanzen wollte.

Ich war ein Kumpel, aber vor allem deshalb, weil ich davon überzeugt war, dass nicht einmal unser Draufgänger George es riskieren würde, seinen Posten länger als einige Minuten zu verlassen.

(Schliesslich war das ein Wachvergehen, das vom Kriegsgericht geahndet wurde und einen in Kriegszeiten zumindest theoretisch vor ein Erschiessungskommando bringen konnte.) Deshalb stand ausser Zweifel, wer Jean – *meine* Jean – nach Hause begleiten würde.

Das Vorspiel begann, als wir den Ballsaal verliessen und um die Ecke zur Strandmauer gingen. Aber wohin sollte man in Aberdovey gehen, das aus einer einzigen Hauptstrasse bestand, auf der die Ballbesucher jetzt im Schein des Aprilmonds nach Hause schlenderten? Die Dünen waren feucht und sandig, und bei herrlichem Wetter mit einer Zeltplane zu einem Ball zu kommen wäre unfein gewesen.

Zu meiner Überraschung flüsterte mir Jean, die eben erzählt hatte, sie habe noch nie geküsst, einen Vorschlag ins Ohr: «Ich weiss einen Platz ... komm einfach mit.» Sie nahm eine meiner eifrigen, ungeduldigen Hände in ihre und führte mich eine steile Treppe zu einem kleinen Pavillon auf einem Hügel hinauf. Es war eine herrli-

che, warme Nacht, und ich verströmte meine aufgestauten Gefühle – zweifellos durch unser Konditionstraining gestärkt – noch mehrmals, bevor der Hahn krähte.

Unsere gute Kondition verhinderte nicht, dass es während der Ausbildung immer wieder Verletzungen gab. Werden Männer auf riskante Einsätze vorbereitet, ist der Feinschliff ihrer Fertigkeiten und ihrer Einstellung zwangsläufig mit allen möglichen Gefahren verbunden. Da unsere oberste Führung sich dessen durchaus bewusst war, wären Ausfälle von etwa siebzig Prozent ohne Ermittlungen gegen den jeweiligen Vorgesetzten geduldet worden. Diesen Prozentsatz erreichten wir niemals auch nur annähernd, obwohl wir bei unseren Übungen immer mit scharfer Munition schossen, scharfe Handgranaten warfen und an Übungsobjekten scharfe Sprengladungen anbrachten.

Es kam trotzdem mehrmals vor, dass Männer wegen Verletzungen, die sie während unserer Ausbildung erlitten hatten, aus dem aktiven Dienst ausscheiden mussten. Dabei muss wiederholt werden, dass der Skipper alles vormachte, was schwierig oder gefährlich war, bevor er es von uns verlangte. Der Lernprozess lief nicht nur physisch, sondern auch mental ab. Seinem Körper mehr abzuverlangen, als viele von uns für möglich gehalten hätten, erforderte nicht nur körperliche Anstrengung, sondern auch die richtige Einstellung, die durch verschiedene Methoden gefördert wurde.

Beispielsweise spielten wir unsere eigene Art Fussball, die eine verrückte Mischung aus Rugby, Fussball, amerikanischem Football und Freistilringen war. Praktisch alle Arten von Angriffen, Tritten, Schlägen und sogar Haareziehen waren zulässig. Manchmal lag der Ball unbeachtet neben einem Knäuel sich balgender Spieler. Da «alles erlaubt» war, kamen wir ohne Schiedsrichter aus.

Wir erhielten täglich Unterricht in militärischen Fachgebieten wie

Fernmeldewesen, Taktik, Waffenkunde und Behandlung und Vernehmung von Gefangenen. Einige von uns jungen Leuten aus dem europäischen Mittelstand waren mit der Idee aufgewachsen, sie seien technisch unbegabt. Auch ich hatte immer geglaubt, nicht imstande zu sein, eine Maschine zu bedienen, die komplizierter war als eine Schere. Jetzt fand ich mich plötzlich mit verbundenen Augen wieder wie ich Bren-MGs, Maschinenpistolen und Colt-Pistolen Kaliber 45 zerlegte und wieder zusammenbaute. Niemals vergessen werde ich ein kleines, schwarzes, hahnenfussartiges Teil in einer Öffnung des Colts, in das in weniger als zwei Minuten ein stählerner Sicherungsstift eingesetzt werden musste. Das war schwierig genug, wenn man sehen konnte. Mit verbundenen Augen war es Mord.

Wir mussten alles über Sprengmittel lernen und übten mit verschiedenen Arten, die heben, zersplittern oder eindrücken konnten. Wir beobachteten, wie Sprengladungen detonierten und eindrucksvolle Trichter hinterliessen. Am meisten Spass machte die Ausbildung mit Stiel- und Scherenladungen. Die Stielladung bestand aus einem Klumpen Sprengstoff mit Sprengkapsel, Zündhütchen und Zündschnur an einem etwa einen Meter langen Kantholz. Sobald das Ziel feststand, im Allgemeinen die Tür oder eine Mauer des Hauses, in das wir gewaltsam eindringen wollten, schlich unser Dreierteam sich unter Ausnutzung aller Deckungsmöglichkeiten an. Wir näherten uns rasch, lehnten die Stielladung an die Mauer, zündeten die kurze Zündschnur an und gingen weg, um Deckung zu finden. Wir lernten, immer zu gehen, nicht zu rennen, wer rennt, kann leichter stolpern und hinfallen. Dann folgten der Blitz und der Knall, und bevor der Rauch sich verzogen hatte, stürmten wir heran und warfen uns durch das in die Mauer gesprengte Loch.

Die Scherenladung bestand aus X-förmig zusammengenagelten oder -gebundenen Hölzern, an denen oben oder an allen vier Enden Sprengladungen befestigt waren. Die sich überlappenden Spreng-

wirkungen erzeugten im Allgemeinen ein grösseres Loch, durch das man besser kriechen konnte.

Obwohl diese Sprengladungen sehr wirksam waren, erzielten sie nicht immer den gewünschten Erfolg. Manchmal stürmten wir in die nach der Detonation entstandene Rauchwolke und schlugen uns die Köpfe an der Mauer an. Aus unerklärlichen Gründen riss die immer gleiche Sprengstoffmenge bisweilen nur ein Loch, durch das man kaum hindurchsehen konnte. «Das ist eben keine exakte Wissenschaft», erklärten die Fachleute uns. Trotzdem hatten wir alle unseren Spass daran. Die Gefahr war gerade gross genug, um uns zu reizen, uns aber nicht zu bedrohen.

Durchaus nicht geteilt wurde unsere Begeisterung von der grauhaarigen Dame, die neben dem leerstehenden Haus wohnte, das unser Übungsobjekt war. Sie sah wie Barbara Frietchie in Whittiers Gedicht aus ihrem Fenster im ersten Stock. Aber sie sagte nicht: «Erschiesst, wenn ihr müsst, dies alte graue Haupt», sondern vielmehr: «Dieser Lärm muss einfach aufhören.»

«Wir haben Krieg, Madam», antwortete einer der ruhigeren Männer des Troops, der versuchte, die vulgären Bemerkungen der Ungehobenen zu übertönen.

«Ich rufe Mr. Churchill an, und dann werden wir ja sehen», sagte sie und knallte ihr Fenster zu.

Wir erreichten einen Punkt, an dem wir mühelos verstanden, weshalb der Umgang mit Sprengstoffen Menschen faszinieren kann. Dieses Syndrom hängt vermutlich mit der Begeisterung zusammen, mit der kleine Kinder komplizierte Gebilde bauen, um sie dann fröhlich lachend zum Einsturz zu bringen. Auf ganz ähnliche Weise scheinen erwachsene Männer Spass daran zu haben, etwas in die Luft zu jagen. Es knallt schön und ist spektakulär. Daher auch unsere Begeisterung für Feuerwerke, nehme ich an.

Wir lernten, Sprengfallen zu bauen und zu entschärfen. Wir arbeiteten mit einem ganzen Sortiment dieser teuflischen Geräte und fin-

gen unweigerlich an, sie für reizvolle Spielsachen zu halten. Es gab Zugschalter Druckschalter, Buchschalter und so weiter. Wir verminten einen ganzen Raum mit Sprengfallen, so dass es eine kleine Detonation gab, wenn man die Tür öffnete, sich hinsetzte oder irgendetwas in die Hand nahm. (Man wäre in die Luft geflogen, wenn die dafür verwendete Zündkapsel eine richtige Sprengladung gewesen wäre.) Wir lernten, sehr vorsichtig zu sein, wenn wir irgendetwas anfassten: Wir tasteten nach praktisch unsichtbaren Auslösedrähten und schoben unsere Fingerspitzen von beiden Seiten unter jeden Gegenstand, den wir hochheben mussten, bis sie in der Mitte zusammentrafen.

Vor allem bekamen wir alles eingetrichtert, was es über die deutsche Wehrmacht zu wissen galt: ihre Waffen, Fahrzeuge, Kriegsgliederung, Dienstvorschriften, Kampfmethoden und Mentalität. Wir lernten ihre Taktik, ihre Sprache, ihren Slang, ihre Befehlsgebung und ihre Kommandos kennen, bis wir mehr über die deutsche Armee wussten als über unsere eigene – jedenfalls mehr als die meisten deutschen Soldaten. Dass wir alle fließend Deutsch sprachen, war natürlich ein gewaltiger Vorteil. Ein paar von uns hatten sogar für kurze Zeit in Deutschland oder Österreich gedient, als es noch üblich gewesen war, zwischen Gymnasium und Universität freiwillig ein Jahr zu dienen, bevor die Nürnberger Gesetze das Juden unmöglich gemacht hatten.

Ausserdem spezialisierten wir uns auf Spähtrupps. Der Skipper war ein Perfektionist, und vieles, was er uns beibrachte, zielte darauf, nicht nur den unmittelbaren Einsatz, sondern auch seine späteren Folgen zu berücksichtigen. So sahen wir uns bei Spähtruppunternehmen in regelmässigen Abständen um, weil der Rückweg dann leichter zu finden war. «Denkt daran», pflegte der Skipper zu sagen, «dass aus entgegengesetzter Richtung gesehen alles völlig anders aussieht.»

Er betonte auch, wie wichtig ein blitzschneller Start war. «Deswe-

gen rennen Piloten zu ihren Flugzeugen. Sie brauchen länger, um sie zu erreichen, als dafür mit ihnen in die Luft zu kommen.»

Ein wichtiger Aspekt unserer Ausbildung war die völlige Vertrautheit mit nächtlichen Unternehmungen. Wir lernten frühzeitig kleine Tricks wie den, dass man abwechselnd ein Auge zukneift, wenn man aus einem beleuchteten Raum in die Nacht hinaustritt, um sich so schnell wie möglich an die Dunkelheit zu gewöhnen. Auf dem Dienstplan standen häufig Nachtübungen, Nachtspährtrups, Nachtschiessen und nächtliche Häuserkämpfe.

Später liess der Skipper uns dann einfach die Nacht zum Tage machen. Einen ganzen Monat lang traten wir erst um 20.00 Uhr statt am frühen Morgen an, die Mittagspause begann um Mitternacht, und der Wehrsold wurde uns alle vierzehn Tage um drei Uhr morgens ausgezahlt. Ab fünf Uhr hatten wir im Allgemeinen dienstfrei. Das einzig Schwierige an diesem Dienstplan war seine Unvereinbarkeit mit dem Tagesablauf unserer Vermieterinnen. Wir kamen bei Tagesanbruch heim, schliefen und standen mittags auf. Keine Pubs, kein Kino, keine Verabredungen. Und Kohl und gekochtes Rindfleisch (im Krieg schon ein Luxus) bildeten ein wenig appetitanregendes Frühstück. Überraschenderweise gewöhnten wir uns an dieses nächtliche Dasein. Noch wichtiger war jedoch, dass wir uns in der Dunkelheit wirklich wohlfühlten.

«Die Dunkelheit ist euer Freund», sagte der Skipper. «Bei Tageslicht kann der Feind euch besser sehen, also kann er euch leichter treffen. Verharrt ihr nachts unbeweglich und passt euch dem Hintergrund an, seid ihr völlig unsichtbar. Dem Angreifer oder dem aufklärenden Eindringling gegenüber befindet der Verteidiger sich eindeutig im Vorteil. Der Verteidiger kann sich still verhalten, während sein Gegner sich bewegen muss. Deshalb müsst ihr lernen, euch so leise und unauffällig wie menschenmöglich zu bewegen. Das geht nicht ohne Geduld.»

Der Skipper demonstrierte, wie man sich geräuschlos bewegt, in-

dem man vorsichtig auftritt und sein Gewicht langsam von der Aussenkante seiner gummibesohlenen Stiefel nach innen verlagert. Wir stellten fest, dass wir völlig lautlos eine Tür öffnen oder eine Treppe hinaufsteigen konnten, wenn wir uns dabei Zeit liessen, unser Gleichgewicht hielten und berücksichtigten, wie diese Dinge konstruiert waren. Zum Beispiel knarren Treppenstufen entlang der Wand, in die sie eingelassen sind, weniger als in der Mitte.

Wir lernten auch, dass der Motorenlärm eines über uns hinwegfliegenden Flugzeugs die eigenen Bewegungsgeräusche wirkungsvoll tarnte. Wir lernten, wie man beobachtet und geduldig horcht, als hinge unser aller Leben davon ab. Wir lernten, wie man einen Nachtpähtrupp bei drohender Gefahr anhält, ohne ein Wort zu sagen: Erkannte der Führer eine Gefahr, blieb er einfach stehen, und die anderen erstarrten. Glaubten wir, seitlich oder hinter uns etwas gehört oder gesehen zu haben, hielten wir die anderen an, indem wir die Schulter unseres Vordermanns mit einer Hand drückten. Dann blieben alle sofort stehen und horchten, wie Rotwild, das die Lauscher aufstellt und minutenlang wittert, bis das Zeichen zum Weitermarsch gegeben werden konnte. Dafür hatten wir den Ausdruck *zwick-mach*, ein deutsch-jiddisches Mischwort, das «zwick mich» bedeutete. «Heute nacht spielen wir *zwick-mach*» hiess, dass eine Nachtübung mit Spähtrupptätigkeit angesetzt war.

Manchmal war der Lernprozess anstrengend. In der Nacht nach der Geburtstagsparty der kleinen Webster waren wir durch Aberdovey unterwegs, um zu üben, wie man sich in bebautem Gebiet lautlos bewegt. Wir huschten wie Schatten und erstarrten und machten uns in der Szenerie der Kleinstadt unsichtbar, sobald ein Zivilist auftauchte. Nach Mitternacht wurde das einfacher, weil die ehrenwerten Waliser nun im Bett lagen. Als wir nach einer langen, schlaflos verbrachten Nacht lautlos die letzte Gasse hinunterschlichen, stieg der Schlussmann der letzten Gruppe sorgfältig über eine Mülltonne

hinweg, die ihm im Weg stand. Dabei stiess er den Blechdeckel herab, der laut scheppernd und krachend die gesamte Länge der Gasse hinunterrollte. Das muss ganz Aberdovey im Bett aufgeschreckt haben.

Der Skipper trat aus dem Schatten. «Sie kehren jetzt zum Ausgangspunkt auf den Hügel über der Stadt zurück», befahl er uns, «und wiederholen diese vor drei Stunden begonnene Übung. Heben Sie den Mülltonnendeckel auf und legen Sie ihn zurück, bevor Sie gehen. Es bleibt beim Appell um acht Uhr.» (Bei jedem morgendlichen Antreten mussten Uniform, Waffen und Ausrüstung tadellos sauber sein.)

In der folgenden Nacht wurde ein Aufklärungsunternehmen gegen die Kleinstadt Towyn, zehn Kilometer von Aberdovey entfernt, angesetzt. Dort hatte die RAF einen Flugplatz, auf den wir nachts vorstossen sollten, um bestimmte Informationen zu sammeln. Die RAF wusste nicht, dass wir kommen würden, und da Krieg herrschte, konnten wir logischerweise damit rechnen, beschossen zu werden. Um die Sache spannender zu machen, war der Flugplatz mit einem Minengürtel gesichert. Für diese Probleme gab es eine einfache Lösung: Wir mussten vorsichtig sein.

Beim Morgenappell nach dieser erfolgreich verlaufenen Übung erschien Tommy Farr (Freitag) mit einer luftwaffenblauen WAAF-Mütze, die keck auf seinem blonden Haar sass. Er hatte sich offenbar nicht damit zufriedengegeben, lediglich seinen Auftrag zu erfüllen, nämlich in das gut bewachte Lager einzudringen und die in ihren Hütten schlafenden Luftwaffenhelferinnen zu zählen. Nun wollte er die erbeutete Trophäe vorführen.

Der Skipper musterte ihn nur kurz. «Farr, Sie begeben sich sofort unbeobachtet auf den RAF-Stützpunkt Towyn und legen das gestohlene RAF-Eigentum genau dorthin zurück, wo Sie es gefunden haben. Dann melden Sie sich in exakt zwei Stunden bei mir. Im Laufschrift, Marsch! Marsch! Weggetreten!»

Sergeant-Major O’Neills liebstes Nachtspiel bestand daraus, eine Gruppe von uns in irgendeinem Vorgarten zu verstecken, wobei er darauf hinwies, dass die dunkelsten Ecken nicht unbedingt die besten Verstecke waren. Besser waren Stellen, deren Hintergrund bei den herrschenden Lichtverhältnissen möglichst genau dem Farbton unserer Uniform entsprach.

Sobald wir versteckt waren, klingelte er an der Haustür. «Haben Sie zufällig einige meiner Leute gesehen?» fragte er dann. Die Antwort lautete unweigerlich nein. «Sehen Sie sich bitte selbst um? Ich will hier nicht herumschnüffeln, aber ich könnte schwören, dass ich gesehen habe, wie sie durch Ihr Gartentor reingekommen sind.»

Der Hausbesitzer, der die Tür geöffnet hatte, sah sich um, schüttelte den Kopf und sagte, er sehe niemanden.

«Los, Männer, aufstehen!» befahl O’Neill, und zwölf oder mehr Männer schienen plötzlich aus dem Boden zu wachsen – einer oder zwei dicht neben der Treppe, auf der O’Neill stand. Wie der Hausbesitzer zusammenfuhr, wenn auf einmal überall Commandos auftauchten! Das war jedesmal ein Spass, der dazu beitrug, uns die Zuversicht zu geben, dass wir uns auf feindlichem Gebiet würden bewegen können, ohne gehört und gesehen zu werden.

In regelmässigen Abständen nahm Hilton-Jones uns zum Klettern mit. Wir fuhren über Bangor nach Bethesda, einem Weiler in Snowdonia (der Umgebung des Mount Snowdon). Die meisten Klettertouren machten wir in einem malerischen Tal, in dem braune und graue Wände über einem mit Felsbrocken übersäten grünen Kessel aufragten. Der Skipper erzählte uns, er habe schon als Vierjähriger geklettert. Er kannte nicht nur jeden Riss und jede Spalte, sondern auch alle Griffe und Tritte. Obwohl die Berge in Snowdonia erheblich niedriger als die europäischen Alpen sind, gibt es dort äusserst schwierige Klettertouren. So wird beispielsweise die Route durch Devil’s Kitchen in Kletterführern als «sehr schwierig, sogar extrem schwierig» beschrieben. Nach unserer Erfahrung hiess das, dass es

dort kaum Griffe gab, aber dafür permanent Steine auf einen niedergingen, während man sich an den nackten Fels klammerte. Paradoxerweise konnte man nach der Durchsteigung vieler drohend aufragender Felswände auf der anderen Seite gemütlich über grüne Matten hinunterspazieren.

Der von Schiefersteinbrüchen umgebene Weiler Bethesda war ein karger, einfacher Ort, der einen gewissen schlichten Charme besass. In den kleinen Häusern gab es wenig Komfort. Aus einer Pumpe in der Küche kam lediglich kaltes Wasser.

Nach unserer eisigen Morgentoilette liess der Skipper uns am Fuss der Ydwal Slabs antreten: einer breiten und hohen, aber angeblich «leichten» Wand, die von drei senkrechten Spalten mit den Namen «Glaube», «Hoffnung» und «Barmherzigkeit» durchzogen wurde. Er teilte uns in Seilschaften zu je drei Mann ein, und wir brachen in verschiedene Richtungen und mit unterschiedlich starkem Herzklopfen auf.

In diesen Bergen war es einsam – wir begegneten nur selten anderen Kletterern –, deshalb war ich überrascht, als ich eines Tages zwischen den Felsen eine flauschige Wollmütze fand: eine Strickmütze mit einer kleinen Bommel obenauf. Sie war ganz neu und hatte fast die gleiche Farbe wie unsere Militärwollmützen. Von da ab trug ich sie, wenn für den betreffenden Tag nicht das grüne Barret vorgeschrieben war, ich fühlte mich allerdings dazu verpflichtet, die niedliche Bommel als un militärisch abzuschneiden.

Bevor wir ernstlich zu klettern begannen, liess der Skipper uns an den im Talkessel liegenden Felsblöcken üben. Diese Blöcke waren hoch genug, dass man sich bei ihrer Besteigung den Hals brechen konnte, aber natürlich viel niedriger als die «richtigen» Wände wie Crib Goch, Adam und Eva, Tryfaen, Glyderfach, Glyderfawr oder Devil's Kitchen.

Als ich zum erstenmal beobachtete, wie eine Dreierseilschaft einen Felsblock erstieg, war der mittlere Mann Steve Hudson (Hirsch).

Während ich mir beklommen ausmalte, was mich dabei erwartete, rutschte Steve aus und fiel ins Leere. Der Mann über ihm hatte ihn natürlich gesichert, und das Seil hielt auch. Da er jedoch nicht genau über Hudson, sondern drei Meter höher und fünf Meter rechts von ihm stand, war die folgende Szene dramatisch und leicht beängstigend. Steve pendelte, hilflos am Seil hängend, mit dem Kopf voraus gegen einen Felsvorsprung. Seine Strickmütze dämpfte den Aufprall etwas, und dieser Zwischenfall wurde lediglich als weiterer Aspekt unseres Härte Trainings abgehakt.

Nach einiger Zeit fand der Skipper, das senkrechte Auf und Ab in den Ydwal Slabs sei zu einfach für uns, daher stellte er uns schwierigere Aufgaben wie die Querung der Spalten – von «Glaube» über «Hoffnung» zu «Barmherzigkeit».

Als ich einmal hoch in der Steilwand war, schätzungsweise gut dreissig Meter, hörte ich ein lautes Scharren über mir. Ich hob den Kopf, sah einen Steinhagel auf mich zukommen, presste mich an den Fels und hatte das Glück, nicht getroffen zu werden. Aber über meiner Seilschaft musste ein Kletterer den Halt verloren haben und konnte nun jeden Augenblick auf mich herabstürzen. Tatsächlich erschien hoch über mir eine Hand, eine greifende Hand, die verzweifelt irgendeinen Halt suchte und nur ein kümmerliches Grasbüschel fand. Der Hand folgte sofort das vertraute Gesicht meines guten Kameraden Steve Ross, das äusserst blass und angestrengt wirkte. Zum Glück hielt das Grasbüschel, an das er sich klammerte. Am nächsten Tag fand der Skipper, einige von uns brächten nicht die rechte Begeisterung für seinen Lieblingssport auf. An diesem Morgen liess er uns wie gewöhnlich am Fuss der Ydwal Slabs antreten und befahl dann: «Rührt euch!» So konnten wir auf die überraschende Frage reagieren, die er als nächstes stellte: «Gibt's hier jemanden, der eigentlich lieber nicht klettern würde?» Wir reagierten anfänglich mit verblüfftem Schweigen, nicht einmal Steve Ross

wusste eine Antwort. Auf dieses Schweigen folgte leises Gekicher im hinteren Glied, das den Skipper irritierte.

«Nein, ganz im Ernst, gibt's unter euch welche, denen dieser grossartige Sport nicht wirklich Spass macht? Sollte es welche geben, möchte ich sie heute auf eine Klettertour mitnehmen. Wer meldet sich freiwillig?»

Alle hoben die Hände, sogar Steve. Aber der Skipper wählte nur drei Mann aus: seinen Stellvertreter Jimmy Monahan, Andrew Kershaw (André Kirschner, der zu unseren ungarischen Schwimmern und Wasserballspielern gehörte und ein guter Allroundsportler und Fussballer war) und mich. Er führte uns zu einer Felswand, die wir bisher nicht kannten, und hielt dort eine kurze weitere Ansprache: «Diese Route ist etwas anspruchsvoller als Ihre bisherigen. Ich klettere sie seit meiner Jugend oder versuche sie zu klettern. Manchmal habe ich sie bezwungen, manchmal hat sie mich bezwungen. Folgen Sie mir einfach und geniessen Sie die Tour.» Damit kletterte er los und verschwand über einem zerklüfteten Felsband drei Meter über uns.

Leutnant Monahan kam als nächster, dann ich, dann Andrew. Dass wir eine Viererseilschaft waren, war kein Problem für unseren erschrockenen Führer. Aber für uns gab es bald reichlich Probleme, denn die Griffe und Tritte schienen immer weniger zu werden. Wenn wir nicht mehr wussten, wo wir den nächsten Griff finden sollten, hörten wir eine Stimme von oben: «Strecken Sie die rechte Hand noch etwas weiter aus, dann finden Sie einen Griff.» Und das stimmte immer. Obwohl der Skipper uns wegen der vielen Überhänge meistens nicht sehen konnte, wusste er genau, welche Schwierigkeiten wir vor uns hatten. Manchmal gab er sogar noch präzisere Anweisungen: «Sie müssen sich etwas weiter strecken, als Sie für möglich halten, dann finden Sie in Schulterhöhe eine kleine Vertiefung, in die zwei Finger passen.» Und sie war wirklich da.

Zuletzt erreichten wir einen mehr oder weniger senkrechten Felska-

min. Dieser war nicht eng genug, dass man sich darin einspreizen und hochschieben konnte, wie der Skipper uns gelehrt hatte. Es gab dort auch keine Griffe, soweit wir von dem schmalen Felsband aus erkennen konnten, von dem aus wir vier diese trübe Aussicht begutachteten. Drei von uns hatten nicht einmal eine theoretische Vorstellung davon, wie dieses Hindernis zu überwinden sein könnte. Es sah unbezwingbar aus. Hätten wir abgestimmt, hätte das Ergebnis 3:1 fürs Umkehren gelautet.

Kershaw kam zur Sache. «Wie kommt man da rauf?»

«Das ist nicht ganz einfach», gab der Skipper zu, «denn hier gibt's überhaupt keine Griffe, wissen Sie.»

Damit hatte er allerdings recht.

«Aber wie ...», fasste Kershaw nach, der ziemlich hartnäckig sein konnte.

«Nun», sagte der Skipper, «der Trick, der bei diesem Kamin meistens funktioniert, besteht darin, dass man sich auf dieses senkrechte Wandstück stellt, als gäbe es dort einen Tritt, obwohl es in Wirklichkeit keinen gibt. Bevor Ihr Fuss merkt, dass er in der Luft steht, verlagern Sie Ihr Gewicht aufs andere Bein, das Sie inzwischen so weit wie möglich nach vorn geschwungen haben. Ihr Fuss findet einen winzigen Felsvorsprung, auf dem man gerade stehen kann. Tatsächlich ist er gross genug, um darauf zu Mittag zu essen. Passen Sie jetzt auf, wie ich's mache.»

Er machte genau, was er gesagt hatte. Er trat ins Leere und schwang im entscheidenden Augenblick – bevor sein Stiefel merklich abrutschen konnte – sein anderes Bein hoch. Sobald er den kleinen Felsvorsprung unter dem Fuss spürte, warf er seinen ganzen Körper nach vorn. Das alles fand über einem schwindelerregend tiefen Abgrund statt.

Die Stelle kam uns noch immer unüberwindbar vor, aber jetzt war er ausser Sicht und drängte uns nachzukommen.

Erstaunlicherweise klappte seine Methode bei jedem von uns. Wir kamen alle oben an, weil der Skipper uns «hinauflotste» – eine kör-

perlose Stimme von oben, aus der Sorge für unser Überleben sprach.

Im Rahmen unserer Kletterausbildung bestiegen wir auch den Mount Snowdon.

Kristallklare Bachläufe rauschten über Felsen zu Tal. Wir sollten eigentlich lernen, mit dem Wasser hauszuhalten und beim Aufstieg nicht zügellos zu trinken, aber wir fanden das Wasser köstlich und unwiderstehlich. Als wir höher hinaufkamen, gingen die grünen Matten mit ihren Bächen in riesige Geröllfelder aus Steinschutt und losen Felsbrocken über. Sie führten zu dem langen hufeisenförmigen Grat hinauf, über den ein Bergpfad verlief.

Plötzlich schlug das Wetter um und verschlechterte sich wie so oft in diesen Bergen. Es wurde rasch dunkel, und unter uns bildeten sich schwarze Wölken, aus denen einzelne weisse Nebelschleier aufstiegen. Unter diesen Umständen gaben wir dem Drang nach, uns möglichst rasch in die Horizontale zu begeben und nur langsam, falls überhaupt, auf allen vieren weiterzukriechen. Aber das duldet der Skipper nicht. Er ging, die Hände in den Hosentaschen, den schmalen Pfad entlang, während der Wind durch seine Hosenbeine pfiff, stieg verächtlich über unsere fast liegenden Gestalten weg und befahl uns aufzustehen.

«Los, aufstehen! Als ich mit 4 Commando hier gewesen bin, haben wir an dieser Stelle gegessen!»

«Und wahrscheinlich auch Sold ausgezahlt», murmelte irgendjemand.

Zu unserer Überraschung konnten wir ohne Weiteres aufrecht gehen. Aber sobald wir über die mindestens hundert Meter hohen Steilwände rechts und links hinabsahen, kam es uns ausgesprochen gefährlich vor. Nach kurzer Gipfelrast tobten wir lachend und lärmend den Berg hinunter. Der Skipper lehrte uns, über die Geröllfelder «abzufahren» – eine Art Skilauf ohne Skier. Wir glitten auf dem lockeren Geröll zu Tal, bemühten uns, das Gleichgewicht zu

halten, und drehten uns gegen den Hang, wenn wir zu schnell wurden. Zuletzt galoppierten wir über die mit Felsblöcken übersäten steilen Wiesen am Fuss des Berges hinab.

In Bethesda war ich mit Gary Mason (Weinberg) in einem der kleinen Steinhäuser einquartiert. Am zweiten Abend fand in der dortigen Kirche ein Tanz statt, zu dem wir natürlich gehen wollten. Ich hatte erst vor Kurzem von meiner Mutter in London eine After-Shave-Lotion geschickt bekommen. Sie befand sich in einer eigenartig geformten Flasche, war rosa und klebrig und hatte die wundervolle Eigenschaft, auf meinem Gesicht zu einem unglaublich glatten Überzug anzutrocknen. Eine so gute Lotion hatte ich noch nie gehabt.

Ich gab Gary für die Tanzveranstaltung etwas davon ab, er war der Überzeugung, sie besitze sehr starke aphrodisische Eigenschaften, die er sofort an den jungen Schönheiten von Bethesda ausprobieren wollte. Obwohl Bethesda kleiner war als Aberdovey, waren wir auf dem Weg zu unseren Klettertouren häufig attraktiven Mädchen begegnet, so dass die Aussichten für den Abend ausgesprochen gut waren.

Tatsächlich lernte ich sofort eine bildhübsche junge Dame kennen. Agnes hatte kurzes, seidenweiches braunes Haar und einen makellosen, frischen Teint. Ihre schlanke Figur wies nur unwesentliche Rundungen auf, ihre Brüste waren so fest und ihre Hüften so schmal wie bei einer jungen Athletin. Wir verstanden uns auf Anhieb gut und verabredeten uns für den nächsten Abend.

Die Landschaft in der Umgebung Bethedas war romantisch und vielversprechend einsam. Die grasbewachsenen Hügel und teilweise mit Ginster bestandenen Wiesen, über die wir zum Mount Snowdon hinaufgekeucht und hinuntergaloppiert waren, boten schöne Aussichten und gute Verstecke. Und ich konnte meine Zeltplane, die sich ordentlich Zusammenlegen und gut tragen liess, ohne Weiteres mitnehmen, denn wir hatten einen längeren Spaziergang vor,

bei dem man immer damit rechnen musste, überraschend in einen Schauer zu geraten.

Agnes arbeitete als Krankenschwester im Krankenhaus Bangor. Als ich sie nach ihrem Namen gefragt hatte – meine höchst originelle Art, beim Tanz das Gespräch zu eröffnen –, hatte sie mir geantwortet: «Er klingt wie ‚Kampf‘ im Lateinischen.»

Und es wurde tatsächlich ein Kampf: ein mit Witz und Geist geführter Kampf, in dem Agnes jedoch mühelos siegte. Da ich auf Verführung aus war, wie es junge Soldaten, die in den Krieg ziehen sollen, meistens sind, nahm ich sie auf einen langen Spaziergang durch grosse Teile von North Wales mit. Mit dem demonstrativen Machismo der Commandos trug ich ihren leichten, attraktiven Körper, wann immer schlammiger Boden das auch nur im Entferntesten rechtfertigte. Während ich sie so in den Armen hielt, war es ganz natürlich, sie auf die Wangen, die Lider und ihre schönen, ungeschminkten Lippen zu küssen. Ach, das war ein Geküsse in dieser schönen Umgebung, und Agnes erwies sich als bezaubernd willig.

Aber sobald ich auch nur den kleinsten Versuch machte, meine Hände über oder unter der Gürtellinie zart ins Spiel zu bringen, unterbrach sie mich lächelnd: «Ich muss dir wirklich erzählen, was ich heute in der Arbeit erlebt habe ...»

Dann folgte eine erstaunlich blutrünstige Anekdote über einen jämmerlichen Syphiliskranken, den sie ausgerechnet an diesem Nachmittag hatte pflegen müssen, wobei sie mir kein medizinisches Detail ersparte. Meinen nächsten Vorstoss parierte sie mit einer Geschichte von einer Abtreibung, die wegen einer durch eine Geschlechtskrankheit hervorgerufenen grausigen Missbildung notwendig geworden war.

Ich merkte bald, dass diese Schilderungen zu ihrer sorgfältig geplanten, originellen Verteidigungsstrategie gehörten, und machte einen letzten Versuch, sie davon abzubringen: «Agnes, Schluss mit der Fachsimpelei!»

Aber ich wusste, dass ich geschlagen war, als sie antwortete: «Du redest übers Klettern, und ich rede über meine Abteilung für Geschlechtskrankheiten.»

Wir kehrten händchenhaltend nach Bethesda zurück und küssten uns noch zweimal: um uns eine gute Nacht zu wünschen und zum Abschied.

Sie war ebenso keusch und tugendhaft wie schön. Ich musste vor einer Frau mit Prinzipien, Einfallsreichtum und überlegener Taktik die Waffen strecken. Aphrodisiaka wirken offenbar nicht immer zuverlässig.

## 8.

# Näher an den Feind heran

Am 31. Mai 1943 wurde unser Troop nach Eastbourne, Sussex, eine Küstenstadt im Südosten Englands, verlegt. Das gesamte No. 10 Commando, bisher entlang der Küste von North Wales verstreut, sollte dort konzentriert werden.

Nach unserer Ankunft in Eastbourne versammelte Oberst Dudley Lister, unser Kommandeur, die gesamte Einheit in einem dortigen Kino, um aus diesem Anlass eine melodramatische Rede zu halten. «Wir stehen nun zweihundert Meilen näher am Feind», begann unser Kommandeur. Da wir wussten, dass der Ärmelkanal noch zwischen «uns» und «ihnen» lag, waren wir nicht übermässig beeindruckt.

Zum Appell traten wir von nun an mit den übrigen Teilen von No. 10 Commando auf dem Sportplatz einer Schule an. Dabei hatten wir Gelegenheit, das Verhalten der anderen «ausländischen» Troops zu beobachten, das uns im Vergleich zu unserer «normalen» britischen Art, die wir in unserer Einfältigkeit zu besitzen glaubten, ziemlich exotisch erschien.

Oberst Lister hatte jedoch den Ehrgeiz, unsere fanatisch individualistischen Nationalitäten zu einer homogenen Truppe zusammenzuschweissen. Man kann sich vorstellen, was sein Traum gewesen war: seine eigene Mini-Fremdenlegion in die Schlacht zu führen. Deshalb versuchte er es mit weiteren gemeinsamen Übungen und setzte in der ersten Juniwoche an drei aufeinanderfolgenden Tagen Strassenmärsche für alle an. Aber leider waren die Abmarschzeiten so festgelegt, dass kein Troop seine Waffenbrüder überhaupt zu sehen bekam oder auch nur einen einzigen fremdsprachigen Befehl hörte.

Die Marschiererei kam uns ein bisschen primitiv vor, aber wir wollten uns nicht übertreffen lassen. Um unsere Verachtung für diesen unserer Meinung nach plumpen Versuch, unsere Kondition zu testen, deutlich zu zeigen, kreuzten wir an drei aufeinanderfolgenden Abenden zahlreicher als sonst im «Wintergarten» zum Tanz auf. Nach ganztägigen Märschen, bei denen wir mit voller Ausrüstung, Waffen und Munition 43, 31 und 38 Kilometer zurückgelegt hatten, war das natürlich reine Angabe. Zum Glück sind die beim Tanzen gebrauchten Muskeln ganz andere als die beim Marschieren beanspruchten, so dass die Bewegung erholsam war.

An einem dieser Abende kam Doc Hodges, der Truppenarzt von 10 Commando, im «Wintergarten» auf die Tanzfläche gestürmt. Während sein Prachtexemplar von einem Schnurrbart dramatisch zitterte, verkündete er: «Ich brauche Freiwillige, die mir helfen, Verwundete zu bergen. Die französischen Commandos kämpfen gegen in unserer Nähe stationierte Franko-Kanadier. Meine Jeeps und Tragbahnen stehen draussen.»

Wer von uns neugierig war oder keine lohnende Verabredung hatte, befolgte diesen Appell. Offenbar hatte ein Franko-Kanadier einen französischen Commando-Soldaten in einer Bar bei einem Streit niedergestochen, der aus einer politischen Diskussion entstanden war. Daraufhin waren die französischen Commandos zu einer improvisierten Nachtübung mit Waffen und scharfer Munition ausgerückt. Sie brachten ihre Granatwerfer oberhalb des Stabsgebäudes der Franko-Kanadier in Stellung und eröffneten das Feuer – so wurde uns jedenfalls erzählt. Bei den folgenden Schlägereien in mehreren Bars der Stadt gab es noch zahlreiche Verletzte, bis Doc Hodges, weitere Offiziere und nicht zuletzt gesunder Menschenverstand sich durchsetzten.

Am nächsten Morgen gab es in den Reihen des französischen Troops etliche spektakuläre Verbände zu bewundern. Unser Oberst war fuchsteufelswild. Er rief alle französischen Commandos in

dem Kino zusammen, in dem er seine «Dem-Feinde-näher»-Rede gehalten hatte, und kanzelte sie mit der Wucht eines ehemaligen Boxchampions, der die Heeresmeisterschaften im Schwergewicht gewonnen hatte, in einer mit saftigen Flüchen gespickten Rede ab. Da er kein Französisch sprach, sorgte er dafür, dass am Rand jeder Reihe zweisprachige französische Offiziere und Unteroffiziere sassen, die seine Ausführungen übersetzten. Zum Glück verstanden die meisten seiner Zuhörer kein Englisch.

Ebenfalls zum Glück erwiesen die französischen Dolmetscher sich als listige Diplomaten. Sie liessen die Kraftausdrücke des Obersts einfach weg und übersetzten: «Der Kommandeur möchte euch zu eurem Sieg über eure verabscheuungswürdigen Gegner gratulieren. Ihr habt in der Tat tapfer gekämpft. Er möchte hinzufügen, dass Hitler sich verdammt vorsehen muss, wenn ihr mit diesem Kampfgeist in die schon bald beginnende Schlacht gegen die *Boches* zieht. Deshalb bittet *Monsieur le colonel* darum, dass ihr euch einen Teil eurer Tapferkeit für den Kampf gegen den gemeinsamen Feind jenseits des Kanals aufspart.»

Das gefiel den Franzosen, die strahlend applaudierten.

«Nun, ich muss sagen, dass sie das sehr anständig hinnehmen», meinte Lister, bevor er wegtreten liess.

Drei von uns waren am Stadtrand bei freundlichen Eheleuten einquartiert, die beide Offiziere der Heilsarmee waren. Der Mann arbeitete bei der Post, wir vom No. 3 Troop hielten ihn für einen hoffnungslosen Zivilisten, schwächlich und ohne die geringste Ahnung von unseren vielfältigen militärischen Fertigkeiten – bis er eines Tages dazukam, als wir wieder einmal Morsen übten.

«Soll ich euch mal zeigen, wie man das macht, Jungs?» fragte er und verblüffte uns dann durch seine wahrhaft ungläubliche Geschwindigkeit mit der Morsetaste. Danach erschien er uns doppelt so gross wie zuvor, und wir nahmen seine Äusserungen ernster.

Deshalb waren wir beeindruckt, als er uns einige Tage später mit geheimnisvoller Miene ansprach. «Tragt euren besten Kampfanzug, wenn ihr morgen zum Lunch heimkommt. Wir erwarten einen besonderen Gast.» «Wer kommt denn?»

«Der General», antwortete er mit vor Ehrfurcht gedämpfter Stimme.

Wir taten, was er verlangte, und als wir vom Morgendienst zurückkamen, war tatsächlich der General da – nämlich der Kommandierende General der Heilsarmee.

Er war ein adrett aussehender Mann, der sein graues Haar sehr kurz trug. In Armeuniform hätte er ohne Weiteres als hoher britischer Offizier durchgehen können. Das Mittagessen verlief glatt, aber danach wurde die Lage für uns Commandos etwas kritisch. Wir waren in den selten benützten Salon mit den beiden Sesseln vor dem offenen Kamin hinübergegangen. Der General schlug vor, wir sollten alle niederknien. Also knieten wir mit unterschiedlicher Begeisterung auf dem grün-rosa geblünten Teppich nieder. Nachdem er dem Allmächtigen dafür gedankt hatte, dass er ihn in dieses Haus geführt hatte, und den Gastgebern für «das ausgezeichnete Mahl», fuhr er fort:

«Es ist mir eine besondere Freude gewesen, den Tisch mit drei jungen Männern zu teilen, die eine Elite britischen Mannestums verkörpern. Schon bald werden sie zu den dunklen Küsten eines gottlosen Feindes auslaufen und gegen die Mächte der Finsternis kämpfen. Möge der Allmächtige ihnen den Sieg schenken, denn ihr Kampf ist wahrhaft seiner. Und möge er sie sicher in dieses gesegnete Land zurückführen, damit sie ein langes, reiches Leben im Kreise ihrer Lieben führen können. Das erbitten wir in ernstem Gebet von Jesus Christus, seinem Sohn. Amen.»

Wir konnten nicht anders, als von der ernsten Sorge dieses Fremden für unser Wohlergehen gerührt zu sein. Der jüdische Glaube verbietet das Niederknien, aber wir hatten nicht die Absicht, uns des-

wegen zu enttarnen. Und den Dispens eines Rabbiners konnten wir in dieser kurzen Zeit erst recht nicht einholen.

Am nächsten Tag liess der Skipper uns zu einem Spielplatz in einer öffentlichen Anlage marschieren, in der ein Unterstand für Menschen, die von Blitzgriffen im Freien überrascht wurden, errichtet worden war. Auf den Strassen von Eastbourne gab es viele solche Unterstände, aber der Skipper hatte diesen einen für eine spezielle Übung zur Förderung von Körperbeherrschung, Kraft und Mut ausgewählt. Der Unterstand war etwa drei Meter hoch, zwölf Meter lang und sechs Meter breit, aus Klinkersteinen erbaut und mit einer massiven Betondecke versehen. Solche Unterstände boten keinen Schutz gegen Bombenvolltreffer, aber sie schützten wirkungsvoll vor Bombensplittern und vor mit Bordwaffen angreifenden deutschen Jagdbombern, die uns oft erschreckten, wenn sie in Kaminhöhe über die Stadt hinwegdonnerten.

Heute standen wir vor der Herausforderung, den Überhang des Betondachs zu überwinden. Dieses Flachdach ragte auf allen Seiten etwa dreissig Zentimeter über die senkrechten Wände hinaus.

«Wir klettern jetzt auf dieses Dach», sagte der Skipper, «einer nach dem anderen, ohne uns gegenseitig zu helfen. Ich weiss, dass es hier weder Griffe noch Tritte gibt. Der Trick besteht darin, dass man auf die Mauer zurennen muss, als sei sie gar nicht da – auf sie zu und hinauf. Kurz bevor man mit den Füßen abrutscht, muss man sich nach vorn und oben werfen, die Ellbogen aufs Dach stützen und sich dann hochziehen. Im Grunde genommen ganz einfach.»

So einfach wie damals der Felskamin in den Bergen von North Wales. Nachdem er uns das erklärt hatte, machte er uns die Übung vor, die wirklich einfach aussah – täuschend einfach nach Ansicht vieler, die wieder und wieder mit grässlichem Scharren abrutschten.

Manche schafften es beim ersten Versuch oder beim zweiten oder dritten, andere machten den Eindruck, als würden sie es nie schaffen, was den Skipper irritierte.

«Das ist eine Fertigkeit, die Sie hier und *jetzt* erwerben müssen.» Schliesslich standen alle auf dem Dach – einige erschöpfter als die anderen.

«Und jetzt springen wir einzeln hinunter, wobei wir nicht bloss über den Rand abrutschen, sondern wie ich jetzt weit hinausspringen.» Das erschien uns allen dort oben nicht sonderlich attraktiv. Wir waren schon oft aus grösserer Höhe gesprungen, aber hier sollten wir Anlauf nehmen und weit hinausspringen. Obwohl wir unseren Landeplatz nicht zu sehen, wussten wir, dass es eine harte, mit Kies bestreute Fläche sein würde, auf der wir aus drei Meter Höhe mit beträchtlicher Wucht aufprallen würden.

Nachdem die drei ersten gesprungen war, schickte der Skipper zwei von ihnen wieder hinauf. Er kritisierte, sie seien ohne rechte Begeisterung gesprungen. Um dem abzuhelfen, stellte er den Mann, der es richtig gemacht hatte, gut einen Meter von dem Unterstand entfernt auf, wo er strammstehen musste. Das zwang uns, weit hinauszuspringen, damit wir mit den Stiefeln über seinen Kopf hinwegkamen.

«Und ducken Sie sich ja nicht!» wies er den strammstehenden Posten an. «Keiner berührt Sie auch nur. Wer das tut, tritt an Ihre Stelle.»

Leslie Scott stand neben mir, als wir darauf warteten, dass die Reihe an uns kam. Vernon Nelson (Zweig), ein grosser, schlaksiger, schwarzhaariger Junge mit schmalen, eleganten Zügen, nahm sein Dutzend Schritte Anlauf und sprang. «Gut gemacht, Nelson», sagte der Skipper.

«Armes Schwein, Nelson», sagte Scott.

«Wieso?» fragte ich Leslie.

«Denkst du, dass der Skipper einen so überschwenglich loben wür-

de, wenn man nach der Landung noch aufstehen kann?» lautete seine Gegenfrage.

Dann waren wir dran. Erst sprang Leslie, dann ich – keine halbe Handbreit über den bedauernswerten Mann hinweg, der unten strammstand. Nelson wand sich weiter auf dem harten Boden. In den folgenden vier Wochen gewöhnten wir uns an seinen Beingips. «Das Härte-training geht weiter», sagte Leslie.

Eines Morgens war ich sehr spät dran, um vom Quartier aus zum Morgenappell zu radeln. Normalerweise dauerte die Fahrt nur zehn Minuten, aber ich war damals MG-Schütze, und das machte die Sache schwieriger. Es ist nicht einfach, ein Maschinengewehr, selbst ein leichtes MG, auf einem Fahrrad zu transportieren, aber da wir theoretisch im Kriegsgebiet lebten, nahmen wir unsere Waffen samt Munition mit in die jeweilige Unterkunft. Tatsächlich hatte ich den geheimen Ehrgeiz, mit meinem Bren eine dieser tieffliegenden Messerschmitts abzuschossen, und liess es deshalb immer geladen an einem Fenster im ersten Stock stehen.

Leider kam es nie dazu. Einmal war ich an meinem Fenster in Stellung, als der «Kuckuck» vor einem örtlichen Angriff warnte. (Rückwärtslaufende Luftschuttsirenen klangen wie dieser Vogelruf, dieses Signal wurde benützt, um Warnungen vor örtlichen Angriffen von blossen Überflugwarnungen zu unterscheiden.) Aber der mit MGs und MKs angreifende Jagdbomber flog so tief, dass ich nicht auf ihn schiessen konnte, ohne die Leute an einem Fenster im ersten Stock des Nachbarhauses zu gefährden. Für eine Zehntelsekunde sah ich den Piloten deutlich in seiner Kanzel sitzen, dann war er fort.

An diesem Tag erzielte Peter Terry einen bisher niemals dagewesenen Erfolg: Er schaffte es, zwei Kampfanzüge und einen Khaki-Arbeitsanzug auf einmal ersetzt zu bekommen. Niemals in den Annalen der britischen Armee war jemandem ein Coup dieser Art ge-

glückt. Es passierte, als er in seiner blauen Turnhose ausser Haus war. Ein 20-mm-Geschoss eines deutschen Bombers traf den Kleiderschrank in seinem Quartier, durchschlug die hintereinander aufgehängten Uniformen und hinterliess tellergrosse Löcher. Unser sonst ultrageiziger Kammerunteroffizier versuchte nicht einmal, etwas dagegen einzuwenden.

Aber zurück zu meiner hastigen Fahrt zum Appellplatz vor der Roborough School mit meinem Maschinengewehr: Ich war zuversichtlich, dass ich's schaffen würde, bis ich George Saunders überholte, der die Strasse entlangkeuchte.

«He, Masters!» rief er. «Nimm mich mit, damit rettest du mir das Leben!»

«Wie zum Teufel stellst du dir das vor? Siehst du nicht, was ich dabei habe?»

«Halt! Halt! Ich setze mich auf die Lenkstange und nehme dein Bren. Du musst mir helfen!»

Ich hielt wider besseres Wissen, und er stieg auf. Anfangs schien das gut zu klappen – bergab –, aber an der nächsten Steigung war ich wegen seines zusätzlichen Gewichts völlig erledigt. Das merkte auch Saunders.

«Lass mich jetzt fahren, und du nimmst das MG und setzt dich auf die Lenkstange.»

Wir wechselten die Plätze. Das kostete Zeit, aber trotzdem erreichten wir den Appellplatz genau in dem Augenblick, in dem der Regimental Sergeant-Major den Befehl zum Antreten gab. Alles wäre in bester Ordnung gewesen, wenn George Saunders nicht wieder das Bedürfnis gehabt hätte, sich zu produzieren (wie damals, als er seinen Wachposten verlassen hatte, um zum Tanz zu gehen). Statt unauffällig am Rand zu halten, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, mitten über den Platz zu fahren und spektakuläre Achter um die antretenden Polen und Norweger zu beschreiben. Ich hockte hilflos und nur allzu gut sichtbar auf meinem Hochsitz. Das Ganze forderte eine empfindliche Disziplinarstrafe geradezu heraus, so

dass ich mich schliesslich für das geringere Übel entschied: Ich würde meinen Hals riskieren, indem ich mit der schweren Waffe in den Armen absprang.

Zu spät!

«Was zum Teufel soll dieser Scheiss? Sofort nach dem Appell bei mir antreten, alle beide!» brüllte der Sergeant-Major mit dem Gesichtsausdruck eines Dampfkochtopfs kurz vor der Explosion. Aber wir hatten Glück und kamen mit einem Anpfiff davon. Andere Männer waren schon wegen kleinerer Vergehen zu ihrer Einheit zurückgeschickt worden.

Sobald die Nationalitäten von No. 10 Commando in Eastbourne versammelt waren, störte uns, dass alle viel prächtigere Uniformen trugen als wir. Anfangs grüssten wir versehentlich die französischen Unteroffiziere, weil ihre Uniform mit Goldtressen überladen war. Fast alle Mannschaftsdienstgrade trugen Kragen und Krawatte, die im britischen Heer den Offizieren vorbehalten waren. Aus blankem Neid ersuchten wir um Kragen und Krawatte statt des einfachen Stehkragens, dessen zwei Haken immer geschlossen sein mussten. Schliesslich erzielten wir einen Teilerfolg: Alle Angehörigen von No. 10 Commando durften Kragen und Krawatte tragen – jedoch nur in Eastbourne. Das war ein echter Fortschritt, denn im Urlaub ausserhalb des Stützpunkts trugen wir ohnehin alle illegal Kragen und Krawatte oder die zur Uniform gehörenden flotten weissen Rollkragenpullover.

Sergeant Bentley, ein schneidiger Kerl mit scharfen Zügen, der Punch (aus dem britischen Witzblatt) etwas ähnlich sah, war am 12./13. Juni 1943 übers Wochenende in London gewesen. Auf der Rückfahrt nach Eastbourne begegnete er auf dem Bahnhof Victoria Station zufällig Oberst Lister. Bentley kam gar nicht auf die Idee, unserem Kommandeur auszuweichen, denn als trainiertem Commando-Soldat wäre es ihm bestimmt geglückt, ungesehen in den Zug zu steigen. Zu Bentleys Überraschung hängte der Oberst ihm

ein Disziplinarverfahren wegen Verstosses gegen die Anzugsordnung an – weil er den verbotenen Kragen mit Krawatte getragen hatte.

In Oberst Listers Dienstzimmer in Eastbourne wurde Sergeant Bentley von Troop Sergeant-Major Oscar O'Neill vorgeführt. Dies sollte sich als eine der Sternstunden in O'Neills Laufbahn erweisen. Der Oberst verkündete das Strafmass: Degradierung zum Obergefreiten, Zurückversetzung zur Stammeinheit.

«Ich möchte ergebenst bemerken, Sir, dass das eine doppelte Strafe wäre», sagte O'Neill. «Meines Wissens gestattet das Wehrstrafrecht uns lediglich die Verhängung einer Strafe. Darf ich dem Oberst vorschlagen, sich nur für die erste zu entscheiden? Sergeant Bentley ist einer unserer fähigsten Unteroffiziere und würde uns fehlen, wenn wir zum Einsatz kommen, Sir.»

Oberst Lister liess sich von O'Neills Argumenten überzeugen und verhängte nur eine Strafe. Er schickte Bentley zu seiner Stammeinheit zurück. Das verzieh der No. 3 Troop ihm nie. Sergeant Bentley wurde zu seinem Infanterieregiment, dem East Kent Regiment, «zurückversetzt». Er hatte ihm natürlich nie angehört.

An einem Wochenende in Eastbourne hatte ich Damenbesuch. Ich hatte meinen Heilsarmee-Gastgebern erzählt, die junge Dame sei meine Verlobte, und sie waren so liebenswürdig, ihr eines der oberen Schlafzimmer anzubieten – tatsächlich ihr eigenes. Sie selbst schliefen in einem Morrison-Schutzraum, einer stabilen käfigartigen Konstruktion in der Küche, die das Gewicht des gesamten Hauses aushalten sollte, falls es nach einem Bombentreffer einstürzte. Ihre strikten Moralbegriffe hätten uns keinen vorehelichen Beischlaf gestattet, aber ich war ein Commando-Soldat, der schon bald zu den dunklen Küsten eines gottlosen Feindes auslaufen würde, und hatte gelernt, mich lautlos zu bewegen und Türen ebenso laut-

los zu öffnen und zu schliessen. Leider knarrte der obere Treppenabsatz jedoch entsetzlich, und ich wusste, dass die Küchentür immer offenstand. Da wir zum Glück auch ausgebildet waren, entschlossen zu improvisieren, wandte ich eine andere Taktik an. Ich öffnete und schloss meine Schlafzimmertür geräuschvoll. Dann ging ich ins Bad und sorgte dafür, dass unten zu hören war, wie ich die Tür schloss und hinter mir abspernte. Dann wiederholte ich das Ganze mit der Tür des Zimmers meiner schönen Freundin und der Badezimmertür. Und diesen Vorgang wiederholte ich noch mehrmals – schliesslich konnte jemand etwas im Bad vergessen haben. Bald hätte selbst der aufmerksamste Lauscher nicht mehr wissen können, wer wo war, und ich hoffte, dass meine Zuhörer unten in der Küche es für unanständig halten würden, uns zu kontrollieren: ein junges Liebespaar, das sich jetzt nackt in den Armen lag. Aber dann ertönte eine Kuckuckwarnung – dass feindliche Flugzeuge nachts angriffen, war ungewöhnlich –, und unser Gastgeber der offenbar Angst um unser Leben hatte, kam die Treppe heraufgestürmt und rief laut: «Aufwachen! Aufwachen! Kommt ganz schnell runter! Kommt in unseren Unterstand in der Küche!» Ich erfasste blitzschnell, dass er zuerst ins Zimmer meiner Angebeteten platzen wollte, so dass es von mir abhing, ihre Ehre – und meinen Hals – zu retten, sprang aus dem Bett, riss den schwarzen Verdunklungsvorhang vom Fenster und wickelte ihn um mich. Als er die Tür aufstiess, brüllte ich: «Ich bin eben reingekommen, um sie zu wecken! Bloss kein Licht machen! Ich habe den Vorhang abgenommen, um zu versuchen, einen der Kerle mit meinem Bren zu erwischen!» Später dachte ich darüber nach, wie knapp das gewesen war, und sagte mir, dass ich alles der Ausbildung des Skipers verdankte: Kondition, Geschwindigkeit, Beweglichkeit und

Geistesgegenwart. Ich konnte nur hoffen, dass mein Ehrgeiz, eine Messerschmitt abzuschliessen, meine Glaubwürdigkeit erhöht hatte.

Mitte September 1943 wurde 3 Troop fünfundsechzig Kilometer weiter nach Littlehampton verlegt. Dort sollten wir die kleinräumige Luft- und Seeaufklärung von 4 Troop, 12 Commando übernehmen, obwohl viele der kleinen Unternehmen, die wir durchführen sollten, wegen schlechten Wetters oder anderer Umstände nicht zustandekamen. Diese Verlegung wurde von uns einmütig begrüsst, denn wir erhielten jetzt moderne Kampfmittel und hatten endlich das Gefühl, wirklich näher an den Feind heranzukommen. Wir fuhren von Eastbourne aus mit dem Zug. Unsere Seesäcke, Versorgungsgüter und schweren Waffen wurden von Lastwagen transportiert, die uns bei unserer Ankunft schon am Bahnhof erwarteten. Der Skipper liess uns dahinter antreten.

«Alles herhören!» sagte er. «Nach dem Befehl ‚Weggetreten!‘ holen Sie Ihr Gepäck von den Lastwagen und begeben sich in Ihre jeweiligen Quartiere. Morgen früh Antreten um acht Uhr vor unserem Stabsgebäude in der St. Leonard’s Road. Oh, noch etwas, gibt’s hier jemanden, der sich nicht freiwillig dafür meldet, mit dem Fallschirm aus einem Flugzeug abzuspringen? Der soll die Hand heben. Webster und Laddy? Sie kommen beide anschliessend in mein Dienstzimmer. Weggetreten!»

Einige behaupteten, Max Laddy wolle nicht springen, weil er als Ballettänzer Angst um seine Beine habe. Mir vertraute er den wahren Grund an: «Ich melde mich freiwillig für alles, das weiss jeder. Das weiss auch der Skipper. Nur nicht fürs Fallschirmspringen. Ich mag nicht mal daran denken. Von mir aus bezeichnest du das als Phobie, aber ich kann’s einfach nicht, und das habe ich ihm von Anfang an gesagt.» Max war ein grosser, aschblonder, breitschultriger Mann mit von Wind und Wetter gegerbtem Gesicht und einem

buschigen Schnurrbart. Er war etwas älter als die meisten von uns und immer gutmütig und fröhlich. James Griffith und er hatten einen Sanitätskurs absolviert und waren unsere Sanitäter, die Impfungen vornahmen und uns Erste Hilfe leisteten. (Wir waren weitgehend autark – wir hatten keine Köche und kaum Schreibstubenpersonal und lebten nicht in Kasernen, sondern in Privatquartieren.) Gemeinsam mit Taylor gehörte Laddy auch zu unseren besten Schützen mit dem 5-cm-Granatwerfer. Er sagte einfach, was Sache war, und alle respektierten ihn deswegen.

Webster (Weinberger) sagte, er habe seiner Frau versprochen, nicht mit dem Fallschirm abzuspringen. Das klang unserer Meinung nach nicht ganz so gut, aber die beiden wurden freigestellt, als wir zur Parachute Training School in Ringway bei Manchester abkommandiert wurden. Die meisten von uns betrachteten die perverse Zumutung, aus einem Flugzeug ins Blaue zu springen, als weiteren Schritt auf dem Weg zu unserem Ziel, gegen die Nazis kämpfen zu dürfen, obwohl es uns überraschte, dass der Skipper schon wieder Freiwillige suchte. Mehrere Kameraden aus 3 Troop erhielten nicht deshalb keine Sprungausbildung, weil sie so tapfer gewesen waren, sich nicht freiwillig zu melden – Laddy und Webster hatten Mut bewiesen, als sie als einzige die Hand gehoben hatten –, sondern weil sie unmittelbar vor Ausbildungsbeginn zu den alliierten Streitkräften im Mittelmeer versetzt wurden. Das waren die beiden Juristen Sergeant Brian Groves und Knobby Kendall sowie Wells, Hudson, Ross, Scott, Barnes, Merton, Nelson, Streeten, Miles, Anson und Franklyn. Die letzten vier nahmen an den Landungen auf Sizilien teil.

Sergeant Broadman, Julian Sayers (Sauer) und Didi Fuller hatten sich bereits als Fallschirmspringer qualifiziert. Ich beneidete sie um ihre himmelblauen Schwingen mit dem aufgestickten weissen Fallschirm, als meine Freiwilligengruppe in Aberdovey eintraf. Didi Fuller war ein älterer, grosser, bodenständiger Österreicher, ein guter Witze- und Geschichtener Zähler. Er hatte uns nicht nur alles

übers Fallschirmspringen, sondern auch über eine damit verbundene Spezialausbildung erzählt. Die war hart gewesen, obwohl sie luxuriös in einem einsam gelegenen englischen Herrenhaus gelebt hatten.

«Wenn wir morgens die grosse Freitreppe runtergerannt sind», berichtete er, «mussten wir die letzten zehn bis zwölf Stufen im Sprung nehmen. Unten lag eine dünne Turnmatte, auf der wir mit einer sogenannten Springerrolle aufkommen mussten – mit beiden Füßen landen und über eine Hüfte und die Gegenschulter abrollen. Aber das Schlimmste war, dass immer beim Aufstehen ein Kerl in Zivil und einem Trenchcoat hinter einer Säule rausgekommen ist und mir zugerant hat: ‚Psst! Hätten Sie nicht Lust, sich für einen Agenteneinsatz zu melden? Wir setzen Sie irgendwo als Nonne verkleidet ab. Na, wie wär’s?’

Ich habe jedesmal geantwortet: ‚Nicht heute, Jungs‘ und bin möglichst schnell abgehauen. Mir gefällt diese Uniform. Eine Nonne hätte ich sowieso nie sein mögen.»

In Ringway wurden wir in sogenannte Syndikate mit jeweils zehn Mann aufgeteilt. Ich gehörte zu Syndikat A wie Apfel, das RAF-Sergeant Roy Bladen übernahm. Früher hatte er seine psychologischen Fähigkeiten erfolglos an Watson ausprobiert, um herauszubekommen, wer wir wirklich waren, aber diesmal bewährten sie sich. Er sorgte dafür, dass der zögerlichste Mann unserer Zehnergruppe immer zuerst sprang. Den Grund dafür vertraute er mir einmal an: «Wenn Walter springt, wie könntet ihr anderen dann den Sprung verweigern?»

Anfang Oktober, am ersten Tag der Sprungausbildung in der Halle, versagte der Schnelltrennverschluss am Gurtzeug des Skippers, als er gerade mit Elan vom Sprungturm trat und damit rechnete, ein paar mal zu pendeln, bevor er zu einer simulierten Fallschirmlandung ausgelöst wurde. Auf dem Boden lagen Turnmatten – aber nur

in der Mitte, nicht unmittelbar unter dem Sprungturm. Er krachte aus etwa fünf Meter Höhe zu Boden und hatte noch tagelang Schmerzen. Wir hatten ihn alle schon aus sechs bis sieben Meter Höhe springen sehen, aber dieser Sturz war völlig überraschend gekommen.

Obergreifere Jones (Wladimir Kotka, ein gebürtiger Russe) zog sich eine schmerzhafte Schulterverletzung zu, erholte sich aber bis zum letzten Tag unserer Sprungausbildung und erhielt die Erlaubnis, seine Schwingen gemeinsam mit uns zu erwerben. Das bedeutete, dass er an einem einzigen Tag alle acht vorgeschriebenen Sprünge absolvieren musste. Da jeder Sprung eines Anfängers angeblich acht Stunden Schwerarbeit entsprach, stand dem armen Jones einiges bevor. Ich weiss noch gut, wie er zunehmend angestregter wirkte, wenn er landete, den Fallschirm liegenliess, weil ihm das Einholen erlassen worden war, hastig den nächsten Schirm anlegte und wieder startete und wieder sprang. Da kommt Jones! Dann begannen die richtigen Sprünge. Zunächst Sprünge aus dem Ballonkorb, die als «Sprünge aus dem Nichts in ein süsses Nirwana» bezeichnet wurden, weil wir in einer dünnen Kiste aufstiegen, die ein gähnendes Loch unten im Boden hatte und unter einem Sperrballon hing. Wir mussten genau mitten ins Loch treffen, denn sprangen wir nicht weit genug, kippte unser Rückenfallschirm uns nach vorn, so dass wir uns am gegenüberliegenden Rand Stirn, Nase oder Kinn aufschlugen. Sprang man aus Angst davor zu weit, sah das Ergebnis nicht besser aus: Man traf den gegenüberliegenden Lochrand und «läutete die Glocke», wie die Fallschirmjäger sagten.

Ringway war voller Männer mit grossen Pflasterverbänden an Stirn, Nase oder Kinn – lauter Glockenläuter.

Das übliche Verfahren sah vor, alle Neulinge vor ihrem ersten Absprung aus einem Flugzeug in einer Maschine mitfliegen zu lassen, damit sie «Flugerfahrung» bekamen, und dann wieder mit ihnen an Bord zu landen. Aber in unserem Fall wurde darauf ebenso verzichtet wie auf das dreimonatige Konditionstraining, von dem wir dis-

pensiert wurden, weil die Schulleitung einräumte, dass wir es nicht brauchten. Unsere eigenen Vorgesetzten hatten es offenbar eilig, uns rechtzeitig für irgendein geplantes Luftlandeunternehmen ausbilden zu lassen. Wir alle bestanden den Lehrgang, auch Walter, und nähten uns stolz die gestickten himmelblauen Schwingen auf den Ärmel.

Im November 1943 absolvierten wir einen weiteren Sprung – diesmal über der weiten ebenen Fläche von Salisbury Plain. Das war ein Erprobungssprung aus einem viermotorigen Bomber Handley Page Halifax, der erheblich schneller als die alte Armstrong Whitworth Whitley war. Sollen Fallschirmspringer abgesetzt werden, sind hohe Geschwindigkeiten nachteilig. Während die Whitley auf etwa 150 km/h heruntergehen konnte, was das Absetzen problemlos machte, konnte die Halifax nicht viel langsamer als 360 km/h fliegen. Das war jedoch nicht der einzige Faktor, der diesen Sprung beeinflusste. Ein weiterer war, dass wir ohne Waffenbehälter springen und alle Waffen und unsere gesamte Ausrüstung am Mann tragen sollten. Bei britischen Luftlandeunternehmen war es üblich, Gruppen von zehn Mann abzusetzen und zwischen den Nummern fünf und sechs jeder Zehnergruppe zwei Lastbehälter an eigenen Fallschirmen abzuwerfen. Diese langen, dicken, röhrenförmigen Metallbehälter wurden bewusst in der Mitte abgeworfen, damit jeder Springer sie nach seiner Landung möglichst schnell erreichen konnte. Dieses Verfahren hatte jedoch den Nachteil, dass man die Lastbehälter erst finden und bei kleinen taktischen Unternehmen anschliessend spurlos verschwinden lassen musste.

Bei unserem Sprung aus der Halifax sollten diese Nachteile, auch wenn das für uns un bequem war, dadurch eliminiert werden, dass wir nicht nur mit Waffen und voller Ausrüstung sprangen, sondern auch die für Commando-Unternehmen etwa benötigte Zusatzausrüstung mitführten. In meinem Fall war das ein sechzig Meter langes

Hanfseil, mit dem man sich über Klippen abseilen konnte. Dazu gehörte ein langer Eisenpflock mit einem Ring, an dem das Seil festgebunden werden konnte. Der Pflock hatte die Länge eines kleinen Schwerts.

An diesem kalten Novembertag brachten uns offene, ungeheizte Lastwagen nach Salisbury Plain – keine angenehme Fahrt. Als wir den Zielflugplatz erreichten, mussten wir feststellen, dass das dortige Personal nichts von unserem Erprobungssprung zu wissen schien. Ein einzelner Major sorgte dafür, dass wir unsere Ausrüstung bereitlegen und eine Mahlzeit einnehmen konnten, die uns fast wie das Letzte Abendmahl vorkam.

Das Anziehen war eine mühsame Prozedur, wir hatten soviel zu verstauen, und uns schien, dass der Stauraum niemals dafür ausreichte. Vor allem der lange Eisenpflock wurde mit jeder Minute grösser. Ich versuchte, einen sicheren Platz für ihn zu finden, damit er mich bei der Landung nicht aufspiesste. Das Bergseil wickelte ich um meinen Rückenfallschirm, denn das war der logischste und bequemste Platz dafür. Aber dieser Eisenpflock! Schliesslich erinnerte ich mich daran, dass die alten Ritter ein ähnliches Problem hatten lösen müssen – wie man nicht in sein Schwert stürzte, falls man im Kampf vom Pferd fiel. Deshalb gürtete ich mich mit dem Pflock, wie sie es mit ihren Schwertern getan hatten.

Dann wurden wir gefragt, ob wir die Maschinen besichtigen wollten, bevor wir unsere Mahlzeit einnahmen, und wir waren einverstanden. Aber wir entschieden uns dafür, unsere ganze Ausrüstung nicht wieder abzulegen, sondern gleich am Mann zu lassen, so unbequem das auch war. Zusammengehalten wurde alles, was wir an uns trugen, durch eigens für diesen Zweck ausgegebene graugrüne amerikanische Overalls, die vorn durch kleine mit Sternen geschmückte schwarze Knöpfe geschlossen wurden. In diesen über-grossen Overalls, die über unsere ganze Ausrüstung passten, sahen wir wie das in Autoreifen gehüllte Michelin-Männchen aus.

So watschelten wir zu den Lastwagen, die uns zu den Bombern auf der Startbahn hinausfuhren. Wir kannten die Silhouette der Halifax von Erkennungsblättern und wollten der Besatzung unserer Maschine dringend einige Fragen stellen – vor allem nach dem nicht einziehbaren Heckrad. Das Hauptfahrwerk liess sich in die Tragflächen einklappen, aber das starre Heckrad ragte so weit unter dem Flugzeugrumpf heraus, dass unsere Fallschirme sich daran verfangen konnten, wenn sie sich nach dem Verlassen der Maschine öffneten. Ich gehörte zu Troop Sergeant-Major Oscar O’Neills Zehnergruppe, als wir jetzt die Besatzung unserer Halifax kennenlernen sollten, fing O’Neill zu unserem Kummer mit dem Navigator ein Gespräch über das Thema «Kenne ich Sie nicht von irgendwoher?» an, dem eine quälend lange Liste von Orten folgte, an denen die beiden sich hätten kennengelernt haben können. Einige von uns hatten dringende Fragen, die uns relevanter erschienen. Schliesslich gelang es uns doch, ein paar davon anzubringen: «Was ist mit diesem Heckrad?» Antwort: «Keine Sorge, damit geht alles klar.»

«Haben Sie überhaupt schon mal Springer aus einer Halifax abgesetzt?»

«Natürlich, wir haben letzte Woche mehrere dangsame Paare’ abgesetzt.» («Langsame Paare» bedeutete, dass nur ein Mann sprang, während die Maschine die Absetzzone – abgekürzt AZ – überflog, dann beschrieb sie einen Vollkreis, und der zweite Mann sprang, sobald die Absetzzone wieder erreicht war, um das «Paar» komplett zu machen.)

«Wenn Sie noch keine ganze Zehnergruppe abgesetzt haben, wissen Sie denn, wie lange Sie die Maschine über der AZ halten können?» fragte ich.

«Wie meinen Sie das?» lautete die beunruhigende Gegenfrage auf eine Frage, die meiner Auffassung nach keiner Erklärung bedurfte. «Na ja, wie lange können Sie das grüne Sprunglicht anlassen, sobald Sie vom roten Anfluglicht umgeschaltet haben?»

«Oh, ich verstehe, was Sie meinen. Das grüne Licht bleibt an, bis Sie alle draussen sind.»

Die Sache wurde allmählich beunruhigend.

«Grossartig. Aber was ist, wenn wir bis dahin über Salisbury sind – über der Stadt, nicht über der Ebene?»

«Ah, ich verstehe. Da könnten Sie recht haben ...»

Auch während dieser frustrierenden Verständigungsversuche spekulierte O'Neill weiter: «Sind Sie jemals in Aldershot oder Torquay stationiert gewesen?»

Und ich fuhr fort: «Wie lange wollen Sie das rote Licht für uns einschalten?»

«Ungefähr zwanzig Minuten lang.»

«Reichen nicht auch zwanzig Sekunden? Sobald das rote Licht aufleuchtet, macht unser erster Mann sich sprungbereit. Das kann er kaum zwanzig Minuten lang tun.» Wir konnten nur hoffen, dass sie das einsahen.

Erschwerend kam hinzu, wie die Besatzung uns erklärte, dass in der Halifax nicht die eine Hälfte der Zehnergruppe vor der Bodenöffnung und die andere dahinter aufgereiht warten konnte, weil sie so lag, dass nur ein Mann hinter ihr Platz hatte, so dass die übrigen neun von vorn springen mussten. Das war ein zusätzliches Problem: eine zweigeteilte Zehnergruppe kam schneller hinaus, weil der jeweils nächste Springer schon in die Öffnung rutschen konnte, ohne warten zu müssen, bis sein Vordermann ganz draussen war.

«Nun, ihr Jungs wollt sehen, wie dieses Flugzeug von innen aussieht, nicht wahr?» Wir kletterten in die Maschine, so gut zehn unförmige Männer das konnten, und hofften, dass wir bald unser Mittagessen bekommen würden. Und dann startete die Halifax!

Wir waren wie vor den Kopf geschlagen. Und vor allem hatten wir unser Gurtzeug noch nicht angelegt. Die Verbindung mit der Besatzung vorn wurde zusätzlich durch das Donnern der vier Motoren erschwert. Wir sollten als erste Zehnergruppe überhaupt aus einer

viermotorigen Maschine abspringen und hatten es offenbar mit einer Besatzung zu tun, die so wenig Ahnung hatte, dass sie uns nicht einmal genug Zeit für unsere Vorbereitungen liess.

Nach kurzem, vergeblichem Protest beschlossen wir, einfach weiterzumachen, obwohl wir hungrig waren und froren. Dann ergab sich jedoch ein ernsteres Problem: Die fabrikneuen Karabiner und Sicherungsstifte waren so kalt und steif, dass wir die D-Ringe nicht einhaken konnten, um unser Gurtzeug zu schliessen. (Bei Gruppensprüngen wird der Fallschirm nicht manuell geöffnet. Jeder Springer hakt im Flugzeugrumpf seine Aufziehleine ein, die den Schirm automatisch öffnet.) An diesem eisigen Tag waren auch unsere Finger kältestarr und unbeholfen. Als wir uns noch bemühten, unser lebenswichtiges Gurtzeug anzulegen, kam der Befehl des Navigators: «Klappen öffnen. Wir sind im Anflug.» «Augenblick», sagte Troop Sergeant-Major O'Neill, «wir sind noch nicht fertig.»

Einige Minuten später wurde der Befehl wiederholt.

«Wartet bloss noch einen gottverdammten Augenblick», sagte O'Neill, während wir uns abmühten, die Sicherungsstifte herauszuziehen und die Karabiner zu öffnen, um die D-Ringe einschnappen zu lassen. Daraufhin meldete der Pilot sich über die Bordsprechanlage.

«Ich bin der Captain dieser Maschine, und ich befehle Ihnen, die Klappen zu öffnen.»

«Und ich bin der Captain dieser Männer, und der Teufel soll mich holen, wenn ich eine halbe Klappe öffne, bevor alle ihr Gurtzeug geschlossen haben.»

Die Auseinandersetzung wurde schärfer, aber zuletzt gelang es uns doch, alle D-Ringe einzuhaken, und die Klappen wurden endlich geöffnet. Noch während wir uns abmühten, leuchtete das rote Licht über der Bodenöffnung auf. Nichols, der als erster springen sollte, sass allein im Heck der Maschine. Kershaw war Nummer zwei und ich Nummer drei. Griffith kam irgendwo in der Mitte, und Harry

Drew (Nomburg) war Nummer zehn. Griffith hatte mehrere Lagen Fangleinen aus seinem Rückenpack gezogen und neben sich aufgehäuft. «Was zum Teufel soll das, James?» fragte ich.

«Ich versuche die Reibung der Leinen beim Herausziehen zu vermindern», antwortete er, «um so meinen freien Fall zu beschleunigen, damit ich schneller aus dem Schraubenstrahl der vier Motoren rauskomme.»

«Glaubst du, dass das funktioniert? Und wenn nicht?» James grinste. «Das werden wir bald wissen.»

Ich bewunderte ihn dafür, denn ich selbst neigte dazu, mich genau an erteilte Anweisungen zu halten und etwas, das sich einmal bewährt hatte, geradezu abergläubisch zu wiederholen. In Ringway hatte sich unser erster Absprung vom Flugzeug aus verzögert, weil der Bodenwind über fünfzehn Knoten betrug, was für Übungssprünge zuviel war. Wir hatten die Fallschirme wieder ablegen müssen, und weil sie uns bereits angepasst waren, hatte Roy Bladen auf jeden mit Kreide unsere Namen geschrieben, bevor er sie im Bereitschaftsraum an die Wände lehnte. Meinen Namen schrieb er in so grossen Buchstaben, dass ihm nach MAST der Platz ausging. Nachdem sich das einmal bewährt hatte, beschriftete ich meinen Fallschirm von diesem Tag an immer nur mit MAST in genau dieser Schriftgrösse. Wer hätte mir schliesslich garantieren können, dass es mit MASTERS ebensogut funktioniert hätte?

Über Salisbury Plain zeigte sich jetzt, dass die Besatzung keinen Grund gehabt hatte, auf das Öffnen der Klappen zu drängen. Wir flogen noch mindestens die angedrohten zwanzig Minuten weiter, die wir eigentlich hatten vermeiden wollen. Sie kamen uns wie Stunden vor. Gerald Nichols, der halb aus der Maschine hing, wurde immer blasser. Während er wegen der Eiseskälte, die ihm von unten entgegenschlug, mit den Zähnen klapperte, breitete er die Arme aus, wenn er das riskieren konnte, weil die Halifax sich im Geradeausflug befand, um uns zu zeigen, wie die Maschine sich

links oder rechts in die Kurve legte. Uns wurde fast schlecht, während wir ihn dabei beobachteten.

Endlich flammte das grüne Licht auf, und Nichols sprang. Als Andrew Kershaw ihm folgte, verhakten seine Leinen sich unter meinem Stiefelabsatz und rissen mein Bein mit nach vorn. Das durchzuckte mich nicht nur körperlich, sondern auch geistig, denn ich hatte wilde Geschichten von Springern gehört, die Hals über Kopf aus der Maschine gerissen worden waren, und wusste, dass ein glattes Verlassen des Flugzeugs wichtig war, vor allem bei diesem Absprung in niedriger Höhe aus einer Viermotorigen.

Zum Glück wurde ich nicht mitgerissen, aber ich wollte die Gruppe auf keinen Fall aufhalten. Also trat ich hastig ins Leere – ziemlich schlampig mit einem Fuss nach dem anderen. Die Strafe dafür, dass ich die Beine nicht geschlossen hatte, ereilte mich sofort: Ich begann wie ein Kreisel zu trudeln. «Kommt man ins Drehen, sofort mit den Füßen in die entgegengesetzte Richtung treten», hatte Roy Bladen uns gelehrt. Sonst verdrehen sich erst die Gurtenden über den Schultern des Springers, dann die Fangleinen und zuletzt die noch ungeöffnete Kappe. Der Fallschirm kann sich nicht entfalten, und man hat über sich, was amerikanische Springer als «Wimpel» bezeichnen. Die Briten nennen es «Wunderkerze». In beiden Fällen ist das Ergebnis tödlich.

Ich trat mit meinen Füßen entgegen der Drehrichtung, noch bevor der Schirm sich entfaltet hatte. Trotzdem drehte ich mich so rasch, dass die beiden verdrehten Gurtenden mir den Kopf auf die Brust drückten. Ich trat weiter und bemühte mich, die Gurtenden zu spreizen, um meinen Kopf freizubekommen. Sobald die Drehbewegung aufgehört hatte, musste ich die Gurtenden in richtiger Stellung fixieren, damit ich nicht anfang, mich in die andere Richtung zu drehen. Das erforderte gewaltige Anstrengung, und ich seufzte erleichtert auf, als ich merkte, dass meine Bemühungen erfolgreich gewesen waren. Dann wurde mir klar, dass mir keine Zeit mehr blieb –

wir waren im Rahmen dieser Erprobung aus nur fünfundsiebzig Meter Höhe, so niedrig wie noch nie, abgesetzt worden –, meine Position zu bestimmen oder auch nur zu erkennen, ob ich vorwärts oder rückwärts landen würde. Ich konnte jeden Augenblick aufkommen.

Ich blickte nach unten und sah, wie mir der Erdboden rasch entgegenzukommen schien. Ich pendelte nach rückwärts und war praktisch nicht auf die Landung vorbereitet.

Ich weiss noch, wie ich dachte: Na, jetzt kommt ein verdammt harter Schlag! Aber zu meiner freudigen Überraschung sank ich in einen bequemen Schaukelstuhl. Das zusammengerollte Bergseil hatte den Landestoss wunderbar abgefangen, und ich lag da, sah grinsend zum Himmel auf und hatte den Eisenpflock neben mir, anstatt von ihm aufgespiesst worden zu sein.

Nicht alle hatten soviel Glück gehabt. Wallen war in eine Schützenmulde geraten und hatte eine schwere Gehirnerschütterung, und Peter Moody hatte vier übergeschlagene Leinen gehabt: Fangleinen, die sich irgendwie über die Fallschirmkappe gelegt hatten. Eine übergeschlagene Leine bedeutet, dass der Fall von zwei halben Kappen statt von einer ganzen gebremst wird – gewissermaßen von einem umgekehrten W, nicht von einem auf dem Kopf stehenden U (und letzteres ist natürlich wirksamer). Vier übergeschlagene Leinen bedeuten, dass so gut wie keine wirksame Kappenfläche vorhanden ist.

«Ich bin als letzter gesprungen», erzählte Moody uns, «und habe gesehen, dass ich an Nummer neun, acht, sieben und sechs vorbeigefallen bin. Ich sollte mein Klappmesser rausholen und die übergeschlagenen Leinen kappen, und das habe ich auch versucht. In drei Meter Höhe ist mein Schirm dann halb offen gewesen.»

Beim Aufprall zog Moody sich einen Muskelfaserriss im Bizeps zu. Weil die Vorbereitungen für den D-Day schon angelaufen waren, tat er etwas, das für ihn schmerzlicher gewesen sein muss, als

seine Verletzung: Er meldete dem Skipper, er fühle sich nicht erholt und fit genug, um an der Invasion teilzunehmen. Sein Ansehen im Troop war so hoch, dass niemand auch nur im Geringsten an seinem Ehrgeiz und seiner Begeisterung für das grosse Ereignis zweifelte, dem wir alle entgegenfieberten.

Der Skipper traf eine salomonische Entscheidung: «Selbst in Ihrer jetzigen Verfassung sind Sie ungefähr doppelt so fit wie die meisten Ihrer Kameraden. Ich rate Ihnen, mitzukommen und sich deswegen keine Sorgen zu machen.» Moody liess sich widerstrebend darauf ein.

An einem schönen Vorfrühlingstag kam der höchste Commando-Offizier, den wir bisher gesehen hatten, Generalleutnant Sir Robert G. Sturges, K.B.E., C.B., D.S.O., nach Littlehampton, um uns über das Unternehmen Crossbow, eine Serie wichtiger Geheimunternehmen, zu informieren. Dementsprechend fand sein Besuch unter strengster Geheimhaltung statt. Die einstöckige kleine British Legion Hall wurde für diesen Zweck requiriert und unauffällig von Wachposten abgesichert, damit wir vor zufälligen oder absichtlichen Lauschern sicher waren – als sei Littlehampton eine Brutstätte von Nazispionen. Der wahre Grund für diesen Besuch des Generals wurde geheimgehalten. Offiziell war er hier, um No. 3 Troop zu inspizieren.

Der General, ein stämmiger, grauhaariger kleiner Mann, der sein grünes Barett waagrecht über seinem ernsten Gesicht trug, stand während unseres Vorbeimarschs auf einer kleinen Holzkiste, die ihm als improvisiertes Podest diente. Nach «Augen rechts!» und «Augen geradeaus!» machten wir vor dem Gebäude halt und wurden rasch nach oben geschickt. «Gentlemen», begann er, und ich spürte, wie mir ein kalter Schauer über den Rücken lief. Bisher hatte uns noch niemand mit «Gentlemen» angesprochen. Vermutlich war diese Ehre der Wahrscheinlichkeit proportional, dass kei-

ner von uns von dort zurückkommen würde, wo er uns hinschicken wollte. Er sagte, wir würden tiefer nach Frankreich hinein vorstossen, als uniformierte britische Truppen bisher vorgedrungen waren. Durchgeführt werden sollte das Unternehmen von einer kleinen Gruppe mit spezieller Bewaffnung und modernster Ausrüstung. Das angestrebte Aufklärungsergebnis war so wichtig, dass schnellstens eine zweite Gruppe entsandt werden würde, falls die erste es nicht schaffte – und danach eine dritte, vierte und so weiter, notfalls der gesamte Troop.

«Und, Gentlemen», schloss er beruhigend, «Sie werden auf die übliche Weise von der Royal Navy abgeholt. Sollte sich das aber als unmöglich erweisen – weil Sie den Treffpunkt nicht rechtzeitig erreichen oder die Royal Navy wegen des Wetters oder feindlicher Aktivitäten nicht kommen kann –, holt das Schnellboot Sie in der folgenden Nacht ab. Klappt auch das nicht, verspreche ich Ihnen, dass es zwei Wochen später und danach weiterhin alle zwei Wochen zurückkommt.» Der Blick des Generals glitt langsam über uns hinweg, während wir schweigend auf den Holzstühlen der Legion Hall sassen, als wolle er mit jedem einzelnen von uns Blickkontakt aufnehmen. «Sollten Sie nach den ersten vierzehn Tagen jedoch nicht abgeholt werden», fuhr er fort, «würde ich an Ihrer Stelle lieber losmarschieren.»

«Übers Wasser wandeln!» flüsterte jemand. «Ich hab’ geahnt, dass sie das irgendwann von uns verlangen würden!» «Wohin marschieren, Sir?» fragte ein anderer laut.

«Natürlich nach Spanien. Dafür erhalten Sie noch besondere Anweisungen», antwortete General Sturges, «aber lassen Sie mich abschliessend eine Warnung aussprechen. Es sind schon viele Unternehmen angesetzt worden, zu denen es dann doch nicht gekommen ist. Ich weiss, dass das ein schwerer Schlag ist, wenn man in nervöser Spannung darauf wartet, dass es endlich losgeht, aber das lässt sich nicht ändern. Mir bleibt nur übrig, Ihnen alles Gute zu wünschen.»

## 9.

# Die Brieftauben sind angekommen

Beim Unternehmen Crossbow sollten wir in Frankreich, in der Nähe der Meerenge von Calais, mit Fallschirmen abspringen, um die dortigen V-1-Abschussrampen zu erkunden. Von ihnen aus sollten schon bald die deutschen unbemannt fliegenden Bomben – Hitlers gegen die englische Zivilbevölkerung eingesetzte Vergeltungswaffe – starten, aber damals wusste noch niemand genau, worum es sich dabei handelte.

Unsere Aufklärungsergebnisse galten als so wichtig, dass drei verschiedene Wege vorgesehen waren, auf denen wir versuchen konnten, sie nach England zu übermitteln, bevor wir dann selbst zurückkehrten: Brieftauben, die wir beim Absprung in Wellpappebehältern vor der Brust tragen würden, ein S-phone, ein spezielles Funkgerät, mit dem wir unsere Beobachtungen einem Flugzeug (einer leichten, aus Sperrholz gebauten Mosquito) übermitteln konnten, und ein Schnellboot mit einem S-phone an Bord (für den Fall, dass wir die Küste erreichten, aber aus irgendeinem Grund nicht abgeholt werden konnten).

Übungen mit diesen Nachrichtenmitteln begannen sofort. Wir versuchten, einer Mosquito eine Testnachricht zu senden, während wir im Wald auf einer Lichtung standen und in unser S-phone sprachen. Das schien nicht zu funktionieren. Damals wussten wir allerdings nicht, dass das Flugzeug in Reichweite des Funkgeräts um uns hätte kreisen sollen, während dieser Pilot über uns hinwegflog, so dass wir jeweils nur einige wenige Wörter übermitteln konnten, was höchst unbefriedigend war. Dann schlug der Pilot vor, wir sollten

uns auf einen unbewaldeten Hügel stellen, was die Reichweite des S-phones vermutlich erhöht hätte.

«Klar können wir das – hier in England», antworteten wir. «Aber wenn Sie glauben, dass wir uns auf feindlichem Gebiet auf irgendeinen kahlen Hügel stellen, während Sie über uns kreisend auf uns aufmerksam machen, sind Sie wohl nicht ganz richtig im Kopf.»

Erschwerend kam hinzu, dass man uns einen polnischen Piloten geschickt hatte, der kaum Englisch konnte, während wir unser übliches «akzentfreies» Englisch sprachen. Wir fluchten auf die Blödärsche im Kriegsministerium im Allgemeinen und die Blödärsche in der RAF im Besonderen.

Nach harmlosen Übungssprüngen in Sussex erreichte unser Training für das Unternehmen Crossbow seinen Höhepunkt mit einer Übung, zu der unsere Teams von gleichweit entfernten Punkten an der Küste aufbrachen. Die Einheimischen und die dort stationierten Bodentruppen wussten nichts von dieser Übung. Beispielsweise wurde die Home Guard nicht informiert, so dass es von unserer Umsicht und Geschicklichkeit abhing, uns tatsächlich lautlos und ungesehen zu bewegen und nicht von irgendeinem gewissenhaften Soldaten oder Patrioten erschossen zu werden, der mit einiger Berechtigung vermutete, wir müssten feindliche Fallschirmjäger oder an der Küste gelandete Saboteure sein.

An dem Morgen, an dem diese Übung begann, tauchte Leutnant Langley, unser Verwaltungsoffizier, zum Appell aus seinem Dienstzimmer auf, was an sich schon ungewöhnlich war. Er marschierte auf den Skipper zu, der vor uns stand, grüßte zackig, beugte sich zu ihm hinüber und flüsterte weithin hörbar: «Die Brieftauben sind angekommen, Sir!»

Für uns war das seitdem ein Bonmot, eine Redensart, die «der Ballon ist hochgegangen» und andere klischeehafte Ausdrücke ersetzte. Wir erhielten nicht nur Brieftauben, sondern noch speziellere Ausrüstungsgegenstände, darunter Infrarotlameras und das neue

Patchett-Sturmgewehr, eine neuartig wirkende Waffe, aus der sich keiner von uns viel machte. Ihr grösster Vorzug schien zu sein, dass der Feind beim ersten Feuerstoss glauben würde, ganze alliierte Armeen griffen an, weil sie solchen Krach machte.

Wir erhielten auch einige Fläschchen mit einer Flüssigkeit, die angeblich Spürhunde von unserer Fährte abbringen konnte. Das hatte überraschende Folgen. Eines unserer Teams hatte beschlossen, während dieser Abschlussübung den Tag in einem leerstehenden Wochenendhaus zu verbringen und erst nachts weiterzumarschieren. Da wir dafür ausgebildet waren, alle möglichen Schlösser zu knacken, gelangte das Team mühelos in dieses Haus, in dem es grosse Vorräte an Lebensmitteln, Wein und anderen leiblichen Genüssen vorfand.

Da unsere gesamte Verpflegung nur aus zwei Tagesrationen Trockennahrung pro Mann bestand, weil die Übung realistisch entbehrensreich sein sollte, wurden diese Vorräte rasch vertilgt. Jimmy Monahan, der das Team führte, hatte anfangs gewisse Skrupel, aber seine Männer überzeugten ihn davon, die Delikatessen seien legitim erbeutet worden und machten die Übung nur noch realistischer.

Danach zogen die Männer sich für den Rest des Tages in die Schlafzimmern zurück, um sich der wohlverdienten Ruhe hinzugeben, bis es Nacht wurde und sie weitermarschieren konnten. Aber in der Nähe kläfften einige Farmershunde wie verrückt, als hätten sie von den ungewöhnlichen Ereignissen Wind bekommen. Obwohl diese Köter keineswegs mit ausgebildeten Spürhunden zu vergleichen waren, fürchtete unser Team, sie könnten auf die ungebetenen Gäste im Wochenendhaus aufmerksam machen. Das sei doch eine wunderbare Gelegenheit, schlug jemand vor, das Hundeabwehrmittel zu erproben.

George Saunders erbot sich, den Inhalt eines der Fläschchen draussen zu verteilen. Er nützte jede mögliche Deckung aus, huschte über das Grundstück und besprenkelte die Mauern und Zäune mit

dem Wundermittel. Dann richteten seine Kameraden und er sich behaglich ein, um den Tag zu verschlafen.

Plötzlich wurden sie durch das grässliche Jaulen zahlreicher Hunde aufgeschreckt, die das Wochenendhaus umzingelt zu haben schienen. Als die Männer vorsichtig aus den Fenstern sahen, beobachteten sie erschrocken, dass draussen Dutzende von Hunden wild bellend und jaulend herumsprangen. Noch schlimmer war, dass eine Gruppe von Einheimischen sich, von dem Lärm angelockt, dem Haus näherte. Die Männer des Teams mussten ihre ganzen Fähigkeiten aufbieten, um hastig durch ein Fenster auf der Rückseite des Hauses zu entkommen. Sie schafften es mit Mühe und Not, in einem nahegelegenen Wäldchen unterzutauchen, und konnten von Glück sagen, dass die Hunde sich nicht für sie interessierten.

Obwohl das Mittel in den Fläschchen wie versprochen wirkte und Hunde von einer Fährte abbringen konnte, hatte das Team seine Anwendung nicht richtig verstanden. Die unbestreitbar erstaunliche Wirkung dieses Mittels basierte darauf, dass es Hunde anlockte und erregte wie Baldrian Katzen. Wie sich später herausstellte, hätte das Team damit eine falsche Fährte legen und in eine ganz andere Richtung verschwinden sollen. Leider hatte das Kriegsministerium vergessen, eine Gebrauchsanweisung beizulegen.

Als wir uns in dieser Nacht der Farm näherten, die einen getarnten feindlichen Rüstungsbetrieb darstellte, den wir erkunden sollten, wurde ich trotz meines Einspruchs dazu bestimmt, am Waldrand zurückzubleiben und das Marschgepäck und die Bergseile des Teams zu bewachen. So konnten die anderen sich bei ihrer Erkundung frei bewegen. Ich wusste, dass mir eine langweilige Wartezeit ohne die aufregende und spannende Herausforderung bevorstand, die mit dem lautlosen Anschleichen an die Gebäude in dem kleinen Tal verbunden sein würde.

Als die anderen endlich zurückkamen, bekam ich wenigstens Gelegenheit, die in der Kunstschule erworbenen Fähigkeiten nutzbringend anzuwenden. Meine Kameraden brachten eine ziemlich primitive Skizze von den Farmgebäuden mit, die ich in einen «künstlerisch gestalteten» Lageplan umsetzte. Zum Beispiel zeichnete ich Kühe auf die Weiden, auf denen sie welche beobachtet hatten. Das Ergebnis war ziemlich bunt und cartoonartig, aber ich hatte Spass dabei. Und es beeindruckte den Skipper. «Wer von einem Spähtruppunternehmen und einer anstrengenden Übung, die sich über mehrere Nächte hinzieht, zurückkommen und eine so ausführliche und informative Zeichnung wie diese hier mitbringen kann, hat seine Sache gut gemacht.»

Die Tauben erwiesen sich als unser nächstes Problem. Für mein Team begann es, als wir mitten in der Nacht durch ein kleines Dorf kamen. Plötzlich heulten die Sirenen ihre an- und abschwellende Kuckuckwarnung vor einem lokal begrenzten Angriff. Zu unserem Leidwesen reagierten die Dorfbewohner darauf, wie es die Engländer oft taten: Sie kamen aus ihren Häusern, um den Luftangriff zu beobachten. Unsere Dreiergruppe, Nichols, Mason und ich, konnte gerade noch hinter der niedrigen Gartenmauer eines Hauses an der Hauptstrasse in Deckung gehen. Im nächsten Augenblick kamen ein Mann und eine Frau aus der Haustür, traten an das nur wenige Meter von uns entfernte Gartentor und lehnten sich darauf. Sie fing an, über den Luftangriff zu reden, dessen Einsetzen sie jeden Augenblick erwarteten.

Ich trug die Brieftaube unseres Teams in ihrem vor meine Brust geschnallten Behälter aus Wellpappe. Das Ehepaar war kaum am Gartentor angelangt, als unsere Taube beschloss, in ihrem kleinen Behälter spazierenzugehen. Das Geräusch ihrer Trippelschritte drang wie gedämpfte Trommelschläge aus dem Karton, und zwischendurch gab sie ihrer Unzufriedenheit über die Enge ihres Behälters Ausdruck, indem sie an seinen Wänden pickte. «Tock, tock, tock, tock.»

«Was war das?» fragte der Mann.

«Ich hab' nichts gehört», antwortete die Frau.

«Nun, ich schon – von dort drüben.»

Obwohl ich den Kopf einzog, glaubte ich zu sehen, dass der Mann dorthin zeigte, wo ich mit meiner Brieftaube lag. Er fuhr fort: «Weisst du, manchmal tun sie bloss so, als wollten sie angreifen, aber in Wirklichkeit setzen sie Spione, Fallschirmspringer, weiss der Teufel wen alles ab. Diese verdammten Nazis, die sind eine gerissene Bande.»

Mir gefiel nicht, in welche Richtung sich die ganze Sache entwickelte. Ungefähr zur gleichen Zeit fing meine Taube wieder zu picken an.

«Diesmal hab' ich's auch gehört!» rief die Frau aufgeregt. «Sollen wir die Polizei oder die Home Guard anrufen?» Während sie darüber nachdachten, beschlossen wir, die Flucht zu ergreifen. Nichols, der unsere Gruppe führte, sprang auf und hetzte die Strasse entlang davon. Mason und ich folgten ihm sofort, denn wir hatten nur auf dieses Signal gewartet, um von hier zu verschwinden, sobald die Lage kritisch wurde. Wir spurteten eine Viertelmeile weit, verschwanden in einem Kornfeld und fanden nach einigen hundert Metern wieder zusammen. Für die beiden guten Leute musste das der Schock ihres Lebens gewesen sein.

Die Nacht verbrachten wir in einem Wäldchen. Nachdem wir die Informationen gesammelt hatten, die Zweck der Übung waren, schrieben wir unsere Erkenntnisse auf den dafür vorgesehenen winzigen Meldezettel und befestigten ihn an einem Bein meiner Brieftaube. Zumindest ich war froh, den verdammten Vogel loszuwerden und ihn bei Tagesanbruch in den Morgenhimmel auffliegen zu sehen. Aber er schien seine wiedergewonnene Freiheit nicht schätzen zu können, sondern liess sich nach wenigen Flügelschlägen auf dem nächsten Baum nieder.

Wir waren entsetzt. Anfangs ermutigten wir unsere Brieftaube mit mehr oder weniger freundlichen Aufforderungen, aber als sie nicht

reagierte, wurden wir frustriert deutlicher. «Hau ab, du Scheissvogel! Los, flieg nach Hause!»

Als auch das wirkungslos blieb, griffen wir zu Ästen und Steinen, um die Taube aufzuscheuchen. Als ein Wurfgeschoss sie nur knapp verfehlte, flatterte sie endlich auf und stieg steil in den blassen Morgenhimmel auf. Sie kreiste einmal über uns und flog dann entschlossen davon – geradewegs in Richtung Frankreich.

«Falsche Richtung», riefen wir ihr nach, «du verdammte Verräterin!»

Ein anderes Team erzählte uns, seine Brieftaube habe es im Gegensatz zu unserer mit dem Heimflug so eilig gehabt, dass sie praktisch sofort und mit solchem Schwung aufgefliegen sei, dass die Männer gar nicht dazu kamen, ihre Nachricht in das Röhrchen am Bein des Vogels zu stecken. Und ihre Rufe «He, komm zurück!» waren erfolglos geblieben.

Als wir nach Littlehampton zurückkamen, brachten wir unsere Beschwerden bei den Brieftaubenwarten des Royal Signal Corps vor. «Diese wundervollen Vögel verhalten sich nie genau gleich», antworteten sie. «Und Sie müssen berücksichtigen, dass wir Ihnen keineswegs unsere besten Brieftauben mitgegeben haben. Die sind für eine blosse Übung viel zu wertvoll. Die erste Mannschaft bekommen Sie nur, wenn's wirklich losgeht.» Das war in der Tat ein Trost. Aber uns fiel natürlich auf, dass es für *uns* keine Doubles gab, die durchs Land streiften und dabei riskierten, von einem ehrgeizigen Scharfschützen der Home Guard erschossen zu werden. Wir waren anscheinend nicht wertvoll genug, um gedoubelt zu werden.

Diese anstrengende Übung ging bei den Seven Sisters, Klippen an der Kanalküste zwischen Cuckmore Haven und Birling Gap bei Seaford, zu Ende. Die sieben senkrecht abfallenden Klippen sind fünfundvierzig bis sechzig Meter hoch und so schneeweiss, dass sie

bei Nacht zu leuchten scheinen und den Weissen Klippen von Dover Konkurrenz machen können. Unsere Teams trafen sich oben auf den Klippen und benützten einen abgeblendeten blauen Blinkscheinwerfer, um das Schnellboot anzufordern, das uns abholen sollte. Dann seilten wir uns über die Steilklippen ab, um ungesehen an Bord zu gelangen. Solche Klippen gehörten zu den am schwächsten verteidigten Küstenabschnitten, weil beide Seiten es für unwahrscheinlich hielten, dass jemand versuchen würde, dort zu landen.

Aber dann ereignete sich die Katastrophe. Als Andrew Carson in die Tiefe gelassen wurde, wie es beim Führer eines Teams üblich war, schnürte das Seil ihm die Luft ab. Dem Ersticken nahe zog er sein Commando-Klappmesser und schnitt sich los.

Carson, ein ruhiger, ernsthafter Sportler, der Pfeife rauchte, Rugby spielte und britischer wirkte als die meisten von uns, hatte seine Notlage signalisiert. Aber seine Leute hatten einen Augenblick gezögert, weil sie nicht wussten, ob sie ihn wieder heraufziehen oder rasch hinablassen sollten. Niemand wusste genau, ob Carson fünfzehn oder zwanzig Meter tief abgestürzt war. Jedenfalls lag er bewegungslos und blutend am Fuss der Seven Sisters. Wir alle waren gelähmt vor Schreck – bis auf Gerald Nichols, der zu ihm lief und ihn aufhob.

Zwischen Cuckmore Haven und Birling Gap führt kein Weg die Klippen hinauf. Von dort kommt man nur über See weg: mit dem Schlauchboot zum Motorboot und zum Schnellboot. Nichols trug Carson in die Brandung hinaus und konzentrierte sich darauf, sein Gleichgewicht zu halten, während er ins schäumende dunkle Wasser hinauswatete. Er legte Carson vorsichtig in das schwarze Schlauchboot und paddelte zum Motorboot hinaus, das sie in Schlepp nahm. Aber als sie bei dem Schnellboot anlegten, wurde beschlossen, Carson nicht mehr zu verlagern. Stattdessen hievte ein Boots Kran das Schlauchboot mitsamt dem noch immer bewusstlosen Carson aus dem Wasser. Er wurde warm zugedeckt und blieb

in dem sanft pendelnden Boot wie in einer Hängematte liegen. Wir gingen alle möglichst rasch an Bord und hockten trübselig unter Deck, während der Funker einen Krankenwagen anforderte, der in Newhaven bereitstehen sollte. Ich erinnere mich noch heute, wie er das Rufzeichen des Schnellboots durchgab: «Seagull Six Zero, Seagull Six Zero, Seagull Six Zero ruft Newhaven ...»

Keiner glaubte, dass Carson überleben würde, aber wie durch ein Wunder kam er mit dem Leben davon, obwohl er nie wieder zu No. 3 Troop zurückkehren konnte. Nach all unseren Mühen wurde das Unternehmen Crossbow wenig später abgesagt. Nicht anders erging es uns mit dem Unternehmen Coughdrop, bei dem wir über Frankreich abspringen und mit Schlauchbooten den Fluss Blavet hinunterfahren sollten, um die U-Boot-Bunker in Lorient zu sprengen.

Während das Training weiterging, lernten wir weitere Risiken beim Abseilen über Klippen oder in Steinbrüche kennen. Jeder Anfänger hat den verständlichen, aber schädlichen Drang, an der Felswand zu kleben, obwohl genau das Gegenteil richtig wäre. Er sollte sich mit gespreizten Beinen so abstemmen, dass seine Beine einen rechten Winkel zur Wand bilden. Lässt er rechtzeitig genug Seil nach, kann er mit wenigen Sprüngen mühelos dreissig Meter tief absteigen. Abgesehen von einem leicht unangenehmen Gefühl, wenn es über die Kante ging, hatten die meisten ihren Spass dran. Als wir dann besser in Übung waren, liessen wir oft mehrere Seile in Abständen von einigen Metern nebeneinander in die Tiefe und lieferten uns Wettrennen nach unten.

Als Tony Firth eines Tages von einem Felsbrocken, den das sich über ihm bewegende Seil losgerissen hatte, am Kopf getroffen wurde, zog er sogar noch Vorteile aus diesem Unfall. Denn als wir am nächsten Tag auf einem Eilmarsch von Littlehampton aus durch Rustington keuchten, kam uns auf der kalten, windigen, mit Stacheldrahthindernissen gesicherten Strandpromenade unser gutaus-

sehender Tony entgegen, der wie Rudolph Valentino persönlich aussah. Mit einem turbanartigen weissen Kopfverband hatte Tony in seiner Rolle als Scheich aus Arabien eine einheimische Schöne am Arm.

Auch Fraser (Frey) wurde ein Opfer unserer Ausbildung. Er musste als Invalide aus der Army ausscheiden, nachdem ihn beim Abseilen von den Seven Sisters ein Felsbrocken am Knie getroffen hatte. Obwohl er weit weniger schwer verletzt war als Carson, blieb er auf Dauer dienstunfähig.

Mac Franklyn (Frank), ein sommersprossiger, rothaariger junger Mann, entging nur mit Glück einem Unfall, nachdem er den Beginn unseres Trainings auf den Klippen versäumt hatte. Mac, der leicht dicklich und ungeheuer mutig war, wollte sich unsere Fertigkeiten im Abseilen so rasch wie möglich aneignen. Bei seinem ersten Versuch ergriff er das Seil am oberen Rand des dreissig Meter tiefen Kalksteinbruchs Black Rabbit bei Arundel.

«Mal sehen», sagte er, «so schlingt man sich dazu das Seil um den Körper, stimmt's?» Als ihm versichert wurde, das habe er richtig gemacht, trat er zum Entsetzen aller Anwesenden einfach mit sechs bis sieben Meter Seildurchhang über den Rand des Steinbruchs. Wir sahen ängstlich in die Tiefe und erwarteten eigentlich, Mac unten zerschmettert liegen zu sehen. Zu unserer Verblüffung hatte er es jedoch irgendwie geschafft, sich festzuklammern, obwohl er sechs bis sieben Meter in freiem Fall abgestürzt war. Mac war krei-  
debleich, während er mit verzweifelter Kraft das Seil umklammerte. Dass er das geschafft hatte, grenzte an ein Wunder.

Wir zogen ihn vorsichtig, aber schnell hoch, und dann stand er da und versuchte, seine Würde zu bewahren. Er schüttelte sich wie ein Hund, der aus dem Wasser kommt, klopfte sich ab und sagte: «Offenbar muss man erst den Durchhang aufnehmen. Mal sehen ...» Er schlang das Seil wieder um seinen Körper, nahm den Durchhang auf, trat zum zweitenmal über die Kante und seilte sich diesmal in vorbildlicher Haltung ab.

Gelegentlich liess der Skipper uns nach dem Morgenappell in einen improvisierten Unterrichtsraum neben der Schreibstube einrücken. An diesem Morgen führte er uns eine technische Neuerung vor, die das Kriegsministerium uns zur Erprobung geschickt hatte: ein erstaunlich leichtes Nylonseil. Er erklärte uns, es werde bald die schweren Bergseile aus Hanf ersetzen, mit denen wir uns bisher abgeseilt hatten. Dann liess er das Seil durch die Bänke gehen, und der letzte Mann stand auf, um es ihm zurückzubringen.

«Und was soll *das* sein?» fragte der Skipper, als Douglas (Dungler) ihm eine Zwirnrolle hinlegte, der Zwirn sah wie das Nähgarn aus, mit dem wir Knöpfe annähten, und stammte zweifellos aus Douglas' Nähzeug.

«Ist das nicht das, was hier herumgegangen ist, Sir?» fragte Douglas, während wir anderen kicherten. Douglas drückte nur die Befürchtungen aus, die wir alle bei dieser Präsentation empfunden hatten. Konnte ein so dünnes Seil unser Gewicht bis zum Fuss einer sechzig Meter hohen Klippe tragen? Auch der Anhänger, auf dem zur Beruhigung mehrere hundert Kilo Bruchlast angegeben waren, konnte uns nicht überzeugen. Das Seil sah einfach verdammt zu dünn aus.

«Nun, wir probieren es morgen im Steinbruch Black Rabbit aus», sagte der Skipper. Wie immer unternahm er den ersten Versuch selbst. Das Nylonseil bewährte sich, funktionierte vorbildlich. Dann folgte Leutnant Trefor Matthews vom Royal Signal Corps, ein Freund des Skippers, den Hilton-Jones erst vor Kurzem für seine Einheit angeworben hatte. Als Matthews über die Kante des Steinbruchs trat, riss das Seil.

Matthews fiel fünfzehn Meter tief, schlug auf einem Felsband auf und stürzte weitere fünfzehn Meter in die Tiefe. Tommy Swinton (Schwytzer), der zu den Augenzeugen gehörte, erlitt einen Schock. Das hochbelastbare Nylonseil hatte sich an der Felskante des Steinbruchs durchgescheuert.

Erstaunlicherweise lebte Matthews nicht nur noch, sondern war auch bei Bewusstsein. Als wir ihn erreichten, seufzte er: «Am bes-

ten geht wohl jemand für mich zu meiner Verabredung. Ich wette, dass ich nicht gut aussehe.» Matthews überlebte, aber auch er wurde nicht wieder für dienstfähig erklärt. Dieser Unfall und der von Andrew Carson an den Seven Sisters, beide fast tödlich, nagten an uns. Viele von uns waren deprimiert, weil wir zwei gute Männer verloren hatten. Es musste eine Möglichkeit geben, die Vorteile des neuen Nylonseils zu nutzen, das im Einsatz leichter mitzuführen war. Plötzlich fiel mir die Lösung ein.

Wir hockten hinten auf unserem Lastwagen, der uns zu einer weiteren Übung brachte, als mir klar wurde, was zu tun war. Ich stiess Ken Bartlett (Billmann) an, der neben mir auf der Ladefläche sass. «Ken, ich hab's!» «Was hast du?»

«Das mit dem Nylonseil! Wie wir's benutzen können!» «Wie? Wir könnten versuchen, es zu polstern, wo es sich an der Felskante reibt, nehme ich an ...»

«Das Bergseil aus Hanf ist sicherer. Wir brauchen es nur vom Boot mitbringen zu lassen. Schliesslich sollen wir uns erst abseilen, wenn das Boot am Strand ist, stimmt's?»

«Klar. Aber wie kommt das Seil nach oben?»

«Wir befestigen einen Karabiner am Ende des Nylonseils, das wir mitnehmen. Sobald das Ruder- oder Schlauchboot mit dem Hanfseil den Strand erreicht, werfen wir unser Nylonseil hinunter. Der Karabiner ist mit Leuchtfarbe markiert, damit die Bootsbesatzung ihn leicht findet. Sie befestigt das Hanfseil daran, und wir ziehen es zu uns hoch. Das dauert nur ein paar Minuten. Und sollten wir verfolgt werden und es eilig haben, können wir trotzdem riskieren, das Nylonseil zu polstern und uns damit abzuseilen.»

Es folgte ein kurzes Schweigen. «Verdammt, das könnte gehen», bestätigte Ken. «Das sage ich dem Skipper.»

Am nächsten Tag setzte der Skipper eine weitere Besprechung im Unterrichtsraum an. «Wir alle sind wegen dieser Unfälle niedergeschlagen, keiner mehr als ich. Aber Masters ist jetzt auf eine einfa-

che Lösung gekommen.» Er beschrieb sie ganz ähnlich, wie ich sie Bartlett und den anderen auf der Ladefläche geschildert hatte.

Etwa gleichzeitig hatte George Saunders einen originellen bretzel-förmigen Seilsitz erfunden, der mit einem Karabiner in das Hanfseil eingehakt wurde. Damit ging das Abseilen viel glatter. Man konnte durch eine bloße Handbewegung jederzeit sofort anhalten und hatte den Abstieg ständig unter Kontrolle. Der Skipper erklärte auch diese Neuerung.

Damals entwickelten wir auch unsere Standardmethode für den Häuserkampf, den wir in einem ausgebombten Haus übten. Eine Patrouille näherte sich vorsichtig dem vom Feind besetzten Gebäude, um dort gewaltsam einzudringen und die Gegner zu eliminieren. Zwei Männer des Teams schlichen voraus. Einer von ihnen warf eine Handgranate 77 (Phosphor), die in einem spektakulären Feuerwerk mit sprühenden Sternen detonierte und zuletzt eine dichte Rauchwolke bildete.

Sobald der Rauch sich entwickelte, stürmte der zweite Mann in seinem Schutz zu dem Fenster, durch das er eindringen würde. Er warf eine Handgranate 69 (Sprengstoff) durchs Fenster, duckte sich, bis sie detoniert war, und sprang dann sofort ins Haus. (Obwohl die 69 nur eine Übungshandgranate war, enthielt sie genug Sprengstoff, um schwere Verletzungen hervorzurufen, und musste sorgfältig und vorsichtig behandelt werden.)

Sobald der zweite Mann im Haus war, brüllte er «Frei!» – das Signal für den Rest der Gruppe, durch dasselbe Fenster wie er einzudringen. Die Männer warfen Handgranaten 69 in alle Erdgeschossräume und versuchten dann, so schnell wie möglich in den ersten Stock hinaufzukommen, wobei sie mit ihren MPs mit scharfer Munition auf im Haus aufgestellte Mannscheiben schossen.

Eine Gruppe nach der anderen absolvierte diese Übung. Mein

Freund Gary sollte als zweiter Mann des Teams, zu dem ich gehörte, in das Haus eindringen, als die Sache schiefzugehen begann. Gary warf seine Handgranate 69, die zufällig von einem letzten dünnen Sprossenrest abprallte. Sie detonierte sofort, und ein Splitter erwischte Gary über der Augenbraue, als er sich eben duckte.

An dem zweiten Unfall in dieser Nacht war allein ich schuld. Da wir das alles schon oft geübt hatten, war ich in der Ausführung etwas nachlässig. Die Handgranate 69 hatte eine aufgesetzte Kappe, die vor dem Werfen abgeschraubt werden musste. Im Flug zog ein an einem weissen Band befestigtes Gewicht dieses Band heraus. Sobald es ganz abgewickelt war, zog es den Sicherungsstift heraus und machte die Handgranate scharf, die dann bei der geringsten Berührung detonierte. Flog die Handgranate jedoch nicht lange genug, damit sich das weisse Band ganz abwickeln konnte, blieb sie als Blindgänger liegen.

Bei uns im 3 Troop war es üblich, Blindgänger einzusammeln, was möglich war, wenn man den Mechanismus kannte. Indem man das weisse Band gut festhielt, damit der Zünder nicht scharf wurde, konnte man die Handgranate in einen Graben, am besten einen tiefen, oder über eine Mauer werfen. Eine angenehme Aufgabe war das nicht. Damit es nicht zu viele Blindgänger gab, wickelten wir etwas von dem weissen Band ab, wenn wir erwarteten, dass die Handgranate nicht weit fliegen würde – zum Beispiel im Inneren eines Hauses. Aber auch dabei musste man vorsichtig sein.

Diesmal wickelte ich das Band meiner Handgranate 69 jedoch im Laufen ab, wobei ich sein beschwertes Ende schwang wie ein Cowboy sein Lasso. Ich warf sie in einen Raum, an dem ich gerade vorbeilief, statt sie durch die Tür zu werfen, kurz bevor ich sie erreichte. Peng! Irgendetwas trat mich in die rechte Gesässhälfte. Ich rannte nach oben, wo die nächste Aufgabe wartete. Dort schoss ich in einem mondhellen Raum mit meiner MP auf Mannscheiben, die in

einer Ecke an Sandsäcken lehnten. Als ich zur Treppe zurücktrabte, juckte mein Gesäss, und ich fasste mit der freien Hand nach meinem Hosenboden. Er war blutgetränkt, und ich ertastete dort ein Loch, in das mein Daumen passte – nicht nur in meiner Hose, sondern in mir selbst. Max Laddy, unser Sanitäter, holte den Granatsplitter mit einer Schere heraus, nachdem ich aus verzögertem Schock ohnmächtig geworden war. «Wollte bloss die natürliche Narkose ausnützen», knurrte er.

Es dauerte einen Monat, bis die Wunde ausgeheilt war. Ein kanadischer Militärarzt erneuerte täglich den eingelegten Gazestreifen und erwischte dabei manchmal einen Nerv, so dass ich selbst aus der Bauchlage auf seinem Untersuchungstisch hochfuhr. Ich bettelte jeden Tag darum, wieder normal Dienst tun zu dürfen. Als Telefonist in der kahlen Schreibstube unseres Stabsgebäudes dahinzuvegetieren war eintönig und langweilig. Ich hatte dort Zugang zu den Urlaubsscheinen und Stempeln unserer Einheit, aber sobald ich mir einen ausreichenden Vorrat an Wochenendurlaubsscheinen (legitime waren streng rationiert) ausgestellt und die Unterschrift eines mir unbekanntem Offiziers gefälscht hatte, gab es kaum noch etwas zu tun.

Schliesslich hatte ich mich soweit erholt, dass ich den Militärarzt dazu überreden konnte, mich wieder in die Reihen der Lebenden zu entlassen. Ich beschloss, mit einem meiner gefälschten Urlaubsscheine nach London zu fahren, um mich mit einer schon lange verehrten jungen Dame zu treffen und dabei zu testen, ob meine körperliche Kondition wieder für Tanz und andere Aktivitäten ausreichte. Mein Rendezvous lief wie geplant ab, und meine liebreizende Partnerin war in romantischer Stimmung. Aber als ich an der Bar des Hotels Cumberland, Marble Arch, eine weitere Runde Drinks holen wollte, wäre ich beinahe zu Schaden gekommen. Ich hatte mich eben danach erkundigt, ob noch Zimmer frei seien. Das Hotel war völlig ausgebucht, aber ich bekam ein Doppelzimmer in

einem Gästehaus in Bayswater, das dem Hotel als Dependence diente.

Ein schnurrbartiger Major, der in der Schlange an der Bar hinter mir stand, begann eine Unterhaltung mit mir.

«Sie sind wohl auf Urlaubsschein hier?»

«Sozusagen ... nicht ganz», antwortete ich vertraulich. In der Brusttasche meines Kampfanzugs steckte das Dokument, das ich selbst fabriziert hatte. Ich hätte dem Major um ein Haar alles erzählt.

«Wie meinen Sie das?» fragte er. «Was ist, wenn Sie von der Militärpolizei kontrolliert werden?»

«Nun», sagte ich etwas hochnäsiger, «wir Commandos werden kaum belästigt, wissen Sie.» Damit wollte ich andeuten, dass blosser Militärpolizisten in Ehrfurcht vor uns erstarrten. Dann sah ich mir meinen Gesprächspartner genauer an. Er trug die Abzeichen eines Regiments aus den Home Counties und einer Londoner Division. Erst dann fiel mir seine Armbinde auf. Grosser Gott! Auf der Armbinde standen die Buchstaben *PM* – nicht *MP* wie Militärpolizei. Ich wusste nicht, was die grossen Buchstaben auf rot-schwarzem Untergrund bedeuteten.

«Merken Sie nicht, dass Sie soeben kontrolliert werden? Ich bin der *Provost Marshal* von London. Darf ich Ihren Urlaubsschein sehen?»

Ich stand vor dem Kommandeur der hiesigen Militärpolizei! Mir fiel plötzlich ein, dass ich den Urlaubsschein in meinem Überchwang mit allen möglichen Stempeln versehen hatte – nicht nur mit «Verschlussache», sondern auch mit «Streng geheim» und vielleicht auch mit einigen weiteren, damit er eindrucksvoller wirkte. Einen gewöhnlichen Militärpolizisten hätte das vielleicht beeindruckt, aber der Polizeichef der Hauptstadt würde sich davon bestimmt nicht täuschen lassen. Ich stammelte irgendetwas, um ihm zu erklären, dass ich natürlich einen Urlaubsschein hatte, aber in Wirklichkeit mit einem Sonderauftrag unterwegs war. Er begutach-

tete mein selbthergestelltes Produkt mit Adlerblick, während mir vor Angst, ich könnte zu meiner Einheit zurückgeschickt werden, kalte Schauer über den Rücken liefen. Dann sah er mir offen ins Gesicht.

«Scheint alles in bester Ordnung zu sein», sagte er in gemessenem, nachdrücklichen Tonfall, der mich davon überzeugte, dass er genau wusste, wie die Dinge wirklich standen. «Es muss nett sein, von der Militärpolizei nicht belästigt zu werden. Schönes Wochenende noch.»

Ich zitterte noch immer ein bisschen, als ich mich mit der Dame meines Herzens in unserem Zimmer im Gästehaus des Hotels vor dem romantischen elektrischen Kamin rekelte, und das lag nicht nur daran, dass ich nichts anhatte.

## 10.

# Plymouth: Eines Prinzen würdig

Unsere Ausbildung wurde forciert. Im Juni 1943 wurde No. 3 Troop zu einem Bootskurs nach Plymouth im Westen Englands verlegt, um Erfahrung mit Landungsfahrzeugen zu sammeln, Amphibienlandungen und das Wiederaanbordgehen zu üben. Ich wurde allein vorausgeschickt, um für unseren einwöchigen Aufenthalt Privatquartiere zu besorgen. Ich richtete es so ein, dass ich in London zwischen zwei Zügen mit meiner Mutter zum Abendessen gehen konnte. In dem kleinen Restaurant in Soho hatte ich meine Aktentasche, deren Inhalt als «Geheim» gekennzeichnet war, unter meinem Stuhl stehen und eine geladene Pistole am Koppel, um den Inhalt der Aktentasche – vermutlich nur Lebensmittelkarten – zu bewachen.

Nach meiner Ankunft in Plymouth fuhr ich in den Stadtteil, in dem wir uns einquartieren sollten, und nahm eine improvisierte Besichtigung möglicher Unterkünfte vor. Während ich mir die Adressen von Leuten notierte, die bereit waren, einen oder zwei von uns aufzunehmen, verwendete ich einen Code, um bestimmte Eigenschaften von Unterkünften zu kennzeichnen.

«Nettes Zimmer» bedeutete eines meiner Symbole, «gutes Bad» ein weiteres. Die wichtigsten waren «nicht weit vom Appellplatz» und «hübsche Tochter» oder «hübsche Wirtin».

Bei der Quartiersuche hatte ich vor allem darauf geachtet, eine in der Nähe des Appellplatzes liegende Unterkunft zu finden, in der Barnes (Baumwollspinner) und ich gemeinsam bleiben konnten. Barnes, von Beruf Ingenieur, war für diesen Kurs als Schütze eines

Bren-Maschinengewehrs eingeteilt, und ich war sein Ladeschütze. Wir wussten, dass wir unser MG wegen der täglichen Salzwasserbäder häufig würden reinigen müssen. Barnes pflegte seine Waffe vorbildlich. Für ihn hatte sie auf jeden Fall absoluten Vorrang. Aus diesem übergeordneten Grund hatte ich auf mehrere attraktive Wirtinnen und einige hübsche Töchter verzichten müssen.

Ein Offizier aus einer anderen Commando-Einheit, der nichts von Barnes Perfektionismus wusste, führte eines Tages eine Waffeninspektion durch.

«Am Verschlussstück dieses Maschinengewehrs ist Öl, das darf nicht sein.» So durfte man mit Barnes nicht über sein Bren reden. Er richtete sich noch strammer auf, als er bisher schon dagestanden hatte.

«Sir, wie der Name schon sagt, ist das Bren-Maschinengewehr eine Maschine. Eine Maschine muss geschmiert werden – mit Öl. Dieses Öl muss vor der Inspektion abgewischt werden.» «Und?»

«Heute ist ein schöner, warmer Tag, nicht wahr, Sir?»

«Allerdings.»

«An solchen Tagen bewirkt die erhöhte Temperatur dass bei einer richtig geölten Maschine etwas Öl aus den Poren austritt. Blicke sie trocken, wäre sie von Anfang an nicht richtig geölt gewesen, Sir!»

Der Offizier ergriff hastig die Flucht.

Ich fand eine U-förmige Wohnanlage, die den Appellplatz umschloss, aber dort wollte niemand mehr als einen Commando-Soldaten aufnehmen. Barnes und ich mussten uns mit getrennten Unterkünften in den gegenüberliegenden U-Schenkeln begnügen. Die Wirtinnen waren für unseren Geschmack eher reizlos, und ihre Ehemänner arbeiteten in der Spätschicht im Turbinenbau im Hafen von Plymouth. Wir merkten sofort, dass die Ehefrauen die bei ihnen

einquartieren Commandos für eine aufregende Abwechslung vom trüben Kriegsalltag hielten und durchaus zu einem Seitensprung bereit, nein geradezu wild darauf waren. Da wir siebenundzwanzig Stunden dieser einzigen Woche allein darauf verwandten, unser MG zu reinigen, hätten die glücklosen Ladies weit verführerischer sein müssen, um uns wachzuhalten oder gar zu weiteren nächtlichen Leistungen anzuspornen. Nicht einmal Betty Grable, Lana Turner, Linda Darnell und Dorothy Lamour – einzeln oder gemeinsam – hätten uns in Versuchung führen können. Deshalb spielten wir fleissig füreinander die Anstandsdame und verbrachten den Rest unserer Zeit hinter verschlossenen Türen.

Um alles noch schlimmer zu machen, waren die Ehemänner der beiden offenbar sehr eifersüchtig. Beide hatten die Frau des anderen gebeten, ein Auge auf ihre Ehefrau zu haben, was die beiden Betroffenen sehr belustigte. Und inmitten dieser Wirren kämpften wir Commandos um Tugend und Enthaltbarkeit. Ach, das Härte-training ...

Am dritten Morgen erhielten wir beim Appell einen besonderen Kampfauftrag. Der norwegische Troop würde nach Plymouth kommen, um seinem Kronprinzen Olaf, dem Sohn König Haakons VII., eine Amphibienlandung an einer vom Feind besetzten Küste vorzuführen. Wir sollten den Feind spielen. Sie würden von den Landungsbooten aus mit Granatwerfern Nebelgranaten verschiessen und dann landen und den Feind besiegen – nach lautstarkem, erbittertem Widerstand. Wie sich gezeigt hatte, konnten die 5-cm-Granatwerfer keine wirkungsvolle Rauchwand erzeugen, der Rauch war im Allgemeinen viel zu dünn und flüchtig. Deshalb würden wir uns im Bereich der Landungszone in den Büschen verstecken müssen. Sobald die Werfergranaten zu detonieren begannen, sollten wir ganz heimlich grössere Rauchkanister verteilen und anzünden, bevor wir wieder verschwanden, um unsere heftige Gegenwehr zu be-

ginnen. Wir sollten den Kampf jedoch nicht unnötig hinauszögern. Der Kronprinz hatte schliesslich nicht den ganzen Tag Zeit, und bei Platzpatronen konnte man leicht tapfer sein. Wir sollten uns erbittert wehren, aber dann rasch ergeben.

Die Rauchverstärkung klappte vorbildlich, obwohl es wirklich kein Vergnügen war, zwischen den überall einschlagenden zischenden Werfergranaten herumzulaufen. Natürlich war es ein Vorteil, dass die Nebelgranaten keine Sprenggranaten waren, aber wäre man von einer am Kopf getroffen worden, hätte das wahrscheinlich keinen grossen Unterschied gemacht. Indem wir die Nebelwand wunderbar verstärkten, halfen wir unserem norwegischen Feind und unterstützten ihn, bis seine Landungsflottille praktisch am Strand war. Wir wichen erst zurück, als wir das Weisse im Auge des Kronprinzen sehen konnten. Dann brüllten und kreischten wir wie Derwische und verschossen schneidig unsere Platzpatronen, bevor wir uns kleinlaut ergaben.

Das heisst alle ausser Jock MacGregor.

MacGregor hatte sich mit grossem Kampfgeist in diese Übung gestürzt. Er brachte es einfach nicht über sich, jetzt mit erhobenen Händen herauszukommen. Ausserdem hatte er einen Baum erklettert, der für seine Zwecke ideal war: unten zur Tarnung dicht belaubt und oben mit einem weitem Schussfeld von einer kräftigen Astgabel aus. Wie hätte er diese Stellung und sich selbst aufgeben können?

«Komm schon, Jock, gib endlich auf!» riefen wir zu seinem Versteck hinauf. Aber MacGregor schoss aus seiner praktisch uneinnehmbaren Stellung weiter. Unterdessen lungerten wir wegen des Kronprinzen mit erhobenen Händen herum, und unsere Arme wurden allmählich müde. Da wir dafür ausgebildet waren, die Initiative zu ergreifen, machten wir unsere norwegischen Kameraden darauf aufmerksam, dass sie uns als ihre Gefangenen entwaffnen mussten. Als sie keine rechte Lust dazu zeigten, behängten wir sie selbst mit unseren Gewehren, Maschinenpistolen und Maschinengewehren

und mit einigen Granatwerfern und PIATs (Projector Infantry Antitank, das wichtigste Panzerabwehrmittel der britischen Infanterie) als Dreingabe. Damit sahen sie wie wandelnde Arsenale aus. Als MacGregor sie so sah, kam er endlich ebenfalls heruntergeklettert und hängte einem Norweger sein Gewehr um.

## 11.

### Frühzeitige Einsätze von No. 3 Troop

Tatsächlich waren schon einige wenige Soldaten von No. 3 Troop jenseits des Ärmelkanals im besetzten Frankreich im Einsatz gewesen. Nach den amtlichen Unterlagen waren «Bubi» Platt, Maurice Latimer, Rice, Bate und Smith die ersten Männer des Troops im Einsatz. Alle fünf hatten im August 1942 an dem unglücklichen Kommandounternehmen gegen Dieppe teilgenommen. Bate fiel als erster Angehöriger unseres Troops, Rice und Smith gerieten in Gefangenschaft und blieben verschollen. Platt, den Latimer aus Scherz oft als «sudetendeutschen Volksverräter» bezeichnete, wurde am linken Bein verwundet. Er sprach nur selten über seine Erlebnisse in Dieppe. Auch Maurice Lattimer, ein Veteran des spanischen Bürgerkriegs, sprach nie über das gescheiterte Unternehmen gegen Dieppe. Dieser drahtige kleine Mann, der unglaublich schnell und entschlossen handeln konnte, war ein grosser Schweiger. Er redete nie viel.

Andere verschwanden in unregelmässigen Abständen aus dem Troop, angeblich um eine Spezialausbildung zu erhalten, aber in Wirklichkeit, um für irgendwelche Unternehmen zu üben. Zu den ersten gehörte Harry Drew. Er wurde 1943 zur Ausbildung mit einer Einheit von No. 12 Commando unter ihrem Hauptmann O.B. «Mickey» Rooney abkommandiert. Harry war bei einem der unter dem Decknamen Forfar laufenden Erkundungsvorstösse über den Kanal dabei, durch die hauptsächlich festgestellt werden sollte, ob solche Unternehmen möglich waren. Obwohl durch seine Teilnah-

me ein lange gehegter Traum von No. 3 Troop in Erfüllung ging, war Harry enttäuscht.

«Es ist aufregend gewesen, endlich auf feindlich besetztem französischem Boden zu stehen, aber wir haben eigentlich nichts gemacht. Wir sind am Strand gewesen, aber anscheinend hatte niemand die Absicht, weiter landeinwärts aufzuklären. Ich habe vorgeschlagen, auf einem von Fischern benützten Trampfeipfad etwas weiter ins Land vorzustossen, aber mein Vorschlag ist zurückgewiesen worden. Es hat geheissen, das sei nicht zweckmässig – und der Fussweg bestimmt vermint. Also sind wir wieder zurückgekommen.»

Obergreifer John Wilmers (Wilmersdorfer) von 3 Troop war an Forfar/Item beteiligt: einem ähnlichen Unternehmen aus einer ganzen Serie, deren Zweck die Erkundung einer neuen Scheinwerferstellung bei St. Valéry-en-Caux war. Der in München geborene, aber sehr anglisierte Wilmers, Absolvent einer exklusiven englischen Privatschule, war ein ernster und pflichtbewusster Commando-Soldat.

Vor diesem Forfar-Einsatz wurden John und die sieben Männer von 12 Commando, aus denen das Team bestand, in das stille englische Dorf Wherwell verlegt. Offiziell waren sie zur Erholung dort, aber in Wirklichkeit hielten sie sich jede Nacht einsatzbereit und warteten auf das richtige Wetter, damit die RAF sie hinbringen und die Royal Navy sie wieder abholen konnte. Ausserdem musste das Unternehmen bei Neumond stattfinden. Es sollte der erste Luftlandeinsatz der Hardtack-Serie sein. Frühere Teams waren von Schnellbooten über den Kanal gebracht worden.

«Es war ein klarer, schöner Abend», erinnerte Wilmers sich. «Mir war vage bewusst, dass dies mein letzter sein könnte, dass ich England vielleicht nie wiedersehen würde.»

Als sie startbereit im Flugzeug sassen, steckte der Pilot den Kopf in die Kabine. «Diesmal wird's nichts, Jungs. Die Navy hat in letzter Minute eine Verschiebung beantragt.»

Sie waren bitter enttäuscht, und das Wetter verschlechterte sich. Aber am Abend des 2. September 1943 wurden sie erneut alarmiert, und diesmal startete das Flugzeug wirklich. Über der Absetzzone konzentrierten sie sich darauf, die Maschine so rasch wie möglich zu verlassen, um dicht beieinander zu landen. Tatsächlich sprangen die acht Commandos in nur neun Sekunden ab.

John Wilmers war die Nummer fünf. Es war 22.05 Uhr, als er wie geplant in der Nähe der Klippen auf einem Stoppelfeld landete. In einem nahegelegenen Dorf kläfften Hunde. Nach kurzer Suche fanden die Männer zusammen und machten sich auf, um die noch im Bau befindliche Scheinwerferstellung zu erkunden. Sie warfen die Werkzeugkisten der Bauarbeiter über die Klippen und rissen ein optisches Instrument ab, das ihnen wertvoll genug erschien, um es mitzunehmen. Und sie kappten die Telefonleitungen.

Vor ihnen auf See lief inzwischen ein kleiner feindlicher Geleitzug vorbei. Sie konnten nur hoffen, dass diese Schiffe nicht auf das Schnellboot stossen würden, das sie abholen sollte – ihre Rückfahrkarte nach England und die Alternative zu einem langen, langen Marsch nach Spanien.

Das Schnellboot wurde nicht gesehen, aber sein Schlauchboot musste den Motor abstellen, um nicht entdeckt zu werden. Ohne Motor trieb es weit vom Kurs ab, bis es fünf Kilometer vom Treffpunkt entfernt an der Küste auf Grund lief. Als Wilmers und die anderen das Schlauchboot endlich entdeckten, lag es bei Ebbe hoch über der Brandungslinie, und sie mussten verzweifelt schuften, um es wieder flottzumachen. Dann stellte sich heraus, dass der Motor nicht wieder ansprang und das Schlauchboot leck war. Sie mussten zu dem Schnellboot zurückpaddeln, als hinge ihr Leben davon ab – was natürlich stimmte.

«Männer erschöpft, Boot sinkt allmählich», funkten sie an das Schnellboot. «Schlauchboot an Schnellboot, Schlauchboot an Schnellboot. Könnt ihr uns sehen? Könnt ihr uns sehen?» Ein Mann

stand im Bootsbug und schwenkte die abgeblendete blaue Signallaterne in einem langsamen Halbkreis vor seinem Körper.

«Ja, wir sehen euch. Paddelt so schnell ihr könnt. Näher können wir nicht an die Küste heran.» Das Schnellboot war bis auf eine Seemeile an Land herangegangen. Der Leuchtturm vor dem Hafen von St. Valéry blickte aus einigen hundert Metern Entfernung drohend auf sie herab, und im Osten wurde der Himmel allmählich hell.

Endlich ragte das Schnellboot im Morgengrauen vor ihnen auf. Britische Seeleute zogen sie an Bord und versorgten sie mit trockener Kleidung, während das Boot mit äusserster Fahrt nach Newhaven an der Küste von Sussex lief, wo Tee, Rum und Woldecken sie wieder wärmten.

Man könnte glauben, mit höchst riskanten Unternehmen dieser Art sei vergleichsweise wenig erreicht worden. Aber es war wichtig, den Nachweis zu führen, dass Landungen in den vom Feind besetzten Gebieten möglich waren. Und es kam sogar darauf an, deutlich zu machen, dass diese Zerstörungen von Commandos und nicht von einem Überfall der örtlichen Untergrundbewegung herrührten, was zu Vergeltungsmassnahmen wie Geislerschiessungen hätte führen können.

Weniger Glück hatte Obergefreiter Jones bei einem Unternehmen mit dem Decknamen Hardtack 11, zu dem der französische No. 1 Troop, 10 Commando im Dezember 1943 aufbrach. Sein Zweck war die Erkundung des Strandes von Gravelines zwischen Calais und Dünkirchen, und Jones kam als Funker mit. Wie bei dem Item-Unternehmen versagte der Motor des Schlauchboots, diesmal schlug das Boot in der starken Brandung voll. Zwei der Commandos ertranken, als sie zu ihrem Schnellboot zurückschwimmen wollten, und Jones wurde gefangengenommen, doch den übrigen gelang die Flucht ins Landesinnere.

Madec, einer dieser Franzosen, versuchte den Pariser Vorort Châ-

tillon-sous-Bagneux zu erreichen, in dem seine Schwester lebte. Ein Lastwagenfahrer nahm ihn mit, schenkte ihm einen zerschlissenen Mantel und setzte ihn am nächsten Bahnhof ab. Er nahm den Zug nach Paris, aber der Mantel war so schmutzig und durchlöchert, dass Madec lieber seine Kampfjacke trug. Er hatte natürlich alle Abzeichen abgetrennt, und die Jacke war ebenfalls schmutzig, was zur Tarnung beitrug. In Paris fuhr er in der Kampfjacke mit der Métro, in der es von deutschen Soldaten wimmelte, was nur beweist, dass die Geschichte, die wir von dem Experiment des Skipper's gehört hatten, der in deutscher Uniform über den Piccadilly spaziert war, nicht ganz so einzigartig war, wie wir geglaubt hatten. Madec schloss sich der französischen Résistance an und beteiligte sich an Sabotageakten und bewaffneten Überfällen, bis er endlich wieder zu seiner am D-Day gelandeten Einheit stossen konnte.

Julian Sayers und Tommy Farr waren zwei weitere Funker aus 3 Troop, die an einem Unternehmen französischer Angehöriger von 10 Commando teilnahmen. Dieses Unternehmen mit dem Decknamen Premium fand am 27. Dezember 1944 an der niederländischen Küste bei Wassenaar statt. Farr und Sayers sollten Funkverbindung zwischen Schlauchboot, Motorboot und Schnellboot halten. Sayers war ausgesucht worden, weil er fließend Französisch sprach und bereits mit französischen Commandos zusammengearbeitet hatte. Er hatte den aus Berlin stammenden Farr als Partner gewählt, die beiden hatten ihre Ausbildung gemeinsam absolviert und deshalb Vertrauen in die Fähigkeiten des anderen. Trotzdem waren sie unterschiedliche Persönlichkeiten.

Sayers, von Beruf Modeschöpfer, war verheiratet und älter als Farr, der den Namen eines berühmten Boxers angenommen hatte, was als Hinweis auf seinen von Erfahrungen auf der Strasse geprägten Macho-Charakter gelten konnte. Sayers hatte seinen Namen ge-

wählt, weil er gerade einen Roman von Dorothy Sayers gelesen hatte, als wir neue Namen hatten annehmen müssen. Der in Ungarn geborene Sayers trug stolz das grüne Ordensband mit den schmalen roten Senkrechstreifen des französischen Croix de Guerre, das er sich schon vor seinem Eintritt in No. 3 Troop verdient hatte.

Als die Commandos sich der niederländischen Küste näherten, erhellten Leuchtkugeln den Nachthimmel und bewiesen, dass die Überraschung missglückt war. Die Gruppe hätte das Unternehmen abbrechen müssen, aber sie landete trotzdem. Als sie nicht zurückkam, riskierten Sayers und der Bootsführer, noch eine halbe Stunde länger zu warten, während überall um sie herum feindliche Leuchtkugeln niedergingen. Dann kam der Befehl, zu dem Schnellboot zurückzukehren, das vor Tagesanbruch nach England zurücklief.

Später wurde bekannt, dass alle Männer dieser Gruppe gefallen waren. Auf ihren Gräbern wurden sie als unbekannte alliierte Flieger bezeichnet. In einem deutschen Bericht hiess es, eine Stützpunktbesatzung habe von See her Rufe gehört. Dann sei ein Schlauchboot mit drei «vor Kurzem gestorbenen» Männern angetrieben, und Wiederbelebungsversuche seien erfolglos gewesen. Die Leichen dreier weiterer Commandos waren später am Strand angeschwemmt worden. Die Deutschen identifizierten die Toten wegen der Namen auf ihren Erkennungsmarken als Franko-Kanadier, bestatteten sie jedoch als «unbekannte Flieger». Daraus schliesse ich auf einen Vertuschungsversuch. Vermutlich wurden einige oder alle Männer gefangengenommen, verhört und erschossen.

Im April 1944 bombardierte das RAF Bomber Command jenseits des Ärmelkanals einige deutsche Küstenbatterien. Als eine Bombe zu kurz fiel, löste sie durch ihre Druckwelle eine ganze Kette von Unterwasserdetonationen in Strandnähe aus. Das machte den Invasionsplanern Sorgen, denn eine unbekannte Waffe gegen Landungsfahrzeuge wäre in diesem späten Stadium eine ernste Gefahr gewesen.

Zur Untersuchung dieses besorgniserregenden neuen Phänomens wurden sofort vier Unternehmen geplant, die unter dem Decknamen Tarbrush liefen. Der Skipper, inzwischen zum Major befördert, übernahm das Kommando und stellte sorgfältig ein Team aus allen verfügbaren Special-Service-Angehörigen zusammen. Es erhielt den Decknamen Hiltforce und wurde in Dover stationiert.

Professor J. D. Bernal, der wissenschaftliche Berater im Hauptquartier für Combined Operations, warnte den Skipper und seine Männer, sie könnten es mit einer neuartigen Mine zu tun haben, die magnetisch, akustisch, durch Berührung oder durch irgendeine Kombination dieser Methoden gezündet werden könnte.

«Als er ausgeredet hatte», sagte der Skipper, «wussten wir nicht, ob die Mine vielleicht hochgehen würde, wenn wir sie nur ansahen.»

Alle Tarbrush-Unternehmen fanden mit Schnellbooten, Motorbooten und Schlauchbooten und weit entfernt von den für D-Day vorgesehenen Stränden statt. Das letzte Unternehmen bei Onival wurde von Leutnant George Lane (Djury Lanyi), einem gebürtigen Ungarn, geführt, der als erster von 3 Troop zum Offizier befördert worden war. Auch seine Motorbootbesatzung kam aus 3 Troop: Jack Davies (Hansen), der ein erfahrener Seemann war, und der blonde, stämmige Hamburger Ernie Norton (Ernst Nathan), einer unserer stärksten Muskelmänner.

Ich erinnere mich an ein Lied, das Ernst in seinem Hamburger Tonfall so gern sang, als wir vor unserer Versetzung zu den Commandos beide bei den Old Hampshires waren: «Heidewitzka, Herr Kapitän! Na, woll'n wir Bötchen fahren geh'n?» Das war ein passendes Liedchen, wenn man bedachte, dass Ernies erster Kampfeinsatz, auf den er lange gewartet hatte, eine kleine Bootsfahrt war.

Bei den vorigen Tarbrush-Unternehmen war nichts entdeckt worden, das die von Professor Bernal geäußerten Befürchtungen hätte

bestätigen können. Das geheimnisvolle Sprengmittel, das die Invasionsplaner so beunruhigt hatte, schien ein gewöhnliches Unterwasserhindernis zu sein: ein Holz- oder Eisenpfahl mit einer daran befestigten Tellermine. Anscheinend waren die Minen nicht ausreichend wasserfest gemacht worden, so dass eindringendes Salzwasser die Zündstifte angefressen und die Minen aussergewöhnlich empfindlich gemacht hatte. Sobald die erste hochgegangen war, hatte ihre Druckwelle ausgereicht, um eine ganze Kette von Detonationen auszulösen.

George Lanes Unternehmen sollte nur endgültig bestätigen, dass an keinem Strand Geheimwaffen existierten, aber er hatte zugleich den Auftrag, bestimmte andere Hindernisse mit einer Infrarotkamera zu fotografieren. Nachdem er mit Leutnant Wooldridge von den Pionieren gelandet war, drangen die beiden auf der Suche nach einem dieser Hindernisse, das sie fotografieren sollten, landeinwärts vor. Gegen 1.40 Uhr sahen ihre Kameraden etwas aufblitzen. Ein deutscher Anruf ertönte, dann gellte ein Schrei, als sei jemand erstochen worden. Nach drei einzelnen Schüssen brach die Hölle los: Leucht-kugeln tauchten den Strand, das Motorboot und selbst das Schnellboot weiter draussen in gleissend helles Licht, aber Lane und sein Begleiter kamen nicht zurück. Die beiden Männer von 3 Troop, Davies als Bootsführer und Norton auf seinem ersten kleinen Boots-ausflug, warteten wie üblich noch eine halbe Stunde. Aber als sie Deutsche über den Strand auf sich zustürmen sahen, legten sie hastig ab.

«Ausnahmsweise ist der verdammte Aussenbordmotor gleich beim ersten Versuch angesprungen», sagte Davies, als er mir die Ereignisse dieser Nacht schilderte.

Die beiden Unteroffiziere erreichten das Schnellboot um 3.09 Uhr und meldeten sich bei dem Skipper, der in typischer Manier beschloss, Lane und Wooldridge zu finden. Ihre Suche blieb jedoch erfolglos. Um 3.58 mussten sie die Suchaktion widerstrebend abbrechen. Das Schnellboot lief nach England zurück, und die Män-

ner an Bord glaubten, Lane und Wooldridge seien tot oder zumindest verwundet und gefangen.

Kurz nachdem die beiden Offiziere landeinwärts aufgebrochen waren, hatte es so stark zu regnen begonnen, dass sie weder den Lichtblitz gesehen noch den Schrei und die Schüsse gehört hatten. Wegen des Regens kamen sie nur langsam in Richtung Ault voran, wo nach Erkenntnissen der britischen Luftaufklärung das Hindernis stand, das sie fotografieren sollten. Als sie nach einer Dreiviertelstunde jedoch weder Ault erreicht noch das gesuchte Hindernis entdeckt hatten, beschlossen sie umzukehren.

An der Küste glaubten sie, den Treff mit ihrem Schlauchboot verpasst zu haben. Aber als sie dem Strand folgten, gerieten sie zwischen zwei feindliche Streifen und mussten in Deckung gehen. Sie hatten den Eindruck, von beiden beschossen zu werden, aber in Wirklichkeit schossen die Patrouillen wohl hinter dem Motorboot her.

Sobald die Streifen abgezogen waren, signalisierte Lane dem Motorboot oder auch dem Schnellboot, dass sie abgeholt werden wollten. Das Antwortsignal blieb jedoch selbst dann aus, als er es riskierte, mit rotem Dauerlicht in die Richtung zu leuchten, in der er eines der beiden Boote vermutete. Als auch das nichts nützte, wechselten sie ihre Position und gaben dabei weiter Blinksignale. Nach einer halben Stunde stiessen sie auf ihr Schlauchboot.

Die beiden brachten es zu Wasser und paddelten so schnell wie möglich aufs Meer hinaus, weil sie hofften, die RAF werde sie retten und wie abgeschossene Flieger von einem schnellen Motorboot retten lassen. Bei Tagesanbruch sahen sie jedoch, dass die Küste nur eineinhalb Kilometer hinter ihnen lag, deshalb warfen sie ihre gesamte Ausrüstung über Bord und behielten nur ihr Fluchtgepäck (ein versteckter Kompass, Landkarten, ein verstecktes Sägeblatt) und ihre Pistolen und machten sich auf das Unvermeidliche gefasst.

Sie brauchten nicht lange zu warten, denn wenig später kam ein deutsches Patrouillenboot herangerauscht.

Als das Boot näherkam, legten die beiden sich rasch einen Plan zu recht. «[Wir wollten] erschöpft wirken, um sie zu überwältigen, wenn sie längsseits kamen, ihr Boot kapern und damit Kurs auf England zu nehmen. Leider fielen sie nicht darauf herein. Sie umkreisten uns, während fünf Schmeisser-Maschinenpistolen ziemlich bedrohlich auf uns gerichtet waren. Gegenwehr wäre Selbstmord gewesen, deshalb warfen wir mit einer leicht theatralischen Geste unsere Pistolen ins Wasser, um erkennen zu geben, dass wir uns retten lassen wollten.»

Als die beiden bis auf die Haut durchnässten Offiziere im nahegelegenen Hafen Cayeux einzeln verhört wurden, fürchtete Lane, sein leichter ungarischer Akzent könnte auffallen. Die Umstände ihrer Gefangennahme erweckten bei den Deutschen grosses Interesse und führten zu sehr raffinierten Verhören. Dabei machte unser Aufenthalt in Aberdovey in der Grafschaft Merionethshire in North Wales sich bezahlt. George Lane kam auf die glänzende Idee, etwas zu tun, das viele von uns in der Ausbildung aus Spass getan hatten: Er imitierte den walisischen Dialekt.

«Ich habe mir ausgerechnet, dass sie vielleicht einen Ungarn enttarnen können, der Englisch spricht», erzählte er mir, «aber niemals einen Ungarn, der das mit einem walisischen Akzent überlagert.» Damit behielt er recht.

Den beiden Offizieren wurde jedoch mitgeteilt, sie würden der Gestapo übergeben, um erschossen zu werden – ein Verfahren, für das es zahlreiche Präzedenzfälle gab. Aber zum Glück hatte die Nachricht von ihrer Gefangennahme die deutsche Armeeführung erreicht, die jetzt möglichst viele Informationen aus ihnen herausholen wollte.

Lane, der nachts getrennt von Wooldridge untergebracht war, zog einen starken Draht aus einem Ofenrohr, bog ihn zu einem Dietrich und sperrte damit seine Zellentür auf. Aber er kam nicht weit. Der

deutsche Wachposten hatte es sich draussen auf der Türschwelle bequem gemacht.

«An Ihrer Stelle würde ich wieder reingehen», riet er Lane freundlich. «Um die Ecke steht ein zweiter Posten.»

Die Tage vergingen mit weiteren Verhören, bei denen manche Vernehmer sich als Gestapo-Beamte ausgaben, um die beiden einzuschüchtern. Dann setzte man sie in ein Auto und verband ihnen die Augen. Das musste bei den beiden die Befürchtung geweckt haben, Hitlers «Kommandobefehl» vom 18. Oktober 1942 solle ausgeführt werden. Hitler hatte ausdrücklich verboten, aufgegriffene Commandos als Kriegsgefangene zu behandeln. Stattdessen sollten sie unverzüglich dem Sicherheitsdienst übergeben werden, um möglicherweise gefoltert und bestimmt erschossen zu werden.

Lane stellte fest, dass er unter der Augenbinde hervorsehen konnte, wenn er den Kopf an die Lehne zurücklegte, als könne er – und so die Strassenschilder lesen konnte. Kurz vor dem Ziel ihrer Fahrt las er eines, das er sich merkte: *La Petite Roche Guyon*.

Als ihnen Handschellen und Augenbinden abgenommen wurden, konnte Lane sich nicht beherrschen und rief an Wooldridge gewandt aus: «Mein Gott, was für ein verrückter Bau! Sieh dir den bloss an!»

Da Gefangene nie miteinander reden durften, wurden sie grob in ihre neuen Zellen gestossen. Wenig später kam ein Offizier herein, teilte Lane mit, «eine sehr wichtige Persönlichkeit» wünsche ihn zu sprechen, und nahm ihm das Versprechen ab, sich als Offizier und Gentleman zu benehmen.

«Das tue ich immer», antwortete George Lane.

Er wurde nach nebenan geführt, wo ein elegant aussehender hoher Offizier ihm erklärte, er solle keinem anderen als Generalfeldmarschall Erwin Rommel vorgestellt werden. Der berühmte Feldherr wollte anscheinend selbst sehen, wie ein Commando-Soldat aussah. Lane wurde in einen grossen schönen Raum mit Orientteppi-

chen, Luxusmöbeln und orientalischen Kostbarkeiten geführt. Rommel erhob sich und kam auf ihn zu, um den hochgewachsenen, gutaussehenden blonden Commando-Offizier zu begutachten.

«Sie sind also einer dieser Gangster-Commandos», meinte Rommel, der einen Dolmetscher neben sich hatte.

«Ich weiss nicht, was Herr Feldmarschall meinen, wenn Sie das sagen, es gibt keine Gangster-Commandos», widersprach Lane. «Natürlich bin ich ein Commando – die besten Soldaten der Welt.»

Darüber musste Rommel schmunzeln. «Gut, vielleicht sind Sie kein Gangster, aber wir haben mit Commandos sehr schlechte Erfahrungen gemacht. Sie haben sich schon mehrmals übel aufgeführt.»

Als Lane das nicht glauben wollte, wechselte Rommel das Thema. «Ihnen ist wohl klar, dass Sie unter sehr merkwürdigen Umständen in Gefangenschaft geraten sind?»

«Ich halte sie nicht für merkwürdig. Eher für unglücklich und bedauerlich.»

«Sind Sie sich bewusst, dass Sie den Eindruck erweckt haben, ein Saboteur zu sein?» fragte Rommel weiter. «Sie wissen doch, was wir hier mit Saboteuren machen?»

«Hielten der Herr Feldmarschall mich für einen Saboteur», antwortete Lane gelassen, «hätten Sie mich wohl kaum hierher eingeladen.»

Rommel lächelte nochmals. «Sie halten dies also für eine Einladung?»

«Ja, natürlich. Ich fühle mich sehr geehrt.»

Wieder ein Lächeln, diesmal lächelten alle am Tisch mit. Die Atmosphäre im Arbeitszimmer des Feldmarschalls entkrampfte sich spürbar. Tee wurde serviert. Lane hatte Gelegenheit, den Mann ihm gegenüber genauer zu betrachten. Rommel war kleiner, als er bisher gedacht hatte, sehr adrett mit kurzgeschnittenem Haar und stahlgrauen Augen. Am Hals trug er das blau-goldene Malteser-

kreuz des Ordens Pour le Mérite und darüber das Ritterkreuz. Hohe Backenknochen verstärkten den intensiven Ausdruck seines bartlosen Gesichts. Jetzt war er geradezu liebenswürdig. «Und wie geht's meinem alten Freund Montgomery?» «Sehr gut, Sir, soviel ich weiss.»

«Glauben Sie wirklich, dass es eine Invasion geben wird?» «So steht's in der *Times*, Sir ...»

Das Gespräch endete freundschaftlich, aber als die beiden Offiziere nach Paris verlegt worden waren, gab es weitere Verhöre. Auch die Gestapo befasste sich mit ihnen, wurde aber anscheinend durch einen Befehl Rommels gebremst, der ihnen das Überleben sicherte. Lane und Wooldridge kamen erst bei Kriegsende aus deutscher Gefangenschaft frei. Beide wurden mit dem Military Cross ausgezeichnet, das auch Hilton-Jones für «überragendes Führertum und Organisationsfähigkeit» erhielt. Das waren die ersten, aber keineswegs letzten Orden für Angehörige von No. 3 Troop.

Vor diesem abschliessenden Tarbrush-Unternehmen erhielt 3 Troop den Befehl, mit vollem Marschgepäck, Waffen und Munition zu einer «längeren Übung» auszurücken. Zu den ebenfalls daran teilnehmenden Einheiten von 10 Commando gehörte ein neuer Troop mit Jugoslawen. Wir sollten in Zelten leben, bis weitere Befehle kamen. Gerüchteweise hiess es sofort: «Die Brieftauben sind angekommen!» Wir glaubten zu wissen, dass es diesmal losgehen würde.

Dass wir in der Nähe von Dover stationiert wurden, machte die Vermutung, die Invasion in Frankreich stehe unmittelbar bevor, erst recht glaubwürdig. Wir kampierten wie erwartet auf einem Landsitz in der Nähe des Orts, an dem wir uns vermutlich einschiffen würden. Unsere Zelte standen entlang einer eleganten Zufahrt unter hohen Bäumen, deren nahezu geschlossenes Blätterdach sich zehn Meter über uns blaugrün vor dem bewölkten Himmel abhob. Der Landadel stellte dem Kriegsministerium oft seine Landsitze zur

Verfügung, um genau wie unsere Hauswirtinnen seinen Beitrag zum englischen Kriegseinsatz zu leisten.

Als Zeitvertreib veranstalteten wir Hindernisläufe, bauten Behelfsbrücken und schwangen uns an Seilen über Schluchten. Wir hatten erwartet, die Jugoslawen, die in unseren Augen Nachzügler waren, deklassieren zu können, aber zu unserer grossen Verblüffung waren die Neuankömmlinge ebenso fit wie wir. Ausserdem fanden einige Boxkämpfe statt. Wir erlebten überrascht das Debüt von Walter Hepworth (Herschthai), den manche von uns für einen der eher schüchternen Angehörigen unseres Troops gehalten hatten. Obwohl er viel einstecken musste, griff er immer wieder furchtlos an. Mit grösster Spannung warteten wir jedoch auf Dicky Arlens Comeback nach seinem freiwillig erklärten Rücktritt. Wir mussten ihm lange zureden, damit er uns vertrat, aber schliesslich liess er sich doch erweichen.

Als der Kampf begann, dachte Dicky nicht etwa daran, seinen Gegner vorsichtig abzutasten. Von der ersten Runde an gönnte er seinem bedauernswerten Gegner keine Verschnaufpause. Er glich einem mechanischen Vorschlaghammer – Schlag, Schlag, Schlag –, bis der Gong ertönte. In der nächsten Runde ging es genauso weiter. Dicky Arlen siegte mühelos und war unser Held des Tages.

Am nächsten Nachmittag sass ich nach Dienstschluss in meinem Zelt, schrieb einen Brief nach Hause und überlegte mir, dass dies mein letzter sein könnte. Plötzlich hörte ich in den Bäumen über mir ein lautes Krachen. Als ich aufsprang und hinauslief, sah ich George Saunders aus dem nächsten Baum fallen. Nach seiner harten Landung, die er unerwartet gut überstand, erklärte er mir, er habe ausprobieren wollen, ob es möglich sei, aus der Krone eines Alleebaums zur nächsten zu springen. Hätte das geklappt, wäre er die ganze Allee entlang von Baum zu Baum gesprungen. Er meinte, das wäre ein gutes Mittel gegen die langweilige Warterei auf unseren ersten Einsatz gewesen.

George Saunders (Georg Saloschin) war wie Prinz Philip ein Absolvent der Gordonstoun School. Ihr Gründer Kurt Hahn war von den Nazis eingesperrt worden, bevor er seine exklusive Privatschule nach Schottland verlegt hatte. Traditionell fasste er die Leistungen jedes Schülers in einem treffenden, aufs Wesentliche beschränkten Satz zusammen. Über Georg hatte er völlig zutreffend gesagt: «Georg ist eine Kuh, die ausgezeichnete Milch gibt – und anschliessend den Melkeimer umstösst.» (Wie damals, als er mich auf dem Fahrrad über den Appellplatz gefahren hatte!)

An diesem Abend sollten wir uns einschiffen. Troop Sergeant-Major O'Neill liess uns zum Pier hinuntermarschieren. Dass es diesmal losgehen würde, erschien uns sicher, weil er etwas höchst Ungewöhnliches (tatsächlich ganz Unerhörtes) tat: Er verteilte Zigaretten (seine eigenen!) an alle.

Am Ende des Piers hiess es jedoch: «Ganze Abteilung, kehrt!» Wir marschierten enttäuscht ins Zeltlager zurück.

Nachdem das Ganze sich nur als weitere Übung herausgestellt hatte, ahnten wir, dass O'Neill am liebsten seine Zigaretten zurückgefordert hätte. Als er merkte, dass das nicht möglich war, reagierte er sich durch besonders scharfes Auftreten ab. Er brüllte Befehle und belegte uns mit Schimpfworten: «Ihr marschier wie ein müder Haufen fauler Hundesöhne, und dabei habt ihr noch gar nichts geleistet!»

Daraus war leicht zu schliessen, dass er uns nicht mochte – keinen ausser Arlen, den er sehr bewunderte. Wir alle kannten Arlens eigenartige Persönlichkeit, die sich im nächsten Ausbildungsabschnitt manifestierte. Auf einem Bahnhof wurden wir in die Führung von Dampf- und Elektroloks eingewiesen – für den Fall, dass wir im Kampf eine entführen mussten. Unter Aufsicht einiger Lokführer fuhren wir abwechselnd mit Zügen hin und her. Ausserdem hörten wir viel über Bremsanlagen und wie man den feindlichen Eisenbahnverkehr am besten durch Sprengungen sabotieren konnte. Wir wussten, dass die Deutschen eine Maschine hatten, die beim

Rückzug hinter ihnen die Schwellen aufreissen konnte. Und wir erfuhren auch, dass die Sabotage von Bahnanlagen durch die französische Résistance im Allgemeinen wenig wirkungsvoll war, weil der Feind sich ausgezeichnet auf die schnelle Instandsetzung zerstörter Bahnanlagen verstand.

Bei dieser Einweisung wurden wir auf die unter Hochspannung stehende Stromschiene aufmerksam gemacht, damit wir uns von ihr fernhielten. Aber Dicky Arlen glaubte, die Gummisohlen unserer Stiefel würden als Isolierung ausreichen. Also trat er furchtlos auf die Stromschiene, nur um seine Überzeugung bestätigt zu sehen. Ein gewaltiger Stromstoss liess ihn einen Riesensatz senkrecht nach oben machen. Er landete sichtlich erschrocken und viel blässer als zuvor, aber wahrscheinlich etwas klüger.

## 12.

# Unternehmen Husky: Europa wird zurückerobert

Einige Angehörige unseres Troops galten als Glückspilze und wurden von allen anderen beneidet. Am 9. und 10. Juli 1943 landeten vier Männer aus No. 3 Troop unverletzt in oder bei Pachino an der Südspitze Siziliens: Paul Streeten (Hornig), Colin Anson (Ascher), Mac Franklyn und Vernon Nelson. Sie würden weit früher zum Einsatz kommen als die meisten von uns, die nicht schon an Kommando-Unternehmen teilgenommen hatten. Mit dem Unternehmen Husky, wie der Deckname für die Landung auf Sizilien lautete, sollte die Zurückerobertung des europäischen Festlands beginnen.

Paul Hornig war kurz vor dem Untergang der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie als Sohn einer Wiener Familie aus dem Mittelstand zur Welt gekommen. Die stimulierende Atmosphäre seiner intellektuell und politisch aktiven Familie liess ihn praktisch schon von Kindheit an zu einem Aktivisten werden.

Ich war fünf Jahre jünger als Paul, und meine apolitischen Eltern hatten mich nur Pfadfinder werden lassen. Paul war zu der sozialistischen Jugendbewegung Rote Falken gegangen und hatte seit seinem zehnten Lebensjahr demonstriert, Fahnen und Spruchbänder getragen und Kampflieder gesungen. Eine Ironie des Schicksals wollte es, dass die Nazis nach ihrer Machtergreifung im Jahre 1938 beide Gruppen mit gleichem Eifer verfolgten, weil der Internationalismus der Pfadfinder ihnen ebenso suspekt war wie die politische Ausrichtung der Roten Falken.

Nach Pauls Ansicht hatte der Skipper ihn vor allem deshalb in 3

Troop aufgenommen, weil er sich als Langstreckenläufer ausgezeichnet hatte.

Am 14. Juni 1943 wurde Paul zum 41 Royal Marine Commando abkommandiert, um an der Invasion in Sizilien teilzunehmen. Paul, der seine Heimat schon fünf Jahre zuvor hatte verlassen müssen, erzählte mir später, welche wehmütigen Erinnerungen Sizilien in ihm geweckt hatte. «Die Sonne schien, in der Luft lag Gewürzduft, die Felder standen voller Melonen, an denen wir uns schadlos hielten, wir fanden herrenlose grosse Weinfässer, und in den einsamen Buchten konnte man wunderbar schwimmen.» Obwohl Mussolini mit Hitler verbündet war, schien die einheimische Bevölkerung die Invasoren aufrichtig zu begrüßen. Während Paul auf seinen nächsten Kampfeinsatz wartete, organisierte er Theateraufführungen mit «Horden schmuddeliger Kinder, deren Sinn für Dramatik entzückend war, wenn sie vor dem herrlichen Hintergrund der sizilianischen Landschaft Rollen mit Leidenschaft, Romantik, Liebe und Opfermut spielten».

Ende Juli war plötzlich Schluss mit dieser Idylle. Die 40 und 41 Royal Marine Commandos erhielten den Auftrag, hinter der Front an der Strasse und an der Bahnlinie Catania-Messina zu landen. Durch die Errichtung eines Brückenkopfs bei Scaletta, einer Stadt in der Nähe der Nordostspitze der Insel, sollten die Commandos verhindern, dass die Deutschen Truppen und schweres Gerät nach Norden evakuierten.

Der damals eben beförderte Sergeant Paul Streeten erinnert sich: «Am Abend vor der Landung ... war ich auf den Strassen Catantias noch im Vollbesitz meiner körperlichen Kräfte und Beweglichkeit unterwegs.» Als er wieder aufwachte, «konnte ich von meinem Krankenbett aus ... die Pyramiden und auf der anderen Seite Eukalyptusbäume und den Nil sehen».

Paul richtete gerade auf einem Bahnsteig eine Stellung ein, als eine detonierende 8,8-cm-Granate ihn ins Koma stürzte und unter anderem seine hoffnungsvolle Karriere als Langstreckenläufer beendete. «Niemals wieder sollte ich ... meinen linken Fuss und meinen

linken Arm wieder richtig benutzen können, kein Bergsteigen, Skifahren und Laufen mehr ... Ich habe noch immer Granatsplitter in Nacken, Schädel und Arm stecken ...»

Leichter verwundet wurde der grosse, schwarzhaarige Vernon Nelson. Seit diesem Tag trug er die Kugel, die ihn getroffen hatte, als Glücksbringer um den Hals. Auch der dickliche, rothaarige Mac Franklyn erlitt ungefähr gleichzeitig einen schlimmen Malariaanfall und musste nach Kairo ins Lazarett. Colin Anson war an Bord der *Queen Emma*, einem ehemaligen Postdampfer aus dem Ärmelkanal, der in ein Landungsschiff für ungefähr 800 Mann umgewandelt worden war. Als deutsche Stukas angriffen, erzeugte die *Queen Emma* eine Nebelwand, die möglicherweise schwere Schäden verhinderte, aber es gab massenhaft Fehltreffer und einige Volltreffer. Colin erinnerte sich: «Die Hitze war so drückend, dass ich beschlossen hatte, die Nacht in meiner Hängematte an Deck zu verbringen. Plötzlich hörte ich ein langgezogenes Pfeifen wie von einem Schnellzug, das aber rasch näherkam. Es traf nicht nur das Deck unter mir, sondern die Druckwelle liess auch unsere Handgranaten hochgehen. Der Schiffsarzt und unser Truppenarzt waren beide tot. Der Sanitätssergeant des Commandos und seine Sanitäter haben die vielen Verwundeten erstklassig versorgt. Es war eine lange Nacht.»

Die Deutschen griffen wieder an. Einer der Soldaten von 40 Commando war verwundet, und Colin half mit, ihn an Deck auf eine Tragbahre zu legen, bis jemand ihn ins Schiffslazarett bringen konnte. Colin legte dem Verwundeten seinen eigenen Stahlhelm aufs Gesicht. «Als sie ihn abgeholt haben, habe ich den Helm zurückbekommen. Weil keine Bomben mehr gefallen sind, habe ich geglaubt, der Angriff sei vorbei. Aber als ich den Helm wieder aufgesetzt habe, sind Kopf und Hand merkwürdigerweise nass gewesen. Jemand ist vorbeigekommen und hat mir Rum angeboten ... Dann ist mir ziemlich schlecht geworden. Ich konnte es kaum glau-

ben, aber ich war verwundet worden, ohne es zu merken. Die Sanitäter haben immer wieder andere Verwundete weggetragen, mich aber zurückgelassen. Ich habe geglaubt, das käme daher, dass ich nicht so schwer verwundet sei. In Wirklichkeit haben sie gedacht, ich würde ohnehin nicht durchkommen.»

Ein Splitter war in seinen Kopf eingedrungen und innen an der Schädeldecke nach hinten geglitten, bis er im Hinterkopf eingekapselt steckengeblieben war. Sobald die *Queen Emma* angelegt hatte, brachte ein Sanitätsfahrzeug ihn zu einem Dreitonner, der als Feldlazarett diente – mit weissen Laken und kanadischen Krankenschwestern in hellblauen Uniformen. Gleich nach der Ankunft fiel Colin in Ohnmacht.

Als er wieder zu sich kam, trug er etwas, das sich wie ein Gipshelm anfühlte. Eine halbe Stunde später setzte seine Atmung aus. Nach einem Herzstillstand wurde Anson durch Herzmassage wiederbelebt und an Bord eines Lazarettschiffs evakuiert.

Nach langen Lazarettaufenthalten in Tripolis und Kairo wurde Anson zu einer Infanterie-Ersatzeinheit versetzt, aber seine Kopfwunde war noch immer nicht verheilt. Im Dezember 1943 wurde er wieder ins Lazarett eingewiesen und erfuhr dort, dass sein Schädel mit einem Knochenstück aus dem Schädel eines anderen, «der es nicht mehr braucht», geflickt werden sollte.

Einige Monate später war Colin wieder dienstfähig. Während er auf die Versetzung zu seiner neuen Einheit wartete, war er vorübergehend Postbearbeiter in einem «deprimierend beschissenen Infanteriedepot», wie er es ausdrückte. Auf einer seiner Runden entdeckte er eine Fährte mit Abdrücken sogenannter SV-Stiefel, die damals nur Angehörige von No. 3 Troop trugen. Er folgte ihr aufgeregt und stiess so auf den Rotschopf Mac Franklyn, der ebenfalls auf Sizilien ausscheiden musste und sich jetzt in Kairo erholte. Mac erklärte ihm, er sei fest entschlossen, so rechtzeitig nach England zurückzukehren, dass er am D-Day mit in Frankreich landen könne – «und wenn's mich das Leben kostet!»

## 13.

# Rückkehr der ausserhalb Europas eingesetzten Commandos

In Italien sollten Kameraden aus No. 3 Troop zu den Belgiern und Polen von No. 10 Commando (unsere eigene Einheit), No. 9 Commando und No. 40 Royal Marine Commando abgestellt werden. Während sie sich in Algerien auf Landungsunternehmen an der italienischen Küste vorbereiteten, kam Steve Ross mit einer dringenden Mitteilung zu seinem Freund Leslie Scott.

«Ich habe gerade aus einheimischen Quellen etwas Wichtiges erfahren», sagte er. «Für eine einzige Rasierklinge können wir ein Dutzend Eier kriegen.» Das klang nach einem guten Tausch, deshalb beschlossen sie, beide je eine Rasierklinge beizusteuern, um *zwei* Dutzend Eier zu bekommen. Das klappte tatsächlich wie angepriesen. «Wir machten uns das verdammt grösste Omelett von ganz Afrika. Nachdem wir während der Lebensmittelrationierung in England niemals so viele Eier auf einmal gesehen hatten, assen wir es auf einmal auf und waren danach zwei Tage krank. Wir schafften es kaum, bis zur Einschiffung wieder auf die Beine zu kommen.» Unsere Kameraden waren glücklich, wieder auf dem Kontinent zu landen, von dem viele vor vier, fünf oder sechs Jahren nur mit knapper Not mit dem Leben davongekommen waren. Jetzt bildeten sie die Vorhut einer vorrückenden Armee. Aber dabei gab es auch Verluste. Am 19 Januar 1944 wurde der beliebte, stille und ernste Peter Wells das Opfer einer Schützenmine, einer schwer aufzuspürenden Mine mit Holzgehäuse. Er war der erste Gefallene, den 3 Troop seit dem Unternehmen gegen Dieppe zu beklagen hatte.

Ebenfalls In Italien wurden einige aus unseren Reihen verwundet. Zu ihnen gehörte Sergeant Brian Groves (Goldschmidt), der diesen Namen zu Ehren eines Studienfreundes in Cambridge gewählt hatte, der im Krieg gefallen war. Das missfiel jedoch den Eltern seines Freundes, die es schockierend fanden, dass jemand – noch dazu ein Ausländer – den Namen ihres Sohnes angenommen hatte. Der wohlmeinende, stets rücksichtsvolle Groves achtete ihre Gefühle und änderte seinen Namen erneut, so dass er nun Brian Grant hiess.

Grant nahm an dem Unternehmen Partridge teil: einem erfolgreichen Einsatz hinter den feindlichen Linien jenseits des Flusses Garigliano. Am nächsten Tag wurde er jedoch mit einer anderen Gruppe dorthin zurückgeschickt, um die in der Nacht zuvor Gefallenen zu bergen. Dafür sollte er einen hohen Preis bezahlen. Er trat auf eine Mine und wurde am linken Handgelenk und am linken Fuss schwer verwundet. Sein Fuss musste amputiert werden. So verlor 3 Troop einen seiner fähigsten Sergeanten. Barnes, der Ingenieur und ausgezeichnete MG-Schütze, von dem ich in Plymouth viel gelernt hatte, wurde verwundet, als die 9 und 43 Commandos den Auftrag erhielten, felsige Hügel zu nehmen, die kaum Deckung und praktisch keine Möglichkeit zum Eingraben boten. George «Knobby» Kendall berichtete über seine Teilnahme an diesem Nachtangriff:

«Ich war am Monte Inga dabei, als Barnes verwundet wurde – es waren zahlreiche Wunden, verursacht durch den Einschlag einer Werfergranate, den der Regimental Sergeant-Major nicht überlebt hatte. Später in dieser Nacht ging ich zu der Schäferhütte auf dem Berg, in der unser Truppenarzt und sein Obergefreiter sich bei Kerzenlicht eingerichtet hatten. Ich fragte nach Barnes. Der Obergefreite schlug in seinem abgenutzten Notizbuch nach und deutete auf eine Futterkrippe an der Wand, in der eine in einen Gasumhang gehüllte bewegungslose Gestalt lag.

„Ist er schon versorgt?“ fragte ich.

„Noch nichts antwortete der Obergefreite. „Triage, wissen Sie. Die mit den besten Überlebenschancen müssen wir zuerst behandeln  
„Bittes sagte ich, „er ist mein Kumpels Ich blieb bei ihm, bis wir zwei Tage später wieder abstiegen – Barnes auf einem Maultier. Ich schenkte ihm den letzten Lutscher aus meiner Tagesration. Damals fand ich, das sei die altruistischste Tat meines Lebens. Barnes überlebte den Krieg, blieb aber schwer behindert.

Inzwischen vernahm Steve Ross nach dem Übergang über den Fluss Garigliano Gefangene. Einer von ihnen, der auffällig leise sprach, überraschte ihn. „Mein *Feldwebel* hat sehr gute Ohren und ist irgendwo ganz in der Nähe. Reden Sie bitte nicht so laut, sonst erschießt er uns beide.’

Im nächsten Augenblick wurde Ross von einem Granatsplitter getroffen und war sofort bewusstlos. Als er wieder zu sich kam, befand er sich in einem Schockzustand – nicht nur wegen seiner Verwundung, sondern auch, weil er durch halbgeschlossene Augen sah, dass er von Deutschen umgeben war. Er stellte sich bereits ein elendes Kriegsgefangenenendasein vor, aber zum Glück hatte er sich getäuscht.

„Mir wurde bald klar, dass *sie* sich *mir* ergeben wollten.’ Er nahm ihre Kapitulation dankend an und befahl ihnen, ihn zu den Linien der Commandos hinunterzubringen. Sie wollten ihn auf einem Maultier transportieren. „Aber ich hatte wegen der Steilhänge kein Vertrauen zu diesem Transportmittel, deshalb wies ich sie an, mich zu tragen»

Sowie Ross sich einigermaßen erholt hatte, wurde 9 Commando nach Anzio zurückbeordert: zu jenem berühmten Brückenkopf, der den alliierten Vormarsch nach Rom beschleunigen sollte. Um die Alliierten aufzuhalten, sah Feldmarschall Kesselring sich dort zu einem wuchtigen Gegenangriff veranlasst.

Bei einem Zusammenstoß mit einem feindlichen Spähtrupp wurde Ross erneut verwundet. Er schoss das Magazin seiner MP auf einen

anstürmenden Deutschen leer, sein tödlich verwundeter Gegner fiel nach vorn. Das aufgepflanzte Bajonett des Toten traf Ross, als beide zu Boden gingen, und brachte ihm einen vierwöchigen Lazarett-aufenthalt ein.

Gleichzeitig mit Ross, Kendall, Groves (Grant), Barnes und Wells wurden auch Michael Merton, Hugh Patrick Miles (Hubertus Levin), Leslie Scott, Steve Hudson und Allan Marshall (Wolff) nach Italien verlegt. Sie alle fuhren mit dem Schiff vom Clyde in Schottland auf dem langen Seeweg um Irland nach Algerien.

Merton, der über Malta nach Italien kam, war zum polnischen Troop von 10 Commando abkommandiert, der später mithalf, das berühmte Bergkloster Monte Cassino zu erobern, eine der blutigsten Schlachten des Italienfeldzugs. Für eine so kleine Einheit waren die Verluste des Troops hoch: zwei Gefallene und vierunddreissig Verwundete.

Der Druck auf die deutschen Verteidiger wuchs. Kesselring wurde Ende Mai nach Rom zurückgedrängt, und in der ersten Juniwoche fiel Rom in die Hand der Alliierten. Dann kam die lange erwartete Nachricht vom D-Day in der Normandie.

Den in Italien kämpfenden Angehörigen von 3 Troop war klar, dass die meisten ihrer in England zurückgebliebenen Kameraden an diesem gewaltigen Landungsunternehmen teilgenommen haben mussten. Nachrichten darüber, wie es den anderen ergangen war, wie viele gefallen oder verwundet waren, erreichten sie jedoch erst Wochen später. So verfolgten sie besorgt jede eingehende Meldung.

Anson, der wie bereits geschildert vor Sizilien verwundet worden war, wurde nach seiner Genesung zur No. 2 Commando Brigade auf der jugoslawischen Insel Vis versetzt. Dort verbrachte er den grössten Teil des Sommers 1944 nur knapp ausser Schussweite der feindlichen Artillerie auf den benachbarten Inseln Brac, Hvar und

barten Inseln Brac, Hvar und Mljet. Die Brigade hatte den Auftrag, den deutschen Nachschub zu stören, deutsche Stützpunkte anzugreifen und die einheimischen Partisanen zu unterstützen, die mit den Partisanen der *Dalmatinska Brigada* zusammenarbeiteten. Das war ein regelrechtes Piratenleben, ein spannender Privatkrieg mit Kanonen- und Schnellbooten, die Prisenkommandos absetzten. Mit Hilfe der 9,4-cm-Flak eines leichten RAF-Regiments gelang ihnen die Versenkung eines Geleitzugs, der Verpflegung transportierte. Auch Merton und Scott wurden auf die Insel Vis entsandt, wo die Zusammenarbeit mit den Partisanen unerwartete Probleme aufwarf. Vor allem Scott fand kritische Worte über dieses Zusammenwirken:

«Ihre Methoden und ethischen Vorstellungen waren keineswegs mit unseren vereinbar. Sie waren nicht nur nicht bereit oder ausserstande, sich an die im Gefechtsplan vorgegebenen Zeiten zu halten, was ihnen hohe Verluste bescherte, weil sie dazu neigten, ins eigene Unterstützungsfeuer zu laufen, sondern wandten zum Beispiel die Taktik an, bei Angriffen Zivilisten vor sich herzutreiben. Zu diesem Schutzschild gehörten auch Frauen und Kinder. Wir Commandos bemühten uns vergeblich, sie von dieser widerwärtigen Methode abzubringen.» Als die Alliierten beschlossen, statt Mihailovic nunmehr Tito zu unterstützen, gehörte Scott zu dem Vorauskommando, das erste Verbindungen zu Tito knüpfen sollte. «Wir liessen uns beraten, welche Uniform wir bei diesem ungewöhnlichen Besuch tragen sollten. Man sagte uns, wir würden einem Mann gegenüberreten, den wir als Staatsoberhaupt zu behandeln hätten. Deshalb sollten wir nicht einfach im Kampfanzug kommen, sondern uns bemühen, dass unsere Garderobe wenigstens wie ein Dienstanzug aussähe, nachdem keine Ausgehanzüge verfügbar waren. Wir taten unser Bestes. Wie sich zeigte, hatte auch Tito überlegt, was er anziehen sollte. Er verfügte über ebenso zuverlässige Quellen in unserem Lager wie wir in seinem. Als er hörte, dass wir möglichst

gute Uniformen tragen würden, liess er einen Partisanenschneider kommen, der ihm praktisch über Nacht eine überreich mit Goldtressen besetzte Uniform anfertigen musste – ganz ähnlich wie die Prinzessin in dem Märchen ‚Rumpelstilzchen‘, die bis Tagesanbruch Stroh zu Gold spinnen musste. Ab dann zeigte Marschall Tito sich nur noch in prächtigen Uniformen dieser Art, obwohl er früher nie etwas anderes als ein weisses Hemd und in die Stiefel gesteckte Reithosen getragen hatte.» Colin Anson blieb bis Ende August 1944 auf der Insel Vis. Dann wurde er nach Italien zurückversetzt und von dort aus fast sofort mit 2 Commando nach Albanien geschickt. An dieses Land hat er nur schlimme Erinnerungen. Die mit spitzen Türmchen aus grauem Vulkangestein durchsetzte zerklüftete Landschaft wurde durch die ständigen sintflutartigen Regenfälle nicht erträglicher. Das scharfkantige Gestein zerfetzte die Regenumhänge der Commandos, und der Regen durchnässte sie bis auf die Haut. Der Boden unter ihren Füßen schien Zähne zu haben: scharfe, dreikantige Haifischzähne, zwischen denen man steckenbleiben oder die den Stiefel durchbohren konnten, wenn man auf ihre Spitze trat.

Noch schlimmer wurde alles durch das Bewusstsein, dass der Feind sich bequem in weicherem Boden eingegraben hatte und trocken und warm in rechtzeitig ausgebauten Abwehrstellungen lag, aus denen er die armseligen Commandos beschoss, wie es ihm gefiel. Allein wegen des Wetters hatten die Commandos fünfzig Prozent Ausfälle. Wären die Männer weniger zäh und abgehärtet gewesen, wären viele von ihnen gestorben.

Die Commandos hatten zudem mit einem weiteren Problem zu kämpfen. Die Maultiere, die ihre schweren Waffen transportieren sollten, waren für das zerklüftete Gelände einfach nicht geeignet. Das Raiding Support Regiment, das die Commandos unterstützte, kam ihnen zu Hilfe und brachte ihnen 11,4-cm-Granatwerfer und 7,5-cm-Haubitzen – diesmal wurden sie von Menschen transpor-

tiert. Schliesslich wurden eine Batterie Fünfundzwanzigpfünder (die der schwereren feindlichen Artillerie allerdings noch immer unterlegen waren), eine RAF-Kompanie und Sanitätspersonal an Land gebracht. Mit diesen Verstärkungen und dank der Feuerunterstützung durch Zerstörer war das Kräfteverhältnis ausgeglichener. Als die Deutschen merkten, dass sie an Feuerkraft unterlegen waren, begannen sie, ihre Truppen abzuziehen. Sie sahen voraus, dass ihre Garnison auf Korfu völlig abgeschnitten sein würde, sobald die Hafenstadt Sarande erobert war. Sarande fiel am 9. Oktober 1944. Damit war der Krieg in Albanien zu Ende, aber Gerüchten nach sollten auf Korfu noch Deutsche zurückgeblieben sein. Anson und einige Männer eines Royal Marine Commandos setzten mit einem Kanonenboot auf die Insel über, um die dortige Lage zu erkunden. Aber als sie im alten Hafen von Korfu anlegten, um bei der einheimischen Bevölkerung Erkundigungen einzuziehen, lief das Boot ohne Vorwarnung wieder aus und liess sie auf der Insel zurück. Nun folgte eine noch grössere Überraschung. Die Männer wurden augenblicklich umzingelt – aber nicht von Deutschen, sondern von Bewohnern der Hafenstadt. Wie sich herausstellte, waren sie die ersten alliierten Soldaten, die die griechische Inselbevölkerung nach vier Jahren deutscher Besatzung zu Gesicht bekam. Bärtige griechische Kapitäne bewirteten sie in einer Taverne nach der anderen. Wenig später setzte auch der Rest von Ansons Einheit nach Korfu über, um die befreite Insel zu besetzen.

Colin Ansons Quartier war der Sommerpalast des griechischen Königs, die Geburtsstätte Prinz Philips. Während ihres mehrwöchigen Aufenthalts konnten die Männer meistens auf die britischen Armeeerationen verzichten, weil ihre grosszügigen Gastgeber sie mit Trutzhahn und Garnelen verwöhnten. Sie engagierten einen Koch namens Spiro, der sich seinen Namen zu Ehren des Inselheiligen St. Spiridon mit praktisch allen Männern Korfus teilte. Spiro verstand

sich darauf, selbst aus dem Büchsenfleisch und den Biskuits ihrer Armeerationen ein Feinschmeckermahl zuzubereiten, wenn die oben erwähnten Delikatessen einmal ausblieben. Die üppige Vegetation der Insel, die in wohlthuendem Gegensatz zu der Unwirtlichkeit Albaniens stand, machte den Aufenthalt noch angenehmer. Die Einheimischen waren so anglophil, dass es sogar einen Corfu Cricket Club gab. Mitten in einem blutigen Krieg verlebte Anson einen wundervollen Urlaub – den schönsten Urlaub, seit er Bad Homburg, seine Heimatstadt in Deutschland, verlassen hatte.

Dann holte der Alltag ihn wieder ein. Colin Anson kehrte mit neuem Dienstgrad und neuem Auftrag nach Italien zurück. Als Sergeant im 3 Troop hatte er eine neue Gruppe von Freiwilligen aus Palästinaflüchtlingen, der französischen Fremdenlegion und britischen Einheiten in Nordafrika auszubilden. Aber zu diesem Zeitpunkt war der Krieg in Oberitalien praktisch schon vorbei.

## 14.

# Die Reihe ist an uns

Wir hörten bruchstückhafte Berichte über die Taten unserer Kameraden auf Sizilien und in Italien. Aber wann würden *wir* endlich zum Einsatz kommen?

Im April 1944 teilte der Skipper die in England verbliebenen Männer von 3 Troop in Fünfergruppen ein. Jedes dieser Teams wurde einer der acht Commando-Einheiten zugeteilt, aus denen die No. 1 und No. 4 Commando Brigaden bestanden, die sich jetzt auf den D-Day vorbereiteten. (Diese beiden Brigaden wurden ursprünglich als SS Brigades bezeichnet, was Special Service bedeutete, diese Bezeichnung wurde später geändert, weil das Kürzel SS einen offenkundig widerwärtigen Beiklang hatte.)

Der Skipper gab bekannt, wir könnten selbst bestimmen, auf welchen Gebieten unsere Ausbildung noch intensiviert werden sollte. Der erste Punkt auf der Wunschliste aller Teams war identisch: mehr Schiesspraxis, vor allem mit der 11,4-mm-Maschinenpistole. Die MP Thompson, die Standardwaffe der Commandos, hatte ein Stabmagazin mit zwanzig Schuss. Bisher hatten wir damit unter allen möglichen Lichtverhältnissen auf Mannscheiben geschossen. Jetzt entdeckte jemand von uns ein neuartiges Ziel: Flaschen!

Wir sammelten leere Flaschen aller Formen, Farben und Grössen und trugen sie in einem alten Rucksack zum Strand hinunter. Dort stellten wir sie auf den Deich und zerschossen sie aus wechselnden Entfernungen mit kurzen Feuerstössen. Diese Schiessübungen hatten einen gewaltigen Vorteil: Der Schütze sah sofort, ob er traf, und konnte die Lage seiner Schüsse augenblicklich korrigieren, wäh-

rend er an die Mannscheibe herantreten musste, um zu sehen, ob er Treffer erzielt hatte, wies die Scheibe welche auf, mussten sie erst zuglekleistert werden, damit der nächste Schütze wieder eine unbeschädigte Mannscheibe vorfand.

Obergefreiter Gerald Nichols führte unsere zu No. 6 Commando abkommandierte Gruppe. Ich war vor Kurzem zum Gefreiten befördert worden und wurde sein Stellvertreter. Gerald hatte beim Skipper protestiert, die übrigen sieben Teams würden alle mindestens von Sergeanten geführt, die Obergefreite als Stellvertreter hätten. Aber der Skipper hatte ihm erklärt, der Kommandeur von No. 6 sei Derek Mills-Roberts, ein zäher, grauhaariger, vierschrotiger Anwalt, der von den Irish Guards zu den Commandos gekommen sei. Er stehe in dem Ruf, ein strenger Kommandeur zu sein, der auf strikte Disziplin achte. Kämen wir also als Sergeant beziehungsweise Obergefreiter zur No. 6, würden wir voraussichtlich binnen weniger Tage aus irgendeinem Grund degradiert werden. Mit dieser Antwort waren wir nicht zufrieden, aber wir mussten uns damit abfinden. Wir vermuteten, der Skipper habe nur eine bestimmte Anzahl von Beförderungen aussprechen dürfen. Also würden wir einfach dort beweisen müssen, dass wir eine Beförderung verdient hatten.

In der letzten Maiwoche wurden alle Teams mit Lastwagen zu ihren jeweiligen Commando-Einheiten verlegt. Unsere Gruppe kam nach Hove bei Brighton in Sussex, wo No. 6 Commando seit einiger Zeit zur Ausbildung stationiert war. Als wir vor dem einstöckigen Stabsgebäude hielten, stellte sich heraus, dass die Einheit bis auf ein paar Männer, die Kisten zunagelten, schon verlegt war. Sie erklärten uns, wir könnten im Haus übernachten und am nächsten Tag mit ihnen zu No. 6 Commando fahren.

Da es keine Betten gab, beschloss ich, im ersten Stock in der Badewanne zu schlafen. Ich verbrachte eine höchst unbequeme Nacht. Morgens wurden wir nach Southampton in ein mit Stacheldraht ge-

sichertes Lager gefahren, in dem wir die folgenden zwei Wochen mit der gesamten No. 1 Special Service Brigade verbrachten. Nun war es endlich soweit.

Die einzige Erholungsstätte in diesem von einer schwarzen amerikanischen Einheit geführten Lager war die britische Kantine. Unterhaltung gab es keine. Wir vertrieben uns die Zeit damit, unsere Waffen zu reinigen, und erhielten scharfe Munition. Das führte unweigerlich dazu, dass ab und zu ein Feuerstoss durchs Lager hämmerte. Einer davon stanzte eine spektakuläre Lochreihe in die als Sichtschutz vor einer langen Reihe von Latrinen hängende Sackleinwand. Ein Oberst, der zu diesem Zeitpunkt der einzige Benutzer der Latrinen war, kam mit heruntergelassener Hose hinter dem Sichtschutz hervorgestürzt und fluchte gotteslästerlich.

Wir spielten ziemlich viel Bridge, in oder vor unseren grossen Schlafzelten. Endlich begann die Einweisung vor einem professionell wirkenden Modell der Strandabschnitte, an denen wir landen würden, das Modell war nach Luftaufnahmen und sehr genauen Karten konstruiert. Um welchen Strand es sich handelte, sollten wir noch nicht erfahren, aber diese Sicherheitsmassnahme erwies sich als Farce, da die beiden No. 4 Commando unterstellten französischen Troops von No. 10 Commando sofort die Mündung des Flusses Orne und den Orne-Seitenkanal erkannten.

Unser Brigadekommandeur Simon Fraser, der siebzehnte Lord Lovat, war ein eleganter, allseits geachteter Mann, der sich bei dem Unternehmen gegen Dieppe ausgezeichnet hatte. Seine aufrüttelnde Ansprache erinnerte manche von uns an König Heinrichs V. Worte zum Krispinstag, die Shakespeare ihm in den Mund gelegt hat:

«Der heutige Tag heisst Krispianus' Fest: Der, so ihn überlebt und heim gelangt, wird auf dem Sprung stehn, nennt man diesen Tag, und sich beim Namen Krispianus rühren. Wer heut am Leben bleibt und kommt zu Jahren, der gibt ein Fest am heil'gen Abend jährlich

und sagt: ‚Auf morgen ist Sankt Krispianh Streift dann den Ärmel auf, zeigt seine Narben und sagt: ‚Am Krispinstag empfang ich die.‘ Die Alten sind vergesslich, doch wenn alles vergessen ist, wird er sich noch erinnern mit manchem Zusatz, was er an dem Tag für Stücke tat.› Hätte man «Krispinstag» durch «D-Day» ersetzt, wäre Lovats Ansprache fast identisch gewesen.

Wir verbrachten unsere Zeit hauptsächlich mit Warten: nach weiteren Einweisungen warteten wir wieder, spielten erneut Bridge und hörten gelegentlich irgendwo in der Nähe einen Feuerstoss aus einer Maschinenpistole, worauf der Ruf «Sanitäter!» ertönte. Dann kamen zwei Männer im Laufschrift mit einer Tragbahre vorbei, was unsere Konzentration kurz unterbrach. «Hier gibt’s zuviel scharfe Munition», murmelte jemand.

Einige Male wurden wir auf Strassenmärsche durch Southampton und seine Umgebung geschickt, wobei der strikte Befehl galt: «Keine Gespräche mit Zivilisten!» Der Zweck dieser Übung sollte zweifellos sein, uns einen Blick in die Welt ausserhalb des Lagers werfen zu lassen, uns in Form zu halten, uns die Langeweile zu vertreiben und unsere Kampfmoral zu stärken. Stattdessen machten wir uns Gedanken darüber, dass die Aussenwelt offenbar mühelos ohne uns zurechtkam.

Ausserdem weckte das unseren Neid auf alle Soldaten, die mit Mädchen am Arm die Gehsteige bevölkerten. Manche von ihnen waren Amerikaner: besser angezogen und besoldet als wir und selbst dann eine harte Konkurrenz um Verabredungen, wenn wir nicht hinter Stacheldraht gesessen hätten. Aus unseren rückwärtigen Reihen kamen öfters hämische Kommentare, die mehr oder weniger gutmütig gemeint waren: «Seht euch die D-plus-dreissig-Boys an!» oder so ähnlich. Das war ziemlich unfair, denn wir hatten keine Ahnung, wann sie an Land gehen würden. Andererseits mussten sie zur zweiten Welle gehören, denn sonst hätten sie wohl kaum Ausgang in der Stadt bekommen.

Einmal kamen wir an zwei zigarrenrauchenden Yankees vorbei, die sich an einer Bushaltestelle mit einem kleinen Mädchen von etwa fünf Jahren unterhielten. Wahrscheinlich ging es dabei um die Frage «Any gum, chum?», die englische Kinder zu stellen pflegten, um Kaugummi zu bekommen. «Wartet wenigstens, bis sie gross sind!» forderten wir die Yankees spöttisch auf.

Ausser diesen Bemerkungen im Vorbeigehen hatten wir buchstäblich keinerlei Kontakt zur Aussenwelt. Im Lager ging das Gerücht um, ein Angehöriger von No. 3 Troop sei von einem Passanten durch den Stacheldraht hindurch in ein Gespräch verwickelt worden. Dabei sollte der Zivilist gesagt haben: «Ich weiss, wer ihr wirklich seid – Flüchtlinge vor den Nazis.» Er wurde verhaftet und kam erst einige Wochen nach dem D-Day wieder frei. Diese Geschichte mochte stimmen oder nicht, jedenfalls klang sie nicht allzu unwahrscheinlich.

Die Einrichtungen des Lagers Southampton waren spartanisch, was die demokratischen Latrinen bewiesen, auf denen es den zuvor erwähnten Oberst fast schon vor der Invasion erwischt hätte. Aber da das Lager unter amerikanischer Leitung stand, wies es eine zusätzliche Annehmlichkeit auf: Im Gegensatz zu vergleichbaren britischen Einrichtungen verfügte es über tadellos funktionierende heisse Duschen. Sie waren nur für Offiziere bestimmt, aber nachdem ich dafür ausgebildet war, Initiative und Kühnheit zu beweisen, überlegte ich mir, dass ausreichend spärliche Bekleidung es erschweren würde, den Unterschied zwischen einem Offizier und einem bescheidenen Obergefreiten zu erkennen. Deshalb suchte ich die Duschen jeden Tag mindestens einmal auf, sittsam in mein von der Army gestelltes Handtuch gehüllt.

Einmal war eine der vier Duschen schon besetzt, als ich in die Dusche kam. Ich überzeugte mich vorsichtig davon, dass der Duschende niemand war, den ich kannte – oder, was noch wichtiger war, der mich hätte erkennen können. Durch Dampf und Seifen-

schaum war eben genug von ihm zu sehen – es gab keine Duschvorhänge –, dass ich sicher war, dass wir uns nicht kannten.

Im nächsten Augenblick kamen zwei junge britische Commando-Offiziere herein, die ich zum Glück ebenfalls nicht kannte. Beim Ausziehen wurden sie auf den Duschenden aufmerksam (der ein Farbiger war), was einen dazu veranlasste, erstaunt zu flüstern: «He, hast du den gesehen?»

Die Briten hatten stets behauptet, sie seien über rassische Diskriminierung erhaben. Im Jahre 1944 stellte sich dieses Problem noch nicht wirklich, trotzdem schienen gelegentlich Überbleibsel aus ihrer Kolonialtradition ihr hässliches Haupt zu erheben. Duschen war schliesslich ein privates Vergnügen, das man sich nicht mit Mannschaften, «anderen Dienstgraden» oder auch anderen Rassen teilen wollte.

«Klar hab' ich ihn gesehen», antwortete der zweite Leutnant.

«Glaubst du, dass das in Ordnung ist?»

Der Mann, der ihnen Sorgen machte, hatte unterdessen seine Dusche beendet und das heisse Wasser abgedreht. Er trat aus der Box, trocknete sich ab und zog sich wieder an. Seine an einem Nagel hängende Uniform war von seinem grossen khakifarbenem Badetuch verdeckt gewesen. Jetzt zeigte sich, dass er ein amerikanischer Oberst war. Die Einstellung der beiden jungen Männer änderte sich schlagartig. Obwohl sie nackt waren, nahmen sie augenblicklich Haltung an. In der britischen Armee wird ohne Kopfbedeckung nicht gegrüsst, sonst hätten sie bestimmt salutiert.

«Rührt euch», sagte der Oberst. Er war der Lagerkommandant.

Bei den Einweisungen erhielten wir nähere Informationen über das bevorstehende Unternehmen mit dem Decknamen Overlord. Als erstes würden Kampfschwimmer die Unterwasserhindernisse beseitigen, bevor Sturminfanterie die Strände besetzte und sicherte. Dann würden wir in zwei Wellen an Land gehen – um X-Uhr plus

sechzig beziehungsweise fünfundsechzig Minuten, also um 7.00 und 7.15 Uhr. Wir waren anfangs überrascht, dass wir nicht als erste an Land gehen würden, aber man erklärte uns, unsere Aufgabe sei, möglichst ohne Verzögerung landeinwärts vorzustossen und uns mit der britischen 6<sup>th</sup> Airborne Division zu vereinigen, deren Lastensegler und Fallschirmjäger schon vor mehreren Stunden gelandet sein und dringend auf unsere Ankunft warten würden.

«Sie führen diesen wichtigen Angriff durch und richten die erkämpften Stellungen ein. Sie bleiben eine oder längstens zwei Wochen drüben und werden dann durch reguläre Truppen abgelöst und nach England zurückverlegt.»

«Glaubt diesen Scheiss bloss nicht», warnte uns ein alter Afrikakämpfer aus 6 Commando. «Welcher General gibt eine Elitetruppe wie unsere Commando-Brigaden ab, während eine gottverdammte Invasion läuft? Zwei Wochen sind verdammt unwahrscheinlich. Sagen wir lieber zwei Monate, wenn ihr Glück habt.»

Unterdessen gingen die Vorbereitungen weiter. Handgranaten, die dick eingefettet gelagert worden waren, mussten entfettet und trockengewischt werden. Dann ordnete irgendetwas an, alle Unteroffiziere sollten ihre Streifen «mit Schmutz tarnen.» Um den Ruf von No. 6 Commando als besonders «zackige» Einheit zu wahren, hatten unsere Leute ihre Rangabzeichen immer mit Blanco – einem in runden Stücken gelieferten Fleckenentferner, der angefeuchtet und wie Farbe aufgebürstet wurde – weisser gemacht. Kaum hatten wir Schmutz darübergeschmiert, um die Streifen weniger sichtbar oder für ein blosses Auge fast unsichtbar zu machen, als Derek Mills-Roberts, unser Oberst, aufgebracht wissen wollte, wer diesen schandbaren Befehl erteilt habe.

«Die Streifen sind übrigens überhaupt 'ne verdammt gute Idee», sagte ein weiterer alter Afrikakämpfer aus No. 6 Commando. «Die gottverdammten Krauts schiessen die Unteroffiziere ab, ihre

Scharfschützen sehen die weissen Streifen aus 'ner Meile Entfernung. Wir brauchen sie gar nicht. Wir wissen, wer die Unteroffiziere sind.»

Mills-Roberts war jedoch anderer Meinung. Zum Auftreten der Commandos gehörte schon immer etwas zur Schau gestellter Machismo, um zu beweisen, dass wir eine Elite waren – daher trugen wir nie Mäntel, auch wenn es noch so kalt war. und statt Stahlhelmen unsere grünen Barette.

Deshalb wurde der Schmutz abgebürstet, was viel schwieriger war. als ihn aufzutragen. Ich schätzte mich glücklich (zumindest in diesem Augenblick), nur einen Streifen pro Ärmel säubern zu müssen. Schliesslich stand das Datum fest: D-Day sollte der 5. Juni 1944 sein, also würden wir uns am vierten einschiffen. Wir Jüngeren suchten den Rat von Männern, die schon Kampferfahrung hatten. Viele von uns hatten sich freiwillig gemeldet, sobald sie alt genug waren – manche auch schon früher, indem sie ihr Alter falsch angegeben hatten – zum Beispiel Upton, ein schlanker, rotblonder Junge, der kaum alt genug zu sein schien, um sich rasieren zu müssen. Ich selbst war damals eben erst zweiundzwanzig. Deshalb stellten wir die Fragen und hingen an den Lippen der Veteranen, die sie beantworteten.

Wir spielten einen letzten Robber Bridge, und dann schlug das Wetter um – aus unserer Sicht nicht merklich, aber nach Meinung der Meteorologen unwiderruflich. Für uns bedeutete das eine prekäre Verschiebung um vierundzwanzig Stunden, so dass wir uns nun am 5. Juni 1944 nachmittags einschiffen und die Invasion am 6. Juni beginnen sollten.

Wir spielten eine weitere letzte Partie Bridge. Einige der Männer feierten in der Kantine der NAAFI, der Marketenderei der Britischen Armee, eine rauschende Abschiedsparty. Dabei warfen sie sich Ballone zu – aber wo hatten sie im Lager Ballone aufgetrieben? Bei näherem Hinsehen erwiesen diese eigenartig farblosen Ballone sich als aufgeblasene Kondome.

Irgendjemand behauptete, sie seien ausgegeben worden, um unsere Uhren trocken zu halten. Aber ich glaube, sie waren aus privaten Beständen. Ihre Eigentümer konnten sich ausrechnen, dass sie die Dinger nicht so bald wieder brauchen würden. Dieses Spiel brachte die NAAFI-Bedienungen in arge Verlegenheit. Sollten sie schockiert sein und erröten oder so tun, als wüssten sie nicht, was diese «Ballone» waren?

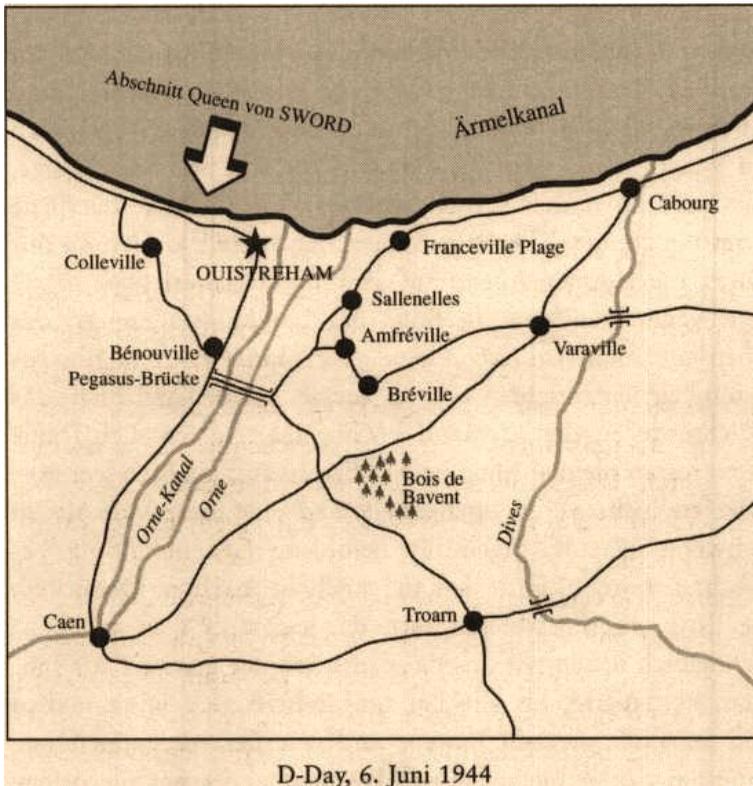
## 15.

# Endlich D-Day!

«Du kannst radfahren, stimmt's?» fragte Nichols, der unsere zu No. 6 Commando abkommandierte Gruppe führte. «Ich denke, der Fahrradtrupp, die Nummer eins, müsste am interessantesten sein, ich selbst muss beim Stab bleiben.» Nichols übergab mir ein seltsam aussehendes Fahrrad, das sich durch Lösen zweier Flügelmutter zusammenklappen liess und so leicht war, dass man es mit einem Finger hochheben konnte.

Die erste Gelegenheit, dieses Vehikel auszuprobieren, hatte ich, als wir zu unserer Flottille von Landungsfahrzeugen hinunterfuhren, die in Warsash Harbour bei Southampton lag. Hauptmann Robinsons No. 1 Troop hatte schon seit Monaten mit diesen Leichtbau-Klapprädern geübt. Sie unterschieden sich erheblich von gewöhnlichen Fahrrädern. Sie hatten keine Pedale, sondern nur Steckachsen, und vorn einen Träger für den Rucksack, den wir statt unseres normalen Marschgepäcks erhalten hatten. Die Rucksäcke waren ziemlich vollgepackt, und ich stellte fest, dass es schwierig war, mit dieser Last vor mir zu radeln.

Auf unserer Fahrt zum Hafen hinunter fingen die Männer an, Ausrüstungsgegenstände wegzwerfen, die sie ihrer Ansicht nach nicht benötigen würden, obwohl das ein klarer Verstoss gegen die Dienstvorschriften war. Die Heckenreihen entlang unserer Fahrtstrecke bis zum Einschiffungspunkt waren bald mit unerwünschten oder entbehrlichen Ausrüstungsgegenständen behängt. Eines der unbeliebtesten Stücke war eine braune Kombination aus Weste und Packtasche (unsere sogenannte Kampfweste), die keine Knöpfe,



sondern Holznebel hatte, da sie steif und sperrig war, warfen die meisten alten Soldaten sie in die Hecke.

In der Nähe der am Kai vertäuten Landungsfahrzeuge gab es eine sanft abfallende Rasenfläche mit einem niedrigen Gebäude, in dem eine Dienststelle der Royal Navy untergebracht war. Dort gingen ständig britische Marinehelferinnen, sogenannte WRNS («Wrens» ausgesprochen), in adretten marineblauen Röcken mit weissen Blusen und Mützen ein und aus. Während wir auf die Einschiffung warteten, kamen wir alle auf die Idee, unsere Ferngläser zu erproben, indem wir die WRNS beobachteten. Wir wussten, dass wir Frauen nicht so bald wieder zu Gesicht bekommen würden.

Gegen Abend gingen wir an Bord und liefen aus. Während ein Lan-

Landungsfahrzeug dem anderen aus dem Hafen folgte, sangen die Männer und jubelten und winkten Kameraden auf anderen Schiffen zu. Ich war nicht wirklich aufgeregt, und obwohl ich mich bemühte, diesen bedeutsamen Augenblick zu würdigen, in dem ich England für wer weiss wie lange, vielleicht für immer verliess, wollte sich die richtige feierliche Stimmung einfach nicht einstellen. Ich hatte das Gefühl, nur einen angenehmen Abend auf dem Wasser zu erleben.

Wir versuchten, uns an Bord des Landungsfahrzeugs, das vorn und achtern zwei kleine Laderäume hatte, halbwegs wohnlich einzurichten. Aber zuerst wurde natürlich das Wichtigste erledigt: Jemand kochte Tee. Da ich nicht ohne Weiteres an meinen Emailbecher herankam, ging ich leer aus. Meinen Teebecher so unzugänglich zu verstauen, wäre als ein schwerer Verstoss gegen die befohlene Geheimhaltung betrachtet worden, hätte jemand mich beobachtet. Denn kein als Brite geborener Soldat hätte das je getan.

Schliesslich liessen wir uns da nieder, wo wir gerade Platz fanden. Es dauerte, bis alle Landungsfahrzeuge gewissermassen die Startlinie erreicht hatten, und erst dann begannen wir, langsam den Ärmelkanal zu überqueren. Als wir die offene See erreichten, hatten wir starken Seegang. Ich stellte fest, dass ich zu den ganz wenigen gehörte, die nicht seekrank wurden. Es wurden Tabletten gegen Seekrankheit verteilt, aber ich lehnte dankend ab. Ebenso den Schluck Rum, ich war entschlossen, stocknüchtern zu sein, wenn wir landeten. Wir assen im vorderen Laderaum, aber alle Bemühungen, ein essbares Eintopfgericht zustandezubringen, schlugen kläglich fehl. Als ich versuchte ein Buch zu lesen, musste ich feststellen, dass ich mich schlecht konzentrieren konnte – nicht nur wegen des Seegangs, sondern auch weil ich in Gedanken bei dem morgigen Tag war.

Schliesslich überlegte ich mir, dass es vernünftig sei, etwas zu schlafen. Immerhin würden wir die ganze Nacht unterwegs sein und bei Tagesanbruch an der vom Feind besetzten Küste seiner «Fes-

tung Europa» landen. Ich legte mich in eine der im Laderaum zwischen Stahlpfosten aufgespannten Hängematten aus weissem Segeltuch. Es gab nur ein paar, und die gehörten der Crew. Einige Matrosen kamen herunter, und einer von ihnen fauchte mich an: «Sieh bloss zu, dass du da rauskommst! Die gehört dem Schwergewichtschampion der Navy, und wenn er nachher wachfrei hat, schmeisst er dich raus und reisst dir den Kopf ab.»

Ich hielt es jedoch für wenig wahrscheinlich, dass jemand einen Commando-Soldaten am D-Day kurz vor der Landung k. o. schlagen würde, deshalb blieb ich ohne Angst vor brutalen Misshandlungen seelenruhig liegen.

Der Kapitän unseres Landungsfahrzeugs, eines LCI/S (Landing Craft Infantry/small), hatte uns angewiesen, unter Deck zu bleiben, damit das Deck klar zum Gefecht blieb. Wir waren enttäuscht, denn wir wollten etwas sehen, selbst wenn das riskant war. Erst als wir schon fast angekommen waren, liess er uns an Deck gehen, wo unsere Klappräder gestapelt waren, und alles für die Landung vorbereiten.

Das Bild, das sich uns am 6. Juni 1944 bot, war trübselig. Die Sonne war noch nicht aufgegangen. Die See und der Strand erschienen in einem glanzlos trüben Gelbgrün. Da die Häuser auf dem Modell im Einweisungszelt nicht mehr existierten, war die für den Bau des detaillierten Modells aufgewandte Mühe vergeblich gewesen. Mir wurde plötzlich bewusst, dass dieser Tag mein letzter sein könnte. Ich versuchte, auf mein bisheriges Leben zurückzublicken, erinnerte mich lebhaft an meine bisherigen Freundinnen (es waren nicht allzu viele) und sah meine Angehörigen in ungewöhnlicher Eintracht vor meinem inneren Auge vorbeiziehen.

Ich gelangte zu dem Schluss, mit meinen zweiundzwanzig Jahren ein reiches, erfülltes Leben geführt zu haben, so dass ich mich nicht beschweren konnte, falls es hier und jetzt zu Ende ging. Aber zuvor würde ich, den die Nazis schikaniert, eingeschüchtert und zur Ausrottung bestimmt hatten, endlich einmal zurückschlagen können.

Darüber hinaus fühlte ich mich gut ausgebildet und rechnete mir trotz allem gute Chancen aus, dem gewachsen zu sein, was mir nach menschlichem Ermessen zustossen konnte: Sollte ich zufällig überleben, würde ich den Rest meines Lebens als Bonus betrachten müssen.

Am Strand hätte uns eine ganze Ansammlung bunter Windsäcke erwarten sollen, deren Bedeutung wir hatten lernen müssen. «Hier werden Minen geräumt», lautete eine. Und eine andere: «Hier werden Minen gesprengt. Dreissig Sekunden in Deckung bleiben, danach weiter vorgehen.» Und noch eine: «Hier Wegweiser zum Sammelpunkt.»

Dieser Teil des Invasionsplans wurde jedoch nicht in die Tat umgesetzt. Ich sah keinen einzigen Windsack, obwohl Gary Mason mir später erzählte, er habe in seichem Wasser einen grün-weiss gestreiften Windsack treiben gesehen. Er hätte einen Punkt bezeichnen sollen, an dem vom Nachrichtendienst vorbereitete Lagekarten abgeholt werden konnten. Wie sich dann zeigte, war dem Strandmeister, der dafür verantwortlich war, dass wir den gefährlichsten ersten Strandabschnitt glatt überwandten, aufgefallen, dass die Windsäcke sehr starkes feindliches Feuer auf sich zogen. Also hatte er sie einholen lassen. Da er jedoch wusste, welche Verwirrung ihr Fehlen auslösen würde, hatte er sich selbst bemüht, die an Land kommenden Truppen zu den sichersten Strandausgängen zu dirigieren. Dabei wurde er von einem Scharfschützen beobachtet und erschossen.

Nun ging es über die Planken mit aufgenagelten Querstegen hinunter (LCIs haben keine Rampen). Ich war der zweite Mann hinter Troop Sergeant-Major Titch Collins, einem kleinen, blonden älteren Mann mit kurzgeschnittenem Schnurrbart. Ich beobachtete ihn aufmerksam, um zu sehen, ob er unter Wasser verschwinden würde, dann hätte ich mich eines Teils meiner Last entledigt, um nicht unterzugehen. Aber ich sah, dass das Wasser ihm nur bis zur Taille reichte, was bedeutete, dass es für mich gut knietief war.

Als ich nicht schwimmen musste, war mir wohler, denn ich trug den Rucksack, meine MP, ein Magazin mit dreissig Schuss, etwa zweihundert Schuss Reservemunition (wir Neulinge fürchteten immer, im entscheidenden Augenblick könnte uns die Munition ausgehen) und vier Handgranaten (zwei Splittergranaten und zwei Rauchgranaten). Ausserdem trug jeder eine zusätzliche Last – in meinem Fall ein sechzig Meter langes Hanfseil, mit dem ich über die Orne oder den Seitenkanal schwimmen sollte, falls der Feind die Brücken gesprengt hatte. Andere trugen Schlauchboote, die dann über die beiden Wasserläufe gezogen – nicht gepaddelt – werden konnten. Vorgesehen war, dass die gesamte Brigade mit ungefähr 2'000 Mann so das jenseits des Flusses ansteigende Gelände erreichen könnte. Dazu kamen das Fahrrad, eine Garnitur Wäsche, eine Decke, zwei Päckchen mit dehydrierten Tagesrationen für Notfälle und ein Pickel in Normalgrösse. Andere trugen Spaten, wir vermuteten (ganz richtig), das von der Army gestellte Schanzzeug taugte nicht dazu, schnell tiefe Löcher zu graben.

Man kann sich vorstellen, wie wir an Land wankten. Mit einer Hand trug ich meine MP, den Zeigefinger am Abzug, mit der anderen hielt ich mich an dem Taugeländer der Planke fest. Ausserdem trug ich mein Fahrrad. Ich watete durch knietiefes Wasser an Land. Die Planken anderer Ladungsfahrzeuge wurden weggeschossen, so dass die Soldaten sprangen, paddelten und schwammen. David Stewart (Strauss), der mit dem No. 45 Royal Marine Commando an Land ging, erzählte mir später, er sei im Gesicht von Körperteilen eines Matrosen getroffen worden, den eine Granate zerfetzt hatte.

Laddy und Webster – unsere beiden Kameraden, die sich gegen das Fallschirmspringen entschieden hatten – schafften es nicht einmal bis an Land. Beide fielen, noch bevor sie festen Boden unter den Füßen hatten. Und Mac Franklyn, der auf Sizilien Malaria bekommen hatte, aber an der Invasion teilnehmen wollte, «und wenn's mich das Leben kostet», *kostete* der D-Day das Leben. Eine Werfer-

granate fällte ihn am Strand, als er mit No. 4 Commando an Land ging. Wie ich hörte, hatte er noch gebeten: «Helft mir, den Ziegel unter meinem Rucksack rauszuholen.» Und dann war er gestorben. Ich erinnerte mich daran, dass der winzige Granatsplitter, der sich mir bei einer nächtlichen Häuserkampfübung in Littlehampton ins Gesäss gebohrt hatte, sich wie ein Ziegelstein angefühlte hatte.

Wir hatten Befehl, den Strand möglichst rasch zu verlassen, deshalb bewegten wir uns auf eine kleine Düne zu. Unterwegs sah ich den Skipper, Bryan Hilton-Jones, der rechts neben uns mit dem Brigadestab an Land gekommen war. Da mir nichts Besseres einfiel, grüßte ich ihn im Vorbeigehen. Vermutlich war das die einzige Ehrenbezeugung, die am D-Day am Strand erwiesen wurde.

Ich erinnere mich noch heute an die aufgeladene Atmosphäre, den Brandgeruch und an kleinste Einzelheiten bestimmter Szenen. Einige der Infanteristen, die vor uns an Land gegangen waren, gruben sich hinter liegendebliebenen, noch rauchenden Panzern ein. Ich sah sogar zwei Männer die sich im seichten Wasser vor dem Strand einzugraben versuchten. Ihr Sergeant riss sie aus den vollgelaufenen Schützenlöchern und brüllte sie an: «Runter vom Strand!» Als Greenhorn kannte ich die Gefahren nicht genug, um richtig Angst zu haben. Das Pfeifen der über uns hinwegfliegenden Granaten bedeutete mir nichts. Ich wusste nicht einmal, ob sie kamen oder gingen, aber das war vielleicht nur gut so.

Ein tragisches Bild werde ich wohl niemals vergessen: Ich sah einen Verwundeten oder Sterbenden, der auf einer leichten Erhebung über dem Sandstrand lag und sich wie in Zeitlupe aufzurichten versuchte.

Hinter den Dünen, wo der weisse Sand aufhörte, kamen wir an einem Soldaten vorbei, der mit einem Minensuchgerät, einer ovalen Platte mit langem Stiel und Kopfhörer, Minen suchte. Aber wir konnten nicht warten, bis er damit fertig war. Da wir Befehl hatten,

den Strand schnell zu verlassen, ging Hauptmann Robinson, unser Führer einfach an ihm vorbei. «He, was macht ihr da?» rief der Minensucher und bekam als Antwort: «Tut uns leid, Kumpel, wir müssen weiter.» Ich fing an, mich über die kurz vor uns an Land gegangenen Sturmtruppen, die East Yorks und South Lancashires der britischen 3<sup>rd</sup> Infantry Division, zu wundern. Sie schienen hier und dort herumzuhocken, ohne etwas Bestimmtes zu tun. Aber ich änderte meine Meinung, als ich mithörte, wie ein neben mir in einem Graben kauender Funker im Auftrag eines Offiziers eine Meldung durchgab. «Dritte Kompanie, sechs Mann übrig, Sir», meldete er. Wir überquerten die kleine Küstenstrasse und das Gleis einer Schmalspurbahn. In einer Ecke des Feldes jenseits der Strasse detonierten ständig Werfergranaten. Ich hoffte, wir würden einen Bogen um diese Stelle machen, aber Hauptmann Robinson hielt geradewegs darauf zu. Wie durch ein Wunder verlegte der Feind sein Feuer, als wir näherkamen, so dass wir die Stelle ungefährdet passierten. Wir hielten querfeldein auf unseren Sammelpunkt zu, der ungefähr eine Viertelmeile landeinwärts entfernt deutlich zu sehen war: eine Gruppe von Kugelbäumen am Ende eines frischgepflügten Ackers.

Als wir die Strasse überquerten, kamen wir an einer der Spezialwaffen für den D-Day vorbei: einem Minenräumpanzer, der dicht neben uns mit seinen an einer Trommel angebrachten Kettenbündeln auf die Erde schlug, um Minen zur Detonation zu bringen. Zum Glück waren dort keine Minen verlegt.

Nun hatten wir unseren Landesektor Queen Red von Sword Beach verlassen. Wir hatten einige Männer verloren, aber zum Glück waren nur wenige von ihnen durch Treffer ausgefallen. Zu den Vermissten gehörten unser PIAT-Mann, der wahrscheinlich wegen seiner schweren Waffe nicht mit uns hatte Schritt halten können, und mehrere Sanitäter, die zurückgeblieben waren, um Verwundete zu

versorgen. Als wir einige hundert Meter landeinwärts vorangekommen waren, eröffneten Geschütze und Granatwerfer wieder das Feuer auf den Strand. Über uns hinweg flogen Geschosse wie Feuerkugeln. «Flammölbomben», erklärte uns ein erfahrener Beobachter. Die Brandgeschosse kamen aus deutschen Nebelwerfern, die bei uns wegen ihres heulenden Abschussgeräuschs «Sobbing Sisters» oder «Moaning Minnies» hiessen. Die jeweils sechs 15-cm-Geschosse einer Salve dieses Raketenwerfers konnten im Zielgebiet riesige Flächen in Brand setzen. Vor uns detonierten keine Granaten mehr. Stattdessen wurden wir jetzt aus einem nahen Wald mit Gewehren beschossen, als wir den gepflegten Acker überquerten. Zusätzlich unangenehm war, dass wir mehrmals einen schlammigen Bach durchqueren mussten. Die Fahrräder waren kaum festzuhalten, wenn man in dem brusttiefen braunen Wasser ausrutschte. Einige von uns hatten es geschafft, den Acker zu überqueren, bevor das feindliche Feuer einsetzte. Vor mir stauten sich Commandos, die alle die einzig nennenswerte Ackerfurche als Deckung benützen wollten. Ich musste mich der Schlange anschliessen, aber es war schwierig, mit dem Fahrrad zu kriechen. Zog man es hinter sich her, ermüdete man rasch. Die einzige andere Methode bestand darin, das Rad stehend zu schieben, während man selbst in Deckung blieb und nur der Arm sichtbar war, der das Rad schob, das Fahrrad selbst war meilenweit sichtbar. Die am Waldrand liegenden Deutschen konzentrierten ihr Feuer jetzt auf eine Stelle, an der wir kurz auftauchen mussten, um einen Weg zu überqueren.

Dann rasselten neben uns mehrere Sherman-Panzer heran. Ihre Kommandanten standen in den offenen Türmen, so dass Kopf und Schultern herausragten. Das mochte im weiten Niemandsland der nordafrikanischen Wüste in Ordnung gewesen sein, aber hier in der *Bocage*, dem Heckenland der Normandie, war das äusserst riskant. Für uns kamen sie jetzt jedoch wie gerufen. Obwohl bei der Ein-

weisung nie von Panzerunterstützung die Rede gewesen war, riefen wir einfach zu dem Mann im Turm hinauf, ob er uns Feuerschutz geben könne. «Okay», sagte er, knallte sein Turmluk zu und beschoss den Waldrand mit seiner Kanone und seinem Maschinengewehr.

Das feindliche Feuer verstummte, solange der Panzer schoss, um dann sofort wieder zu beginnen. Ich fasste den Entschluss, das letzte Stück im Laufschrift zurückzulegen, sobald der Sherman wieder schoss. Das erklärte ich Sergeant Harrison von No. 6 Commando, der unmittelbar hinter mir in der Furche lag, und er signalisierte mir mit hochgerecktem Daumen sein Einverständnis. Der Panzer eröffnete wieder das Feuer, und ich rannte die letzten zweihundert Meter zum Sammelpunkt, schob dabei mein Fahrrad und trampelte über alle hinweg, die mir in die Quere kamen.

Der erste Mann, der mir am Sammelpunkt begegnete, war der junge Upton, der in Southampton in meinem Zelt gelegen hatte. Er blutete aus einer kleinen Wunde an der Oberlippe, als habe er sich beim Rasieren geschnitten.

«Schmeisser-Kugel», sagte er. «Hat mich nur gestreift.»

Das war wirklich knapp gewesen, aber ich hatte schon immer gefunden, er sei zu jung, um einen Bart zu haben.

Lord Lovat, unser Brigadekommandeur, ging am Sammelpunkt auf und ab und feuerte seine Männer an. Er wirkte trotz der Schiesserei und des sonstigen Lärms ganz ruhig und gelassen. Seine einzige Waffe war ein Colt Kaliber 45, den er noch im Halfter trug. Mir fiel sein Stock auf: ein langer, dünner gegabelter Stock. Ein schottischer Hochländer erklärte mir später, das sei ein Watestock, mit dem man das Gleichgewicht bewahrte, wenn man als Fliegenfischer Forellen oder Lachse angelte.

«Gut gemacht, Piper», sagte Lovat, als Piper Millin, unser Dudelsackpfeifer, der uns an Land gespielt hatte, angetrabt kam. Ich hatte ihn noch nie spielen gehört – auch an diesem Morgen nicht. Er

keuchte und musste erst wieder Atem schöpfen, weil er ausser seiner Ausrüstung auch noch seinen Dudelsack mitgeschleppt hatte. Am Sammelpunkt befanden sich auch mehrere Kriegsgefangene, die ersten lebenden deutschen Soldaten, die ich zu Gesicht bekam. Ich fing sofort an, sie zu befragen. «Oh, Sie sind der Bursche mit den Sprachen», warf Lovat ein. «Fragen Sie sie, wo ihre Haubitzen stehen.»

Das tat ich, aber die Deutschen reagierten überhaupt nicht. Als ich mir dann ihre Soldbücher ansah, wurde mir plötzlich klar, dass sie gar keine Deutschen, sondern Polen und Russen waren.

Mir fiel ein, dass manche Polen in der Schule Französisch lernten, also probierte ich mein Schulfranzösisch an dem Polen aus. Seine Miene hellte sich sofort auf, und er begann gleich zu reden. Aber selbst unser Brigadekommandeur, der viel besser französisch sprach als ich, brachte nicht viel aus Obergrenadier (ein Gefreiter wie ich) Johann Kramarczyk vom Infanterieregiment 736 heraus. Er war ein Landarbeiter aus Odrau bei Ratibor in Oberschlesien, der wahrscheinlich zwangsweise zur Wehrmacht eingezogen worden war. Ob Deutsch oder Französisch, er wusste nahezu nichts, was uns hätte weiterhelfen können. Ich behielt sein Soldbuch als Andenken, obwohl das eigentlich streng verboten war. Als ich mit dem Fahrradtrupp von 6 Commando weiter vorstieß, hatte ich das Gefühl, meine erste Begegnung mit einem Kriegsgefangenen, das erste wirkliche Zusammentreffen mit dem Feind, sei kein voller Erfolg gewesen, weil einer der Sprache Kundigerer mir die Schau gestohlen hatte.

Harry Drew erlebte eine andere Enttäuschung. Zwei deutsche Soldaten hatten sich ihm in Strandnähe ergeben. Da er der Überzeugung war, sie hätten stets nur Lügenpropaganda gehört, wollte er sie über die wahrhaft verzweifelte Lage der Wehrmacht aufklären. Er erwartete, sie würden am Boden zerstört sein, wenn sie hörten, dass die Alliierten kurz vor Rom standen.

«Wirklich? Wir haben in unserem Radio schon gehört, dass Rom gefallen ist», antworteten sie ungerührt.

Harry war wie ich in der Nähe Lovats gelandet. Tatsächlich war er am Strand so dicht hinter dem Lord gewesen, dass er schüchtern das Koppel des Lords berührt hatte, weil er sich überlegt hatte, falls ihm etwas zustiesse, würde es heissen, Soldat Drew sei neben seinem Brigadekommandeur gefallen. Selbst Harry, ein zynischer und unverbesserlicher Realist, hatte offenbar eine romantische Ader.

Hinter dem Sammelpunkt führte eine Landstrasse vorbei, auf der wir erstmals unsere Fahrräder bestiegen und nach Westen durch Colleville-sur-Mer (jetzt Colle ville-Montgomery) radelten, bevor wir nach Südosten in Richtung Bénouville abbogen. Dort würde sich hoffentlich zeigen, dass die mit Lastenseglern gelandete Oxfordshire und Buckinghamshire Light Infantry der britischen 6<sup>th</sup> Airborne Division die beiden Brücken über den Fluss Orne und den Orne-Seitenkanal unzerstört besetzt hatte. Das war vor allem meine Hoffnung, denn sonst würde ich die beiden Wasserläufe durchschwimmen und dann mithelfen müssen, einen Fährbetrieb für die ganze Brigade einzurichten. Sobald wir Fluss und Kanal irgendwie überwunden hatten, würden wir nach Varaville weiterfahren, um die kanadischen Fallschirmjäger abzulösen, die es bis dahin erobert haben sollten. Das Dorf Varaville war so alt, dass es schon auf dem Wandteppich von Bayeux, immerhin aus dem elften Jahrhundert, dargestellt war.

Auf der zu den Orne-Brücken führenden Strasse lagen deutsche Tellerminen – aber nicht eingegraben, sondern hier und da in kleinen Haufen. Die Deutschen hatten anscheinend vorgehabt, die Küstenstrassen für eigene Transporte offenzuhalten und die Minen erst im letzten Augenblick einzugraben. Trotzdem wunderte ich mich darüber, dass ihnen das nicht mehr gelungen war. Hatte die alliierte Invasion sie wirklich so völlig überrascht?

Die anfangs glatte Fahrt wurde mit zunehmender Dauer immer

schwieriger. Die meisten von uns waren junge Männer, die noch nie im Einsatz gewesen waren, und das Sterben um uns herum ging uns sehr nahe, mit jedem Mann, der fiel, starben wir selbst ein wenig. Für uns war es ein Schock, tote Fallschirmjäger in den Bäumen hängen zu sehen. Sogar der Anblick verendeter Kühe, die aufgedunsen und leichenstarr auf ihren Weiden an der Strasse lagen, war beunruhigend.

Unsere Unerfahrenheit hatte aber auch Vorteile. Die an sich beängstigenden einschlagenden Granaten und Werfergranaten erschreckte uns weniger, als sie es vielleicht getan hätten, wenn wir mehr davon verstanden hätten. Dank unserer Unwissenheit konnten wir optimistisch annehmen, praktisch alles Feuer diene unserer Unterstützung statt unserer Vernichtung. Nur wenn Einschläge besonders nahe lagen oder Kugeln uns um die Ohren pfliffen, erkannten wir, dass wir Ziele eines Feindes waren, der entschlossen war, uns zu töten.

Der Skipper hatte seine Erwartung geäußert, wir würden nicht nur unseren Dienst als Commandos tun, sondern auch unsere besonderen Fähigkeiten – unsere Deutschkenntnisse und unser Wissen über die deutsche Wehrmacht – nutzbringend verwerten. «Auch wenn die Offiziere eures Troops beschäftigt sein und andere Dinge im Kopf haben werden, will ich nicht hören, dass sie euch nicht eingesetzt haben. Setzt ihnen zu, bis sie's tun. Macht euch lästig, ich weiss, dass ihr das verdammt gut könnt.»

Genau das tat ich, leider völlig erfolglos – zumindest für eine mir sehr lang erscheinende Zeit.

«Schnell, ich brauche einen Läufer!» rief Hauptmann Robinson beispielsweise.

«Darf ich gehen, Sir?»

«Nein. Trooper Siddaway, ich habe folgenden Auftrag für Sie ...»

Und dann schickte er an meiner Stelle Titch Siddaway los, den er aus dem Wüstenfeldzug von No. 6 Commando als vertrauenswürdig kannte. Ich glaube, mich hielt er für einen Fatzke mit komi-

schem Akzent, den er zudem erst kannte, seit er zu seinem Troop abkommandiert worden war. Robbo, wie seine Männer ihn nannten, sagte sich vermutlich, eine Verstärkung dieser Art habe er auch nicht angefordert, tatsächlich war der Sieg in Afrikafeldzug ohne solche angeblich wertvolle Unterstützung erkämpft worden.

Als diese Abfolge – ich meldete mich freiwillig und wurde zurückgewiesen und übergangen – sich mehrmals wiederholt hatte, musste ich erkennen, dass der Hauptmann nicht mochte, wie ich mich aufdrängte. Eingedenk der Anweisungen des Skippers liess ich trotzdem nicht locker, sondern hoffte, irgendwann Gelegenheit zu erhalten, meine Fähigkeiten zu beweisen.

Als wir dann Colleville erreichten, beeindruckten mich die ersten französischen Zivilisten, denen wir seit der Landung begegnet waren. Ohne sich durch den andauernden Beschuss stören zu lassen, schlug ein Mann, der zum hellblauen Kittel eines normannischen Bauern eine dunkelblaue Baskenmütze trug, ein Flugblatt an einem Telegrafmasten an. Mir gelang es, im Vorbeifahren einige Worte zu erhaschen: *Les Alliés, le débarquement, l'INVASION!* – Anweisungen des Maquis, der französischen Widerstandsbewegung, für die einheimische Bevölkerung. Statt in Deckung zu bleiben, winkten uns die Dorfbewohner von ihren Haustüren aus zu und riefen: *«Vive la France, vivent les Tommies!»*

Wir mussten absteigen und unsere Fahrräder schieben, weil die Dorfstrasse mit Glassplittern und zerbrochenen Dachziegeln übersät war, die zu platten Reifen hätten führen können. Noch unangenehmer wurde alles, als ein Heckenschütze anfang, uns vom Kirchturm aus unter Feuer zu nehmen. Da wir keine Zeit hatten, uns um ihn zu kümmern, beeilten wir uns nur, ausser Schussweite zu kommen. Dann stiegen wir wieder auf und fuhren auf einer Strasse durch grüne Viehweiden, um uns der über der normannischen Landschaft liegende feuchte Dunst, durch den an einigen Stellen schon die Sonne brach. Feuerstösse aus einem Maschinengewehr

ganz in unserer Nähe und Einschläge irgendwo in der Ferne störten den Frieden dieser idyllischen ländlichen Szenerie.

Wir stellten fest, dass unsere Rucksäcke, die vor dem Lenker an einem L-förmigen Träger befestigt waren, auf unangenehme Weise aufs Vorderrad sackten und eine unerwünscht wirksame Bremse abgaben. Das schien unweigerlich immer dann zu passieren, wenn jemand auf uns schoss und wir es eilig hatten, ausser Schussweite zu gelangen. Dagegen half nur, die Lenkstange mit einer Hand loszulassen, das Vorderrad frei zu machen, indem man sich nach vorn beugte und den schweren Rucksack hochhob, und dabei mit der anderen Hand zu lenken – ein ermüdendes Verfahren. Wir versuchten, die Lederriemen anzuziehen, mit denen der Rucksack befestigt war, aber durch die Rüttelei auf der Strasse wurden sie bald wieder locker.

Als wir den letzten Hügel hinauffuhren, bevor sich unter uns das weite Tal der Orne öffnete, fiel der Spitzenmann unserer Kolonne durch einen Kopfschuss. Das war keineswegs der erste Verlust, den der Radfahrertrupp zu beklagen hatte, schon am Strand waren mehrere von uns verwundet worden oder gefallen. Aber da ich zur ersten Gruppe gehört hatte, war mir nicht bewusst gewesen, was hinter uns passierte. Jetzt kam ich an einem rothaarigen Mann vorbei, der tot in Staub und Schotter am Strassenrand lag. Ein Rad seines Fahrrads drehte sich in der Luft, als sei es ebenfalls tödlich getroffen.

«Hinter diesem Hügel in Deckung gehen!» brüllte Hauptmann Robinson, und wir warfen die Fahrräder hastig an den Strassenrand, während er das Gelände vor uns mit seinem Fernglas absuchte, um wenn möglich festzustellen, woher die Schüsse gekommen waren. «Ah, Gefreiter Masters. Jetzt gibt's etwas für Sie zu tun. Gehen Sie ins Dorf hinunter und stellen Sie fest, wie dort die Lage ist.» Robinson zeigte dabei zu den ersten Häusern von Bénouville hinunter, das einige hundert Meter unter uns am Fuss des sanft abfallenden Hügels lag.

«Ja, Sir! Wie viele Männer nehme ich mit?»

«Nein, Masters, nur Sie allein.»

«Verstanden, Sir.» Das machte mir nichts aus. «Ich arbeite mich von links an die Häuser heran und komme weit rechts ausholend zurück», erklärte ich ihm.

«Sie scheinen noch immer nicht zu begreifen, was Sie tun sollen. Sie gehen diese Strasse hinunter und stellen fest, wie die Lage im Dorf ist.»

Nun begriff ich endlich. Das Herz fiel mir in die Hose, als mir klar wurde, was er beabsichtigte. Er wollte das Feuer der Deutschen provozieren, um zu sehen, wo sie in Stellung lagen. Ich konnte ihm nicht einmal einen Vorwurf daraus machen, dass er mich zum Tode verurteilte, denn mir war klar, dass er wissen musste, wo der Feind lag, und keine Zeit für eine umständliche Erkundung hatte. Er musste zu den Orne-Brücken, bei denen die Lastensegler nachts gelandet waren und wo die Luftlandtruppen bestimmt sorgenvoll auf unser Eintreffen warteten.

Ich begutachtete das vor mir liegende Gelände. Deckung gab es keine, nicht einmal einen Strassengraben. Stattdessen zog sich links der Strasse eine ungefähr drei Meter hohe Hecke hin, die jedoch so dicht war, dass ich sie nicht einmal hätte durchbrechen können, wenn es mein Leben zu retten gegolten hätte. Ein schmaler Grünstreifen trennte sie von dem harten Fahrbahnbelag. Aber das kaum eine Handbreit hohe Gras taugte nicht einmal als Sichtschutz.

Fünfhundert Meter weiter wurde die Strasse rechts von einer hüft-hohen Steinmauer begleitet, die auf dem letzten Stück parallel zu ihr verlief, bevor meine Strasse T-förmig auf die Überlandstrasse stiess, die von Ouistreham an der Ornemündung direkt nach Caen, der ersten grösseren Stadt flussaufwärts, führte. Jenseits dieser Strasse stand der Kreuzung gegenüber das erste Haus von Bénouville, ein solides normannisches Steinhaus. Sein schmaler Vorgarten war mit einer ähnlichen Steinmauer umfriedet, unterbrochen

von einem kleinen Eisentor. Das restliche Dorf erstreckte sich rechts dahinter.

Als ich meinen vermutlich letzten Gang antrat, arbeitete mein Verstand fieberhaft. *Deine ganze Ausbildung sinnlos vergeudet*, überlegte ich mir. Dann fiel mir plötzlich ein Film ein, den ich gesehen hatte: «Life of a Bengal Lancer» oder «Gunga Din», glaube ich. Cary Grant (oder war es Errol Flynn?) gerät in einem natürlichen Amphitheater am Khyberpass in eine Massenversammlung von Aufständischen. Dem Helden droht offenbar, von den militanten, unversöhnlichen Feinden des Empires überfallen und zusammengeschlagen zu werden, als Cary Grant etwas sagt, das ich immer für einen sehr komischen Ausspruch gehalten habe: «Ihr steht alle unter Arrest!» sagt er nonchalant und heiter lächelnd, bevor die Aufständischen über ihn herfallen. Möglicherweise könnte ich das auch versuchen.

Ich ging mitten auf der Strasse weiter. Vielleicht kam ich mit Frechheit durch, Deckung gab es ohnehin nirgends.

Dann rief ich auf Deutsch, so laut ich konnte: «Ergebt euch alle! Alle rauskommen! Ihr seid völlig eingeschlossen – ihr habt keine Chance mehr! Werft eure Waffen weg und kommt mit erhobenen Händen raus, wenn ihr weiterleben wollt! Für euch ist der Krieg aus!»

Ich versuchte, nicht wie ein Österreicher, sondern möglichst wie ein Deutscher zu sprechen, nachdem ich die korrekte deutsche Aussprache von meinen deutschen Schicksalsgefährten im Internierungslager gelernt hatte.

Niemand kam heraus. Alles blieb still. Positiv war jedoch, dass auch niemand auf mich schoss. Mit dem Zeigefinger am Abzug meiner MP konzentrierte ich mich angestrengt auf die Szenerie vor mir. In einem der Häuser rechts im Hintergrund nahm ich eine Bewegung wahr. An einem Fenster im ersten Stock schwenkte jemand einen gelben Erkennungsschal. Wir alle hatten diese leuchtendgelben Schals erhalten, damit wir nicht versehentlich von den eigenen

Leuten beschossen wurden. Ich trug selbst einen unter meiner Fallschirmjäger-Tarnjacke.

Ich sah mich kurz um – der Zwang, nach vorn zu blicken, um meinen potentiellen Mörder zu sehen, war übermächtig – und machte den Hauptmann auf diese neue Entwicklung aufmerksam.

Aus seiner Deckung hinter dem Hügel machte Robinson mir mit erhobenem Arm ein Zeichen, ich solle weitergehen. Er hatte noch nicht genug gesehen. Also marschierte ich weiter und wiederholte laut meine Aufforderung, die Deutschen sollten sich ergeben. Dann passierte es: Rechts vor mir tauchte ein Deutscher hinter der Steinmauer auf und schoss mit seinem im Hüftanschlag gehaltenen Sturmgewehr auf mich. Vermutlich hatte er den Befehl erhalten, mich zu erschiessen, weil ich gefährlich nahe herangekommen war. oder er hatte selbst beschlossen, mich nicht näher kommen zu lassen.

Warum hatten sie mich nicht gleich beim ersten Auftauchen erschossen – einfach mit MG- und Gewehrfeuer durchsiebt? Dazu muss man verstehen, wie die Sache aus ihrem Blickwinkel aussah. Als erstes tauchen ein paar Radfahrer am Horizont auf. Sie erschiessen einen, sobald er über den Kamm des Hügels kommt. Danach folgt Stille, bevor ein einzelner feindlicher Soldat auf sie zumarschiert und sie in fließendem Deutsch auffordert, sich zu ergeben. Ein Geisteskranker? Ein übergeschnappter Selbstmörder? Aber so verrückt konnte nur jemand sein, der hinter diesem Hügel eine ganze Panzerdivision bereitstehen hatte. Also, wozu sollte man nicht zunächst noch abwarten, zumal man den Kerl jederzeit abknallen konnte?

Ich sah den Deutschen, sobald er sich aufrichtete. Als ich abdrückte, liess ich mich instinktiv auf ein Knie nieder. Er schoss daneben. Ich schoss daneben. Meine MP gab einen Schuss ab – dann hatte sie Ladehemmung. Er verschwand in Deckung. Ich führte die vorgeschriebenen Handgriffe aus, um die Ladehemmung zu beseitigen, und lud die Waffe durch. Er tauchte erneut auf und verfehlte mich

mit einem weiteren Feuerstoss. Ich zielte, aber als ich abdrückte, hörte ich nur ein Klicken.

Unterdessen lag ich im niedrigen Gras und bemühte mich, ein möglichst kleines Ziel abzugeben. Die nächste Sofortmassnahme, die wir geübt hatten, bestand daraus, das Magazin abzunehmen, nochmals den Abzug zu betätigen, das Magazin wieder einzusetzen, den Verschlusshebel zurückzuziehen und weiterzuschliessen. Das bedeutete, den Blick von meinem Gegner und der Stelle, wo er wieder auftauchen würde, abzuwenden. Mir ging durch den Kopf, dass er schlecht ausgebildet war, dass er seine Stellung hätte wechseln müssen. Wegzusehen war mir fast unmöglich. Der Zwang, seiner Nemesis ins Antlitz zu sehen, ist übermächtig.

Gleichzeitig sagte ich mir, er könne mich nicht dauernd verfehlen. Also zwang ich mich dazu, einen Blick auf meine MP zu werfen, und stellte fest, dass zwei oder drei Patronen zerquetscht im Verschluss festsassen. Ich riss sie heraus, setzte ein neues Magazin ein, lud die MP durch, hob sie und zielte auf die Stelle, wo der andere auftauchen würde. Ich musste ihn erledigen, bevor es ihm endlich doch gelang, seinerseits mich zu erschiessen.

Dann hörte ich rechts hinter mir Lärm und sah mich um. Der gesamte Troop kam hügelabwärts auf mich zugaloppiert. Robbo hatte anscheinend genug gesehen und seinen Männern sofort befohlen, mit aufgefplantem Bajonett anzugreifen. An der Spitze rannte Gefreiter George Thompson, ein ehemaliger Gardegrenadier, der mit seinem MG nicht aus der Hüfte – die übliche Methode, um im Laufen zu schiessen –, sondern von der Schulter aus schoss. Er hielt auf die niedrige Steinmauer, damit meinem persönlichen Feind und jedem anderen die Lust verging, auf uns zu schiessen.

Ich blieb sekundenlang einfach nur liegen, sah dankbar zu und genoss das Wunder, weiterhin unter den Lebenden zu sein. Als ich mich aufrappelte, sah ich, wie Thompson sein Bren plötzlich neun-

zig Grad nach links schwenkte und sein ganzes Magazin auf ein für mich noch unsichtbares Ziel praktisch vor seinen Füßen schoss.

Ich trabte die Strasse entlang hinter den anderen her, warf einen Blick über die Steinmauer und erwartete eigentlich, meinen Gegner dort tot oder verwundet liegen zu sehen. Aber er war verschwunden. Er konnte sich nur abgesetzt haben, während ich mit meiner MP beschäftigt gewesen war oder mich nach dem heranstürmenden Troop umgesehen hatte.

Dann sah ich Thompsons Ziel. Unmittelbar hinter der Ecke der Strasse Ouistreham-Calais lagen zwei deutsche Soldaten, beide mit einem MG 42 mit gegurteter Munition. Thompson hatte sie in dem flachen Graben links der Strasse getroffen. Dort lagen sie ganz falsch, denn sie hätten an der Kreuzung liegen sollen, um in alle Richtungen schießen zu können. Wären sie dort in Stellung gewesen, hätten sie mich bestimmt erwischt. Ein Feuerstoss nur eines dieser MGs zur Unterstützung des Soldaten mit dem Sturmgewehr hätte mich durchsiebt.

Warum waren die beiden MG-Schützen nicht dort gewesen, wo sie hingehörten?

Ich vermutete, dass sie – vielleicht in einer ihrer ersten richtigen Kampfhandlungen – den glücklosen Führenden unserer Kolonne erschossen hatten. Unter Schock und in ihrer Angst, was ihnen jetzt, wo die Invasion offenbar in Gang gekommen war, zustossen würde, waren sie instinktiv um die Strassenecke in Richtung Ouistreham zurückgewichen. Beide wirkten erschreckend jung. Beide lebten, aber der eine war schwer verwundet. Ich vernahm den Leichtverwundeten, einen Österreicher aus Graz. Er sagte mir, sie seien siebzehn und fünfzehn Jahre alt.

«Wir haben keinen einzigen Schuss abgegeben», versicherte der Österreicher mir so nachdrücklich, dass ich sicher war, dass sie unseren Mann erschossen hatten, noch bevor ich die halbleeren Patronengurte ihrer MGs sah. «Der Feldwebel hat uns befohlen, die Stel-

lung zu halten, bis er mit Verstärkung zurückkommt. Seitdem ist er nicht wieder aufgetaucht.»

Ich merkte, dass jemand mir über die Schulter sah. Gefreiter Thompson war zurückgekommen, nachdem der Troop in den Hof des Hauses an der Kreuzung gestürmt war. Dort waren Thompson und die anderen aus den oberen Fenstern beschossen und mit Handgranaten beworfen worden. Die Handgranaten hatten erstaunlich wenig Schaden angerichtet, aber Troop Sergeant-Major Collins hatte einen Splitter ins Hinterteil bekommen, trotzdem machte er tapfer weiter.

Thompson, ein grosser junger Mann, der sein rotblondes Haar sehr kurz trug, wirkte bekümmert und verlegen. «Ich hab' noch nie auf jemand geschossen», sagte er. «Wie sagt man ‚I'm sorry‘ auf Deutsch?»

«Verzeihung, tut mir leid», antwortete ich. Er wiederholte meine Worte, so gut er konnte.

«Wir haben überhaupt nicht geschossen», wiederholte der Österreicher, als komme es darauf an. «Können wir gleich abtransportiert werden?»

«Das geht nicht so schnell», antwortete ich. «Wir sind eben erst angekommen. Ihr werdet so bald wie möglich versorgt.» «Nehmen Sie mir den Brotbeutel ab. Er tut weh. Warum können diese Fahrzeuge uns nicht mitnehmen?»

«Welche Fahrzeuge?»

«Hören Sie die nicht?»

Ich horchte. Ich hörte Panzer. *Das ist schlecht*, dachte ich. Soviel ich wusste, waren unsere Panzer noch nicht so weit landeinwärts vorgestossen.

Als ich mich vorsichtshalber duckte, rasselten die Panzer die Strasse herunter, auf der ich vorhin ins Dorf gekommen war. Es waren eigene Panzer: zwei Shermans, ein wundervoller Anblick. Sie hielten kurz, während wir uns beeilten, unsere Fahrräder zu holen. Dann zeigten wir ihnen das Haus, in dem die Handgranatenwerfer im Obergeschoss lauerten.

Der Kommandant des Führungspanzers stand in seinem Turm. Er reckte seinen Daumen hoch, bevor er das Turmluk schloss und seine Kanone schwenkte, bis ihre Mündung keinen halben Meter von der Aussenmauer im Obergeschoss des bezeichneten Hauses entfernt war. Dann gab er mehrere Schüsse ab, die ein gezacktes Loch von der Grösse eines Autoreifens in die Mauer rissen. Drinnen blieb es still. Wir fuhren an dem qualmenden Loch vorbei, denn wir hatten keine Zeit, uns darum zu kümmern, wie es dahinter aussah. Hinter der nächsten Ecke lagen die *Mairie*, das Rathaus von Bénouville, und die Kanalbrücke. Der erste Lastensegler der vierten Kompanie der Oxfordshire und Buckinghamshire Light Infantry war praktisch auf die Brücke geknallt. Mehrere andere Lastensegler lagen ganz in der Nähe – ebenso wie die Leichen einiger deutscher Verteidiger der Brücke. Man hätte glauben können, das Drama der ersten D-Day-Stunden sei in Madame Tussauds Wachsfigurenkabinett nachgebildet worden. Die wächsern aussehenden Leichen der feindlichen Soldaten verstärkten diesen Eindruck noch.

Hier begegneten wir unseren ersten Waffenbrüdern mit roten (eigentlich weinroten) Baretten, die sich an den Auffahrten zur Brücke eingegraben hatten und uns zu jubelten, als wir weiter vordrangen. Sie hatten den Auftrag gehabt, die Brücken möglichst unbeschädigt zu erobern, bevor der Feind die Sprengladungen zünden konnte, die er sicher vorbereitet hatte, um den Invasionstruppen den Zugang zu dem strategisch wichtigen höhergelegenen Gelände zu verwehren. Nur von dort aus liess der Landungsstrand sich gezielt beschiessen. Hätten die Deutschen das höhergelegene Gelände halten können, wäre der Erfolg der alliierten Landung gefährdet gewesen.

Aber die Ox und Bucks waren unglaublich erfolgreich gewesen. Mit einer Glanzeistung, die RAF-Luftmarschall Leigh Mallory später als die grösste fliegerische Leistung des Zweiten Weltkriegs würdigte, hatten Piloten aus dem Glider Pilotregiment drei der

sechs Horsa-Lastensegler neben den Brücken gelandet, und die restlichen drei waren ebenfalls so nahe gelandet, dass die Insassen in die Kämpfe eingreifen konnten. Die Lastensegler, die bewusst aus dünnem Sperrholz gebaut wurden, um ein rasches Verlassen zu ermöglichen, zerfielen bei der Landung praktisch, was in einigen Fällen dazu führte, dass ihre Insassen zunächst benommen waren. Trotzdem überwältigten sie die Verteidiger mit grossem Schwung und bei minimalen eigenen Verlusten. Anschliessend konnten sie nur noch darauf warten, dass die Commandos eintrafen.

«Jagt sie zum Teufel!» riefen die Männer der 6<sup>th</sup> Airborne Division uns zu, als wir an ihnen vorbeifuhren oder unsere Räder an ihnen vorbei zu unseren Stellungen schoben. Ich weiss noch, dass mir das übermässig dramatisch erschien. Wir wollten nur unser vorgegebenes Ziel erreichen und unterwegs jeden angreifen, der uns aufzuhalten versuchte.

«Beeilt euch – hier gibt's Heckenschützen!» brüllte jemand warnend, und in diesem Augenblick hörten wir Querschläger von beiden Seiten der Stahlbrücke abprallen. Ein wirkungsvoller Ansporn, schnellstens von hier zu verschwinden, den Kanal zu überqueren und zur Flussbrücke weiterzufahren.

Ich liess das zusammengerollte sechzig Meter lange Bergseil an der Kanalböschung zurück und war froh, diese zusätzliche Last losgeworden zu sein. Das Seil würde liegenbleiben und konnte benützt werden, falls eine der Brücken später durch Artilleriebeschuss oder Luftangriffe unbenutzbar wurde.

Am Scheitelpunkt einer Strassensteigung stiessen wir auf ein Haus mit einem Garten voller Keramikfiguren und -gefässe, die hier offenbar in Heimarbeit hergestellt wurden. Eine mütterliche Frau in einem verwaschenen blauen Kleid und mit einem grossen Keramikkrug in den Händen lud uns ein, in ihren Garten zu kommen und einen Schluck Cidre zu trinken. Wir beschlossen, eine kurze Pause einzulegen, weil wir merkten, wie ausgedörrt unsere Kehlen waren. Nach dieser Erfrischung fuhren wir weiter. Die Zweimannschüt-

zengraben, aus denen uns die Soldaten der 6<sup>th</sup> Airborne Division anfeuerten, wurden seltener und lagen weiter auseinander. Die Strasse war an vielen Stellen durch tiefe Bombentrichter unterbrochen, vor denen wir absteigen mussten, um über die Felder auszuweichen. Gelegentlich wurden wir beschossen, aber das Feuer aus beträchtlicher Entfernung war natürlich ungenau. Unsere Reaktion bestand darin, einfach schneller in die Pedale zu treten, um ausser Schussweite zu kommen. Am frühen Nachmittag erreichten wir dann Varaville, unser Ziel.

Vor uns hörten wir starkes Infanteriefeuer. Die kanadischen Fallschirmjäger, die nachts bei Varaville gelandet waren – dem am weitesten im Landesinneren gelegenen Punkt, der am D-Day erreicht wurde –, hatten noch nicht das ganze Dorf erobert. Sie lehnten Hauptmann Robinsons Angebot, sie bei ihrem Kampf zu unterstützen, höflich ab und versicherten ihm, Varaville werde bald eingenommen sein. Wir waren für diese Ruhepause dankbar, denn hinter uns lag ein körperlich und emotional sehr anstrengender Tag. Ausser dem Cidre und einigen Rippen Bitterschokolade, die zu unserer dehydrierten Tagesration gehörte, hatten wir tagsüber nichts zu uns genommen.

Wir bogen auf die lange Zufahrt eines Bauernhofs links neben der Strasse ab, legten unsere Fahrräder ins Gras und lagerten uns in ihrer Nähe im Schatten. Nur etwa dreissig Mann des Fahrradtrupps, zu dem ich abkommandiert war, hatten es bis hierhergeschafft. Zum Glück trafen später noch ein paar Versprengte ein, manche hatten Reifenpannen gehabt oder waren leicht verwundet. Einige kamen auf irgendwelchen Rädern, die sie hatten sich «leihen» oder stehlen können: massiven schwarzen Dienstfahrrädern der Deutschen und zierlichen Damenrädern. Die meisten Sicherungsketten waren mit den Bolzenschneidern, die zu unserer Ausrüstung gehörten, leicht zu knacken. Unsere Versprengten hatten gewusst, dass sie nach Varaville nachkommen mussten.

Jetzt hatte ich endlich Gelegenheit, meine Maschinenpistole genauer zu untersuchen und die Waffe zu reinigen, nachdem sie Salzwasser und Sand ausgesetzt gewesen war. Ein Geschoss steckte mitten im Lauf fest. Da es sich mit dem Wischstrick nicht herausziehen liess, musste ich das Geschoss mit einem Bleistift aus dem Lauf drücken. Ich mochte gar nicht daran denken, was passiert wäre, wenn ich versucht hätte, nochmals auf den Deutschen hinter der Steinmauer zu schiessen.

Wie sich zeigte, hätte die wohlmeinende Seele, die auf den Gedanken gekommen war, uns statt der kürzeren, leichteren Normalmagazine mit zwanzig Schuss diese Spezialmagazine mit dreissig Schuss mitzugeben, uns beinahe den Rest gegeben. Das grössere Magazin verursachte nicht nur Ladehemmungen durch doppelt zugeführte Patronen, sondern war zu schwer für die Magazinverriegelung, so dass die kleinste Erschütterung das lange schwarze Magazin klappernd zu Boden fallen liess, wie es Harry Drew beim Vorbordgehen passiert war.

Unser Tagesziel, eine T-förmige Einmündung auf die Strasse zwischen Cabourg an der Küste und Troarn, war weniger als eineinhalb Kilometer entfernt. Wegen der taktischen Bedeutung der Kreuzung hatten die Deutschen sie befestigt und waren entschlossen, sie zu verteidigen.

Meine Rast im Gras dauerte nicht lange. Ich hörte, in einer der Scheunen des Bauernhofs liege ein verwundeter deutscher Offizier, und beeilte mich, ihn zu vernehmen.

Der schwarzhaarige junge Leutnant lag unbewacht, denn obwohl er in relativ guter Verfassung zu sein schien, traute man ihm keinen Fluchtversuch zu. Ich filzte ihn routinemässig und fand dabei eine Aufstellung der Mannschaftsstärke und Bewaffnung seiner Einheit und einen merkwürdig aussehenden Drehbleistift. Da ich noch unerfahren war, wollte ich so vorsichtig und gründlich sein, wie wir in der Ausbildung gelernt hatten. Ich zerlegte den Drehbleistift vollständig und stellte fest, dass es ... ein Drehbleistift war.

«Haben Sie Angst, dass er geladen ist?» fragte der Gefangene spöttisch.

«Vorsicht ist der bessere Teil der Tapferkeit», sagte ich gelassen. Daraufhin stellte er eine Frage, die ich immer wieder hören sollte: «Wieso sprechen Sie so perfekt Deutsch?»

Und ich antwortete, wie ich in Zukunft jedesmal antworten würde: «*Ich* stelle hier die Fragen.»

Unterdessen hatten die kanadischen Fallschirmjäger ihren Kampf gewonnen. Jetzt rückten sie in bester Stimmung dorthin ab, wo wir herkamen, um sich mit ihrer 6<sup>th</sup> Airborne Division zu vereinigen. Zu ihrer Kolonne gehörten 45 Gefangene, die sie gemacht hatten: eine mürrische, zerzauste Horde, die sich vermutlich schon viel früher ergeben hätte, wenn ihr Kommandeur nicht so unglaublich zäh gekämpft hätte. Dieser Offizier, ein Weissrusse, der ein mir unbekanntes grünes deutsches Ordensband trug, hatte buchstäblich bis zur letzten Patrone gekämpft und war so schwer verwundet worden, dass die Sanitäter nicht zuliessen, dass ich ihn vernahm. Er hatte seine Stellung gehalten, solange er überhaupt stehen konnte, und mit mehreren Waffen geschossen, die sein noch sehr junger Bursche ihm geladen hatte. Wie durch ein Wunder war der Junge ohne einen Kratzer davongekommen, aber mein Versuch, ihn zu befragen, scheiterte daran, dass er nur Russisch sprach. Sein Chef wurde von französischen Zivilsanitätern mit einer uralten blauen Limousine mit hastig aufgemalten roten Kreuzen abtransportiert.

Den Kanadiern war offenbar wie uns gesagt worden, sie würden nach England zurückkehren, sobald sie ihren Kampfauftrag ausgeführt hatten. Da sie glaubten, zur Wiedereinschiffung zu marschieren, warfen sie uns ihre Zigaretten, es waren Sweet Caporals, zu, als wir ihr Abrücken beobachteten und ihnen vom Strassenrand aus zujubelten.

Wir rückten in die ehemaligen deutschen Stellungen ein. Das taten wir im Allgemeinen nicht gern, weil der Feind dann genau wusste,

wo wir waren und wie die Stellungen aussahen. Diese hier bestand aus einem abgedeckten Gefechtsstand, von dem ein spiralförmig gewundener Schützengraben ausging. An einer Stelle stand der Graben mit weiteren Schützengräben jenseits der Strasse nach Troarn in Verbindung. Die Strasse war sogar untertunnelt, so dass wir uns innerhalb des ganzen Stellungssystems ungesehen bewegen konnten. In der zweiten Stellung fanden wir drei alte deutsche Maschinengewehre mit Trommelmagazinen, die unsere schwache Feuerkraft erfreulich stärkten. Aber das wertvollste Beutestück war eine Pak 40, eine 7,5-cm-Panzerabwehrkanone, die auf einer eingegrabenen, elektrisch betätigten Drehplattform montiert war. Diese Pak, deren Zerstörung den Deutschen nicht mehr gelungen war, rettete uns zweifellos das Leben. Munition gab es reichlich – allerdings nur panzerbrechende Granaten. Der Feind hatte offenbar mit Panzerangriffen, nicht mit Luftlandeunternehmen gerechnet.

Ich untersuchte die kleine Kanone genau. Ich kannte sie aus der Ausbildung, aber dies war die erste sogenannte Festungs-Pak, die ich tatsächlich zu Gesicht bekam. Die Deutschen hatten wieder einmal ihrer Leidenschaft für narrensichere Anweisungen gefrönt. Auf kleinen Blechschildern stand die komplette Bedienungsanleitung der Pak. Innen im Turm waren alle markanten Geländepunkte mit genauen Entfernungsangaben aufgezeichnet. Beispielsweise war angegeben, dass ein sauber gezeichneter grosser Einzelbaum exakt 624 Meter entfernt war. Die Deutschen hatten ihre jahrelange Vorbereitungszeit auf die alliierte Invasion sehr konstruktiv genutzt – zu unserem Vorteil, wie sich zeigen sollte.

Dann hatten wir nochmals Glück. Alle britischen Commandos trugen am Barett das Mützenabzeichen ihrer Stammeinheit. Mir war ein stämmiger, blonder junger Mann mit rundem Gesicht aufgefallen, der das Mützenabzeichen der Royal Artillery trug: die Messing-silhouette einer Kanone und darunter die Regimentsdevise

*Ubique* (allgegenwärtig). Für mich war das jetzt ein wundervoller Anblick. *Ubique*, in der Tat!

Das war meine Chance. Ich übersetzte Kanonier Richardson, der aufmerksam zuhörte, die deutschen Anweisungen Wort für Wort. Dann beschloss er, Hauptmann Robinson um Erlaubnis zu bitten, gemeinsam mit seinem Kumpel die Kanone abfeuern zu dürfen.

«Sind Sie verrückt?» fragte Robinson grob. «Wollen Sie alles verfügbare deutsche Feuer zur Artilleriebekämpfung auf uns ziehen? Sie üben inzwischen weiter, und falls die Lage es erfordert, gebe ich Ihnen den Feuerbefehl. Sie sind beide von allen sonstigen Arbeiten befreit, damit Sie üben können. Weitermachen! «

Endlich konnten wir das tun, wonach die britischen Soldaten sich schon den ganzen Tag lang sehnten: Tee kochen und sogar ein dehydriertes Porridge oder unsere Trockensuppe essen. Rein geschmacklich waren die beiden Gerichte nur schwer zu unterscheiden.

Allmählich wurde es dunkel. Mit unserer Hochstimmung, weil wir nicht nur eine Kanone, sondern auch Kanoniere dafür hatten, war es schlagartig vorbei, als mehrere schlechte Nachrichten kamen. Erstens hatten die Einheiten rechts und links von uns sich nicht gemeldet, und wir bekamen auch keine Funkverbindung mit ihnen. Daher mussten wir annehmen, sie hätten ihre jeweiligen Angriffsziele nicht erreicht. Wir waren allein.

Zweitens konnte unser Funker mit seinem Funkgerät No. 18 den Stab von 6 Commando nicht hören – und wurde vermutlich seinerseits nicht gehört. Das Gerät funktionierte, aber der Funkverkehr war viel zu stark. Eigene und deutsche Meldungen unterschiedlicher Dringlichkeitsstufen blockierten sämtliche Frequenzen. Wir waren am weitesten entfernt, deshalb konnten wir weder hören noch gehört werden. Da die Verbindung zur Aussenwelt abgerissen war, fragten wir uns, ob wir nach einer fehlgeschlagenen Invasion

vielleicht die einzigen alliierten Truppen auf dem Festland waren. Wie Königin Viktoria einmal gesagt hatte, waren wir «nicht an den Möglichkeiten einer Niederlage interessiert, sie existieren nicht». Aber daran denken mussten wir trotzdem.

Tatsächlich hielten wir nur den Westrand des Dorfes mit der T-förmigen Strasseneinmündung ausserhalb der letzten Häuser besetzt. Einige hundert Meter südwestlich unserer Stellung stand ein Chateau, ein mittelgrosses einstöckiges Landhaus. Es schien verlassen zu sein.

Um vor einem Panzerangriff sicher zu sein, mussten wir zwei kleine Brücken über Wassergräben sprengen, und diese Detonationen weckten die Neugier einiger Dorfbewohner. Sie kamen heraus, um sich die Neuankömmlinge anzusehen. Einige erzählten von einem notgelandeten Flugzeug oder Lastensegler ganz in unserer Nähe, nur ungefähr eineinhalb Kilometer von hier. Die etwa zwanzig Mann Besatzung sollten unverletzt und von den Deutschen bisher nicht angegriffen worden sein. Ob wir sie nicht zu uns holen wollten? Diese Idee gefiel uns, zumal wir unsere Sollstärke weit unterschritten hatten und früher oder später mit einem deutschen Gegenangriff rechnen mussten. Ich fragte Hauptmann Robinson danach.

«Nein, das können wir leider nicht», sagte er. «Wir haben Befehl, in Varaville zu bleiben und es bis auf Weiteres zu halten. Ich darf das Leben meiner Männer nicht gefährden, indem ich sie zu riskanten Abenteuern losschicke.»

Er erteilte mir einen Auftrag. «Sagen Sie diesen Leuten», fuhr er fort, indem er zu den neugierigen Dorfbewohnern hinüberzeigte, «dass jeder, der sich nachts im Freien blicken lässt, erschossen wird. Ich darf mir mein Schussfeld nicht versperren lassen, und nachts können wir nicht beurteilen, wer dort herumläuft.»

Robinson nahm natürlich an, ich spräche Französisch, denn wer Deutsch konnte, beherrschte sicher alle europäischen Sprachen. Die Verantwortung dafür, diese wichtige Warnung in meinem Schulfranzösisch verbreiten zu müssen, lastete schwer auf mir. Um nicht

am Tod irgendwelcher Bürger von Varaville schuld zu sein, fragte ich den nächsten Gaffer nach dem hiesigen Pfarrhaus.

Es war schon fast dunkel, als ich ausser Atem das Pfarrhaus erreichte. Ein grosser Mann mit rosigem Gesicht, den ich trotz beginnender Stirnglatze auf kaum dreissig schätzte, öffnete auf mein Klopfen hin.

«*Monsieur le Curé ...*», begann ich.

«*Ah, vous parlez français!*» rief er freudig aus. Ich wollte ihn bitten, mir aufmerksam zuzuhören, weil ich eine sehr wichtige Warnung des britischen Kommandanten zu überbringen hatte.

Aber der Dorfpfarrer sprach zuerst. «Ich muss Sie etwas sehr Wichtiges fragen. Welch glücklicher Zufall, dass Sie unsere Sprache sprechen! Glauben Sie, dass wir hier in Varaville sicher sind? Oder wäre es besser, mit dem Rad nach Troarn zu fahren?»

«*Mon eher Monsieur le Curé*, bitte hören Sie sich an, was ich zu sagen habe.» Und ich machte ihm klar, dass ich seine Frage nicht beantworten konnte. Ich hatte keine Ahnung, von wem Troarn im Augenblick besetzt war. Ausserdem hätte ich ihm das nicht sagen dürfen. Und selbst wenn ich das gewusst und die Erlaubnis gehabt hätte, ihm zu erzählen, wo die Alliierten standen, hätte ich ihm keinen Rat geben können. Wo man in Sicherheit war, hing ganz davon ab, wie die Dinge sich in den kommenden Tagen entwickelten – welche Seite wo und wann siegte. «Ich rate Ihnen, mit reichlich Essen in den Keller zu gehen, ein paar Tage dort unten zu bleiben und erst dann wieder vorsichtig rauszukommen, um festzustellen, wie die Lage sich entwickelt hat.»

Er machte ein unglückliches Gesicht. «Das Problem ist nur, dass wir keine Keller haben. Das Grundwasser steht hier zu hoch.»

«Dann gehen Sie in das massivste Gebäude, das Sie finden können, vermutlich die Kirche, und bleiben dort. Aber ich habe einen äus-

serst wichtigen Befehl für Sie und das gesamte Dorf.» Ich warnte ihn vor dem nächtlichen Schusswaffengebrauch.

«Bitte gehen Sie gleich von Haus zu Haus, damit alle gewarnt sind!»

Er wirkte noch immer unglücklich. «Meine Haushälterin und ich könnten in einer Dreiviertelstunde in Troarn sein ...» Dann schlurfte er trübselig den Kopf schüttelnd davon, um seine Schäfchen zu warnen.

Um 21.30 Uhr empfing unser Funker zufällig eine BBC-Sendung: General Eisenhowers Proklamation über den D-Day und unsere bisherigen Erfolge – in deutscher Sprache. Damit verflogen etwaige Befürchtungen, wir könnten hier allein sein. Ich dolmetschte simultan, was unser Oberbefehlshaber sagte, und meine britischen Kameraden brachen in Hurrageschrei aus.

Der D-Day war vorbei.

Und dann kam der Gegenangriff.



Arnold und Hermine Metzger,  
die Grosseltern des Verfassers,  
Wien um 1910.

Der Vater des Verfassers, Oberleutnant Rudolf Arany (zweiter von links, stehend), im  
Ersten Weltkrieg im Stab von Feldmarschall August von Mackensen.





Im Pionierkorps – der Verfasser rechts, Marischka beim Anzünden seiner Zigarette, zwischen ihnen der Klarinettist Salinger, der später im Panzerkorps fiel.

Im Pionierkorps – der Verfasser rechts aussen.





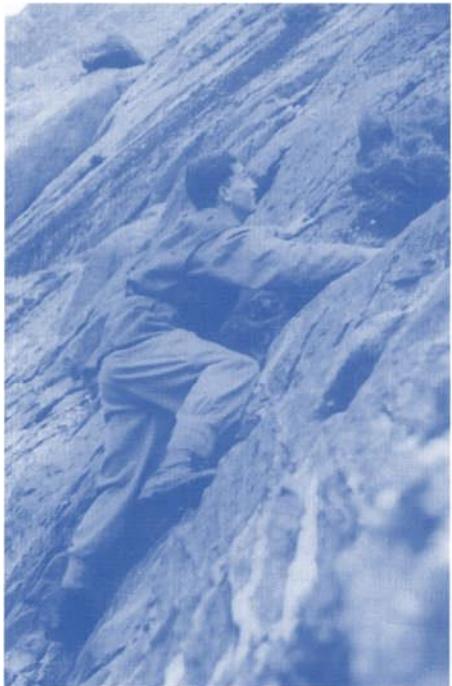
Der Skipper Hilton-Jones, ein Vorbild für seine Männer.

Die fünf Männer von 3 Troop, die am D-Day mit 6 Commando landen sollten: (von links nach rechts, stehend) Mason, Obergefreiter Nichols, Gefreiter Masters (vorn) MacGregor, Drew.





Der Autor (links) und Leslie Wallen erklettern die Ydwal Slabs in Wales.



Andrew Carson bei der Kletterausbildung in den Ydwal Slabs in Wales.



Bei der Kletterausbildung: der Autor (oben links), Mason, Carson, Firth, Wallen, Gilbert und Villiers (vorn).

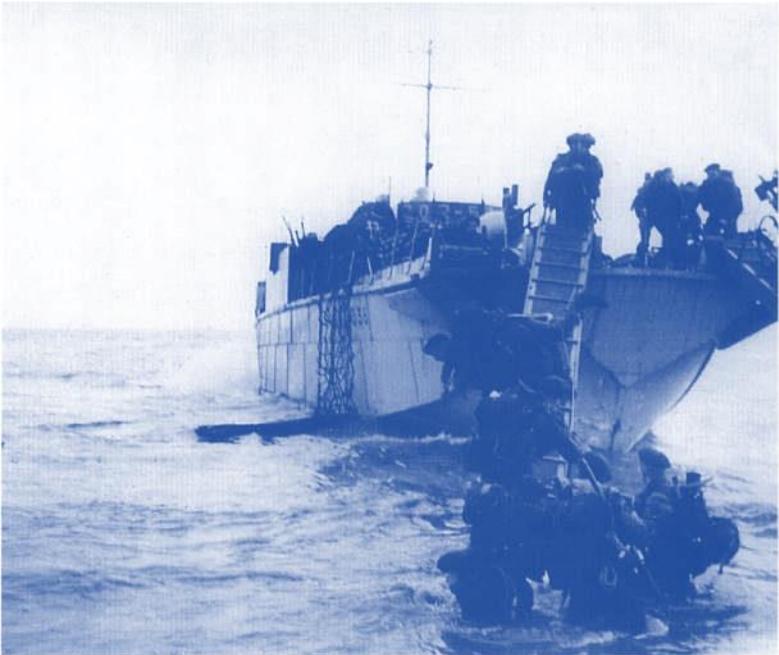
D-Day: Vorbereitung zur Ausschiffung auf einem LCI (Landing Craft Infantry) auf See – Commandos tragen keine Stahlhelme.

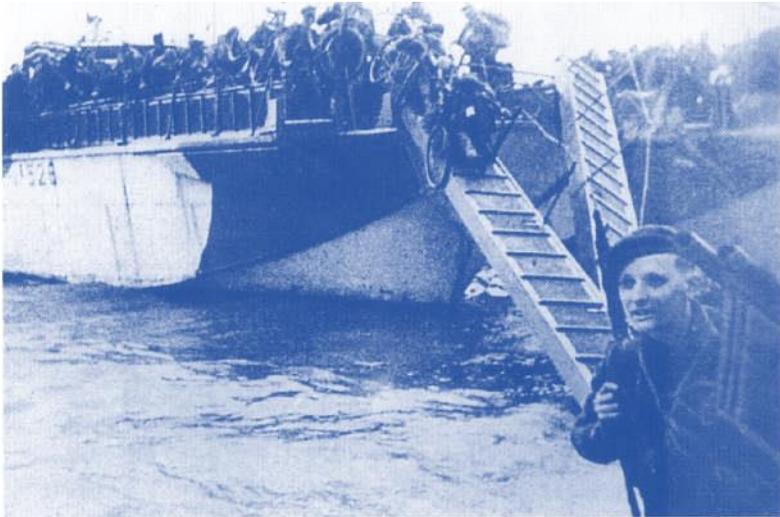




Normandie: 6 Commando geht mit selbst beschafften Pickeln und Schaufeln an Land.

Der Fahrradtrupp geht von Bord eines Landungsboots.





Sayers von 3 Troop am Strand, hinten geht der Fahrradtrupp an Land.

Der Fahrradtrupp beeilt sich, den Strand in der Normandie zu verlassen.





Schweres Gerät wird am Strand entladen.

Normandie: Moody (Mitte) und Envers (rechts vorn) befragen französische Zivilisten.





Griffith' vorläufiges Grab beweist, dass seine «Legende» bis zuletzt glaubhaft war.



*When you left  
your wife*

you tried to console her in the belief, that by  
•this very last, great effort of all Allies together•  
*the war will definitely be over within a few months.*  
Well - in between perhaps you already changed your mind  
a bit, getting just the first, slight impression of what means

### **Invasion**

In order to preserve you from any further disappointments  
You ought to know :

You are facing German soldiers now, defending the  
forefield of their home.

5 7 1

Deutsches Propagandaflugblatt, das uns nicht einschüch-  
terte, sondern nur amüsierte.



Deutsches Flugblatt, das britischen Soldaten Raketenangriffe auf ihre Familien in der Heimat androhte.

# **Hell-Dogs over England !**

**For two years** Allied bombers tried to wipe out one German city after the other, killing or wounding millions of innocent women and children. In spite of all German warnings and the confession by responsible Anglo-American authorities, that German industries could not be stopped to increase their output steadily, the massacre was continued.

## **Now it's our turn !**

Since midnight June 15th/16th a new German long-range weapon of most terrible explosive effect is continuously engaged in massed large-scale raids over London and South-East England. We hate this war against the defenceless population, but you have forced this fight upon us.

**These raids will be continued until  
a decisive military goal is reached.**

Statement of an American radio-reporter, broadcasted on June 16th from U. S. A. :

*"The new German secret weapon is, there is no doubt about it, the beginning of a new aera in war-history of the world."*



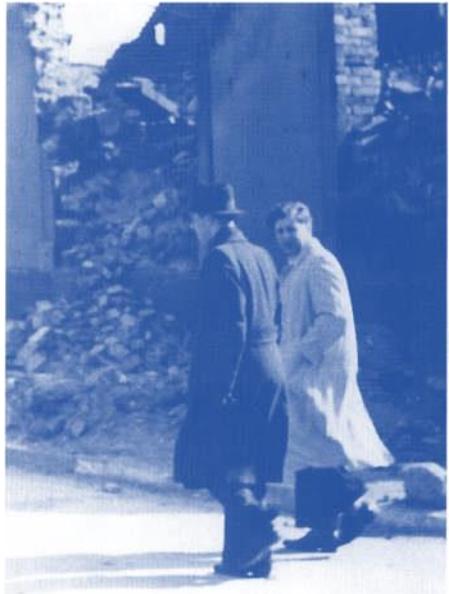
Latimer macht auf Walcheren Gefangene, November 1944.

Obergefreiter Tom Spencer in Neustadt, Holstein, Juni 1945.





Oberleutnant Masters auf der Insel Wright im letzten Urlaub, bevor er aus dem Kriegsdienst entlassen wurde.



Ron Gilbert (rechts) auf einem seltenen Foto bei einem Geheimunternehmen, bei dem er mit einem ehemaligen deutschen Piloten zusammentraf, den er später wegen illegaler Untergrundtätigkeit verhaftete. Gilbert wurde mit dem MBE-Orden ausgezeichnet.



Der Verfasser (vorn links) beim jährlichen D-Day Anniversary Banquet auf Saulniers Bauernhof. Ian Harris sitzt links neben dem Autor, ihm gegenüber steht Oberst Beattie, der Nachrichtoffizier der Brigade.



Bei einer Ehrung von Helden des Zweiten Weltkriegs wird Ian Harris, MM, Königin Elisabeth II. vorgestellt.

## 16.

# Vermisst gemeldet

Das einige hundert Meter hinter uns stehende Château wurde als erstes getroffen, als die Beschiessung begann. Es ging in Flammen auf, offenbar hatte es dem Feind als Munitionslager gedient. Als eine Granate anscheinend zwischen gestapelten Munitionskisten detonierte, löste sie nicht nur einen Brand aus, der die idyllische Heckenlandschaft erhellte, sondern auch ein spektakuläres und tatsächlich sogar recht schönes Feuerwerk. Kleine Detonationen wechselten sich mit den gepunkteten Linien orangeroter Leuchtschosse ab, die in die samtblaue Nacht davonflogen.

Ob die Deutschen das Chateau absichtlich zerstörten oder es nur beim Einschossen auf unsere Stellung erwischten, weiss ich nicht. Klar war jedoch, dass sie von dem Verlust ihres Stützpunkts wussten und ihr Möglichstes taten, um uns mit massivem Feuer ihrer mittleren Artillerie, dem nachts oder bei Tagesanbruch unweigerlich ein Infanterieangriff folgen würde, sturmreif zu schiessen.

Glücklicherweise pfffen die Granaten über uns hinweg und detonierten auf dem nächsten Acker. Danach herrschte Stille, unheimliche Stille. Die Deutschen mussten zu dem Schluss gekommen sein, wir seien noch nicht sturmreif gemacht, denn der erwartete Infanterieangriff blieb aus. Inzwischen rief unser Funker immer wieder den Stab von 6 Commando, um sich zu erkundigen, was aus den Nachbareinheiten geworden sei, die mit uns Verbindung aufnehmen und unsere Front verstärken sollten. Keine Antwort. Wir sollten Varaville halten, bis weitere Befehle kamen. Aber die Akkus des Funkgeräts waren fast leer. In Erwartung des Befehls, den

wir voraussichtlich erhalten würden, falls wir lange genug lebten, hatten wir unsere Klappräder abends am Strassenrand bereitgelegt, um jederzeit losfahren zu können.

Unser Funker praktizierte jetzt ein Notverfahren, um den fast leeren Akku seines Funkgeräts, unsere Rettungsleine, möglichst zu schonen. Er schaltete es nur zu jeder vollen Stunde für zwei Minuten ein. Aber er bekam keine Antwort, was zu beweisen schien, dass uns niemand hörte. Wir waren nur rund dreissig Mann, deren Stimmung immer trübseliger wurde. Wie um Himmels willen sollten wir den absolut sicheren feindlichen Sturmangriff zurückschlagen können?

Dann eröffneten die Granatwerfer das Feuer. Ihre Abschüsse klangen, als werde irgendwo in der Nacht Holz gehackt. Die Granaten segelten in hohem Bogen heran, schlugen dicht bei uns ein und detonierten ohrenbetäubend laut.

Im Gefechtsstand stand ein altes eisernes Bettgestell ohne Matratze, auf dem einige von uns zuvor versucht hatten, etwas Schlaf zu finden. Aber als nun der feindliche Sturmangriff bevorstand, waren wir alle mit schussbereiten Waffen draussen im Schützengraben auf dem Posten. Die Stellung jenseits der Strasse Cabourg-Vavrille-Troarn, die mit unserem Schützengraben durch einen unter dieser Strasse hindurchführenden Tunnel verbunden war, war ebenfalls bestzt.

Der deutsche Sturmangriff kündigte sich durch MG-Feuer aus Osten an. Wir antworteten – vielleicht etwas voreilig – mit kurzen Feuerstössen des Bren-Maschinengewehrs und längeren aus den erbeuteten alten MGs. Sobald die feindlichen MG-Schützen sahen, woher unser Feuer kam, antworteten sie mit vernichtend treffsicheren Feuerstössen. Vier unserer Männer wurden sofort getroffen.

Nun erhielt Kanonier Richardson von Hauptmann Robinson den Befehl, das Feuer mit unserer erbeuteten Pak zu eröffnen. Ich hatte den Eindruck, die ersten Schüsse trafen ein paar Gebäude die fast fünfundvierzig Grad südlich des Gebiets standen, in dem ich den Feind vermutete. Aber Richardson korrigierte die Lage seiner

Schüsse rasch und feuerte in dem Bewusstsein, reichlich Munition zu haben, munter weiter.

Die feindlichen Granatwerfer begannen sofort mit ihrem Feuer zur Artilleriebekämpfung. Ihre Richtschützen wussten genau, wo die Pak 40 stand, sie musste in ihren Karten eingetragen sein. Sie brauchten sich kaum einzuschiessen, um ihr Ziel zu finden, und das Einschossen ging dann auch sehr rasch. Nach einer Detonation dicht hinter der Pak folgte eine weitere in dem engen Raum zwischen Kanone und Gefechtsstand. Der dritte Schuss war ein Volltreffer. Wo die Pak, Kanonier Richardson und sein Kamerad gewesen waren, hing eine Staubwolke.

Wir glaubten, nun sei es um uns geschehen. Wie konnte unsere schwache Besatzung hoffen, einen Angriff zurückzuschlagen, der anscheinend in Kompaniestärke geführt wurde? Mit der Pak und reichlich Munition hätten wir eine Chance gehabt. Aber jetzt?

Dann schoss Kanonier Richardson weiter.

Wie er später berichtete, hatte er die Werfergranate kommen gehört, und er und seine Kameraden hatten sich aufeinander auf den Boden des winzigen Turms geworfen. Als die Granate auf seinem Sims detonierte, hatten sie geglaubt, erledigt zu sein, aber zu ihrer Überraschung waren sie nicht einmal verwundet. Da sie wussten, dass es darauf ankam, die Deutschen daran zu hindern, sich zum Angriff zu formieren, sprangen sie auf, um wieder zu schießen, nachzuladen und erneut zu schießen.

Unsere Miniartillerie war zweifellos unsere Rettung, denn bis Tagesanbruch erreichte kein einziger Deutscher unsere Stellung. Aber wir wussten genau, dass wir sie nicht mehr lange würden halten können – vor allem nicht, wenn der Feind Verstärkung bekam oder es schaffte, auch nur einen Panzer über die Wassergräben zu bringen, an denen wir die Brücken gesprengt hatten.

Unser Funker schaltete sein fast leeres Gerät weiterhin zu jeder vol-

len Stunde nur zwei Minuten lang ein. Um 6.00 Uhr ereignete sich ein weiteres Wunder. «1 Troop, 6 Commando, hier Sunray. Falls Sie diese Nachricht empfangen: Kommen Sie sofort zum Gefechtsstand zurück. Umgehen Sie auf dem Rückmarsch Bréville, das der Feind zurückerobert hat. Ich wiederhole: Kommen Sie sofort zurück.»

Hauptmann Robinson befahl uns, die Waffen, Landkarten und Ferngläser unserer Gefallenen zu bergen. Wir beeilten uns, diesen Befehl auszuführen, und bei Tagesanbruch rannte die erste Gruppe zu ihren am Strassenrand liegenden Fahrrädern, während wir anderen ihr Feuerschutz gaben. Dort warf sie sich in Deckung und gab den nächsten Gruppen Feuerschutz. Unsere Kanoniere verliessen ihre Stellung als letzte. Bald lag Varaville hinter uns. Die Absetzbewegung klappte nur, weil unser Feuer die Deutschen so entmutigt hatte, dass sie vorläufig keinen Angriff mehr wagten.

Als wir uns Bréville näherten, verliessen wir die Strasse und schoben unsere Fahrräder über ein Feld zu einem verlassenem Bauernhof. Wir sahen Hühner und fanden einige Eier, die wir roh assen, während wir kurz rasteten. Danach mussten wir über ein riesiges freies Stoppelfeld, das wir in Schützenreihe diagonal überquerten. Plötzlich schoss eine deutsche Batterie sich auf unsere, ihre Fahrräder schiebende Kolonne ein. Die ersten Schüsse lagen zu kurz, die nächsten zu weit, und die dritte Lage traf. Drei unserer Männer fielen. Als Schlussmann hatte ich den Auftrag, dem Funker notfalls mit seinem schweren Gerät zu helfen. Als die dritte Lage einschlug, warfen wir uns zu Boden. Leider bekam das seinem Funkgerät nicht: es zerfiel in mehrere Teile. Wir bauten es hastig wieder zusammen.

Unser Troop war weit auseinandergezogen, deshalb benützten wir unsere Ferngläser, um zu sehen, ob die drei Getroffenen noch Lebenszeichen von sich gaben, bevor wir zum Spurt übers Feld ansetzten. Keiner der drei bewegte sich. Als wir eben aufspringen

wollten, sahen wir eine Gruppe von Männern, die sich uns aus der Richtung näherten, aus der das feindliche Feuer gekommen war. Sie kamen aus Osten und hatte die Sonne hinter sich – kleine schwarze Gestalten am jenseitigen Rand des gelben Feldes –, so dass wir nicht unterscheiden konnten, ob es sich um Freund oder Feind handelte. Wir waren lieber vorsichtig und verschwanden in dem stacheligen Buschwerk. Das Funkgerät fiel wieder auseinander. Wir liessen es mitsamt unseren Fahrrädern liegen und verkrochen uns noch tiefer in die Büsche. Dort blieben wir mit dem Gesicht nach unten bewegungslos liegen, während die Männer näherkamen. Wir bemühten uns, ausser dem Knirschen der Stoppeln unter ihren Schritten vielleicht auch Stimmen zu hören, damit wir wussten, zu welcher Seite sie gehörten. Als die Unbekannten vorbei waren, ohne uns bemerkt zu haben, krochen wir wieder heraus, bauten das Funkgerät erneut zusammen, schnallten es ans Fahrrad des Funkers und kontrollierten nochmals unsere Gefallen. Keiner bewegte sich. Dann setzten wir zu unserem Spurt an. Als wir losrannten, sahen wir aus der Richtung, in die wir wollten, ein Fahrzeug auf die Gefallenen zurasen. Es erwies sich als ein Jeep mit einer riesigen Rotkreuzflagge. Diesen Sanitätswagen musste Robinson losgeschickt haben, sobald er selbst halbwegs in Sicherheit gewesen war. Der Jeep hielt neben den bewegungslos daliegenden Männern. Als wir auf sie zurannten, sahen wir zu unserer Verblüffung, wie sich alle drei aufsetzten. Sie hatten sich totgestellt, damit der Feind sein Feuer einstellte. Die Sanitäter luden sie auf Tragbahren, denn alle drei waren verwundet.

Wir fragten die Sanitäter nach unserem Troop und erfuhren, dass der Gefechtsstand sich in Amfréville-le-Plein befand – einen Kilometer auf der am Ende des Feldes vorbeiführenden Strasse entfernt. Nach ein paar aufmunternden Worten an unsere verwundeten Kameraden trabten wir im Laufschrift über die zweite Hälfte des gel-

ben Stoppelfelds. Tatsächlich war dort eine Strasse. Wir bestiegen unsere Fahrräder und strampelten in flottem Tempo an den von Mauern umgebenen Bauernhöfen ausserhalb von Amfréville vorbei, um so schnell wie möglich wieder zu den anderen zu kommen. Anfangs begegneten wir niemandem, aber als wir um eine Ecke bogen, kam uns mit raschen Schritten eine vertraute Gestalt entgegen.

«Peter! Gott sei Dank, du lebst!» Das war Gerald Nichols, der gehört hatte, der Fahrradtrupp sei aus Varaville zurück, und sofort rausgelaufen war, um zu sehen, ob ich dabei war. «Ihr seid alle als vermisst gemeldet!»

Damit waren wir wieder bei der Herde, aber wir konnten uns nicht lange ausruhen. Wir wurden auf einer schmalen, sanft abfallenden Allee nach Sallenelles hinuntergeschickt, einem kleinen Dorf, das in Küstennähe an der linken Flanke unseres Brückenkopfs lag. Dort sollten wir das No. 45 Royal Marine Commando in Franceville-Plage verstärken. Bevor wir unsere Stellung bezogen, hatte ich Gelegenheit, das winzige Dorf zu erkunden. Zu meiner Verblüffung war die Bar an der einzigen Strassenkreuzung geöffnet und gut besucht. Die Gäste waren lauter Einheimische, die aufgeregt die Möglichkeit nutzten, mir eine wichtige militärische Information mitzuteilen.

«*Le Blockhaus!*» schrien sie fast im Chor. «*Le Blockhaus – il faut capturer le Blockhaus tout de suite.*» (Das Blockhaus muss sofort erobert werden.)

Vor der offenen Eingangstür hielt mit quietschenden Reifen ein Jeep, aus dem der zweite Gast mit einem grünen Barrett sprang, der jemals diese Bar in Sallenelles betreten hatte: George Saunders. Ausser Nichols, mit dem ich kurz gesprochen hatte, war er der einzige Angehörige von No. 3 Troop, dem ich bisher begegnet war. Das musste mit einem Drink gefeiert werden, aber ich hatte noch nie einen Drink auf Französisch bestellt. Wie übersetzte man *Scotch*? Ich kam gar nicht auf die Idee, *Scotch* könnte im Französischen *Scotch* heissen.

«*Un verre d'Écosse, s'il vous plaît*», bestellte ich bei dem jungen Barkeeper, der jedoch nicht darauf reagierte. Die meisten Männer aus der näheren Umgebung genehmigten sich an diesem Tag einen Calvados oder Cidre und erzählten einander von ihren haarsträubenden Erlebnissen seit dem *débarquement* gestern Morgen. Der schnurrbärtige Barbesitzer stand mitten unter den Gästen, so dass der junge Mann hinter der Theke, der den typischen hellblauen normannischen Kittel und eine dunkelblaue Baskenmütze trug, alle Hände voll zu tun hatte, weil er Bestellungen entgegennehmen, Getränke einschenken und Gläser waschen musste.

«*Un verre d'Écosse, s'il vous plaît*», sagte ich noch einmal. «*Pardon, deux verres d'Écosse.*» Ich wollte George Saunders einen Drink spendieren. Aber der Barkeeper musterte mich verständnislos. «Ha?»

Ich wiederholte stockend meine Bestellung. Der junge Mann runzelte fragend die Stirn, beugte sich über die Theke und flüsterte vertraulich: «Hör zu, Kumpel, warum sagst du mir nicht einfach auf Englisch, was du willst, damit ich's dir geben kann?»

Ich war verblüfft. «Also gut – Scotch für mich und meinen Freund. Und wer bist du?» fragte ich, während er uns zwei reichlich bemessene Whiskeys einschenkte.

«Neuntes Fallschirmbataillon. Ich bin reichlich weit von meiner Truppe entfernt abgesetzt worden, und diese guten Leute haben mich versteckt und mir diese Klamotten gegeben, solange die Krauts noch hier waren. Dafür helfe ich ihnen jetzt. Das ist nur fair, finde ich.»

«Die Fallschirmjäger liegen gleich neben uns», sagte ich. «Ich kann dir zeigen, wie du zu ihnen kommst.»

«Nicht so eilig, Kumpel. Mir gefällt dieser Job. Ich bleibe noch 'ne Weile, denke ich, und warte ab, wie sich die Dinge entwickeln.»

Wir prosteten einander zu und tranken auf den Erfolg der Invasion. George und ich bekamen heraus, dass *le Blockhaus* (das unbedingt

erobert werden musste) der massive Betonbunker eines schweren deutschen Geschützes in Merville südlich von Franceville-Plage war. Es sollte uns noch wochenlang Schwierigkeiten machen, denn wir hatten nicht die Mittel, um es wirkungsvoll zu bekämpfen. Das einziehbare Geschützrohr wurde jeden Tag nur einige Male ausgefahren, feuerte mehrere schwere Granaten auf unsere Landungsstrände und verschwand wieder. Danach wurde das massive Stahltor bis zum nächsten Mal zugeknallt. Auch die Bedienungsmannschaft war unter dreieinhalb Meter Stahlbeton praktisch unverwundbar. Die Einheimischen hatten völlig recht, wenn sie uns rieten, *le Blockhaus* zu erobern, aber das würde noch etwas warten müssen.

Nachdem der Scotch meine Lebensgeister wiederbelebt hatte, fragte ich den Fallschirmjäger, ob seine französischen Freunde etwas dagegen haben würden, wenn ich mich irgendwo im Haus wusch und rasierte.

«Das kannst du am besten in der Boulangerie nebenan. Geh einfach rein und sprich mit der Bäckerfrau.»

Diese freundliche Frau war sofort einverstanden und schickte mich mit einem altmodischen Porzellankrug mit heissem Wasser nach oben. In dem sonnigen vorderen Schlafzimmer mit seiner geblühten Tapete goss ich das Wasser in die Porzellanschüssel auf dem Waschtisch. Ich machte den Oberkörper frei und sah in den Wandspiegel, aus dem mir ein angespanntes, hageres, gequältes Gesicht überrascht und verwirrt entgegenstarrte. Ich hatte Mühe, es als meines zu erkennen.

George fuhr davon, und wir begegneten uns nicht wieder. Er geriet noch am selben Tag, dem 7. Juni, am Bein verwundet in Gefangenschaft und wurde von einem mit Verwundeten beladenen deutschen Krankenwagen abtransportiert. Vor einer Kreuzung merkte er, dass der Fahrer zögerte, sie zu überqueren, und erbot sich, diese ihm angeblich gut bekannte Kreuzung zu erkunden. George versicherte dem Fahrer, er brauche keinen Fluchtversuch zu befürchten, weil

er mit seiner Beinwunde kaum laufen könne. Der Fahrer war einverstanden, und George humpelte davon – aber als er eine dichte Hecke erreichte, rannte er wie der Blitz um Leben und Freiheit. Er sprang in einen Tümpel und blieb anfangs unentdeckt. Nachdem er wieder geschnappt worden war, wurde er mit dem Zug in ein sicheres Kriegsgefangenenlager weit hinter der Front gebracht. Dort überlebte er den Krieg.

In Sallenelles begannen wir, uns hinter einigen Häusern an der ins Dorf hinunterführenden Strasse einzugraben. Da das 45 Royal Marine Commando vor uns in Franceville-Plage lag, wollten wir unsere Stellungen ausbauen, um unter der Erde vor Artilleriefeuer und Granatwerfern geschützt schlafen zu können. Aber dann kamen immer mehr französische Zivilisten den Hügel herauf: Sie schoben Handkarren und Kinderwagen, schleppten Bündel und Koffer, unter deren Gewicht sie keuchten, und hatten es sichtlich eilig, aus Sallenelles wegzukommen. Ich fragte, was dieser plötzliche Exodus zu bedeuten habe, und bekam zur Antwort: «*Les boches! Ils retournent!*»

Wie sich herausstellte, zog sich 45 Commando aus Franceville-Plage in eine Stellung hinter uns zurück. Später hörten wir, dass die Tatsache, dass man Franceville-Plage fast ohne eigene Verluste hatte räumen können, nicht zuletzt zwei Angehörigen von 3 Troop zu verdanken war: Dave Stewart und Percy Shelley (Samson). Stewart, ein eulenhafter, kleiner Mann, gehörte zu den wirklichen Intellektuellen des Troops. Er war älter als die meisten, klein, stämmig und mindestens so zäh wie seine grösseren Kameraden. Er hatte schwarzes Haar, viele Stirnfalten und einen breiten, stets gern lächelnden Mund, aus dem man immer ein kluges Wort oder eine witzige Bemerkung erwarten konnte. Shelley war mittelgross und hatte ein dreieckiges Gesicht unter hellbraunen Locken. Als Spross einer reichen Hamburger Bankiersfamilie besass er einige exzentrische Züge. Schon die Wahl seines Decknamens war bezeichnend. Ich glaube nicht, dass er den Vornamen Percy gewählt hatte,

aber der gehörte automatisch zu Shelley, wir nannten ihn immer so, und das schien ihn nicht zu stören. Am D-Day befand 45 Commando sich in Franceville-Plage in sehr prekärer Lage. Es wurde von weit überlegenen deutschen Kräften in einem der für die Normandie typischen Vierseithöfe belagert, der von einer Steinmauer umschlossen war, die nur von dem imposanten Einfahrtstor unterbrochen wurde.

Der Feind wurde kühner. Er schloss den Hof von allen Seiten ein und warf Stiel- und Eierhandgranaten über die Mauern, wobei die Belagerten mehrere Verluste erlitten. Also suchten die Männer natürlich Deckung, weil niemand wusste, wo der unsichtbare Feind die nächste Handgranate über die Mauer werfen würde. Stewarts scharfer Verstand analysierte die Lage zutreffend. Konnten der Feind Handgranaten reinwerfen, konnten die Commandos welche rauswerfen. Waren die Deutschen nahe genug, um Handgranaten über die Mauer werfen zu können, waren sie ihrerseits durch britische Handgranaten verwundbar – zumal es dort draussen noch weniger Deckungsmöglichkeiten als auf dem Hof gab.

Statt zu versuchen, eine Gruppe von Handgranatenwerfern zu organisieren, was Zeitverlust durch Erklärungen bedeutet hätte, liefen Stewart und Shelley rasch von einer Deckung zur anderen und sammelten so viele Handgranaten ein, wie sie tragen konnten. Dann zogen sie die Sicherungsstifte heraus, warfen ihre Handgranaten in hohem Bogen über die Mauer und konzentrierten sich dabei auf die Stellen, an denen die meisten hereingeflogen waren. Als das Krachen detonierender Handgranaten verklungen war, herrschte draussen erst einmal ziemliche Ruhe.

Als nächstes arbeiteten die beiden Männer sich zum Tor vor, das immer wieder unter deutschem MG-Feuer lag, um einen Ausbruchversuch der Belagerten zu verhindern. Stewart und Shelley liessen sich zwei Bren-Maschinengewehre geben und robbten damit zu den steinernen Torsäulen vor. Sie schoben nur die Mündun-

gen ihrer Waffen hinaus, ohne sich selbst zu zeigen, schwenkten sie möglichst weit von links nach rechts und gaben dabei einige Feuerstösse auf den unsichtbaren Feind ab. Das deutsche Feuer verstummte wie erhofft – wenigstens solange die beiden Trooper selbst schossen.

Nach diesen Erfolgen schlugen sie ihrem Kommandeur vor, die Belagerten sollten sich zu einem Ausbruch formieren – zu einer Phalanx mit automatischen Waffen an der Spitze und den beiden Brens als Feuerschutz. Das klappte wirklich sehr gut, und die Commandos zogen sich mit einem Minimum an Verlusten zurück.

Die Verlegung von 45 Commando bedeutete, dass wir wieder an der Front standen. Wir *waren* die Front. Das erforderte natürlich eine ganz andere Abwehrtaktik. Deshalb hoben wir dicht neben der Strasse Schützengräben mit einem Schussfeld aus, das die Strasse einschloss, die der zurückkommende Feind würde benützen müssen. Ich versuchte zu erfragen, wie gross der Vorsprung der fliehenden Dorfbewohner vor den Deutschen war. Meine atemlosen Informanten versicherten mir, der Feind sei ihnen hart auf den Fersen, er werde jeden Augenblick in Sicht kommen.

Hauptmann Robinson fand, wir bräuchten etwas mehr Zeit und Raum, wenn wir einen energischen Vorstoss mit einer Handvoll müder Männer aufhalten wollten. Also verlegten wir unsere Stellung einige Dutzend Meter höher den Hügel hinauf, wo nördlich der Strasse eine mit Buschgruppen durchsetzte Wiese lag. Dort gruben wir uns erneut ein, um das Feuer auf den anrückenden Feind eröffnen zu können, sobald er nach dem letzten Haus von Sallenelles, einer stattlichen einstöckigen Villa, den Hügel heraufkam.

Dann schickte Robbo zwei seiner bewährtesten Männer los, um feststellen zu lassen, wo die Deutschen wirklich standen. Über der sanft gewellten Heckenlandschaft der Normandie lag eine fast unheimliche Stille. Während die Abenddämmerung herabsank, war nirgends ein Schuss zu hören. Als die beiden Männer nicht zurück-

kamen, schickte Robinson mich zu einer Buschgruppe vor, von der aus die Strasse besser einzusehen war. «Sie melden sofort jede Beobachtung und kommen zurück, wenn es für eine Überwachung zu dunkel wird.» Ich hastete nach vorn, ging in dem stacheligen Gebüsch in Deckung und suchte die Strasse und ihre Umgebung mit meinem Fernglas ab, ohne irgendetwas zu sehen. Die beiden Männer kamen nicht zurück. Als es dunkel wurde, befürchtete ich, ein feindlicher Spähtrupp könnte mich unbemerkt vom Rest des Troops abschneiden. Weil ich merkte, dass ich als Beobachter nichts mehr ausrichten konnte, ging ich rasch zurück und war froh, wieder bei meiner Einheit zu sein.

Diese Illusion verhältnismässiger Behaglichkeit hielt jedoch nicht lange an, denn der Feind rückte erstaunlich laut auf der Strasse unterhalb unserer Wiese vor. Waffengeklirr liess deutlich erkennen, dass die nur wenige hundert Meter von uns entfernte Villa von starken Kräften besetzt wurde.

Hauptmann Robinson gab unserem Werferschützen unerschrocken den Feuerbefehl. Der kleine 5-cm-Granatwerfer bellte ein paarmal – mit vernichtender Wirkung. Eine Granate war anscheinend durch ein Fenster im ersten Stock geflogen oder auf dem Fensterbrett detoniert. Diesen Eindruck hatten wir, während wir unser Feuer gespannt beobachteten. Gellende Schreie zerrissen die Nacht. Sofort hämmerten mehrere MGs los, und der Werferschütze war augenblicklich tot. Da unsere Stellung jetzt bekannt war, verlegte Robinson uns fünfzig Meter weiter, wo wir uns zum viertenmal an diesem Abend Brusttief eingruben. Den Rest der Nacht verbrachten wir ruhelos und gelegentlich von feindlichen Feuerstössen aufgeschreckt. Als es Tag wurde, brauchten wir Verstärkung und Verpflegung. Stattdessen meldete das Stabsquartier sich über unser wieder funktionierendes Funkgerät und verlangte von allen Troops schnellstens Vorschläge für Auszeichnungen. Als unser Funker das Robbo meldete, antwortete der Hauptmann knapp: «Sagen Sie ihnen, dass wir beschäftigt sind.»

Wenige Minuten später wiederholte das Stabsquartier seine Aufforderung, diesmal jedoch drängender. «Dies ist ein Befehl, wer nicht antwortet, wird einfach übergangen.» Robinson stellte widerstrebend eine Liste zusammen, auf der er mehrere seiner Gefallenen und einige wenige andere Männer benannte.

Als das Stabsquartier sich eine halbe Stunde später erneut meldete, hatte unsere Lage sich verschlechtert. Diesmal lautete die Aufforderung an alle Einheiten: «Eine gekürzte Liste einreichen.» Robinson war wütend.

«Dort hinten haben sie wohl nichts anderes zu tun?» Trotzdem musste er der Aufforderung nachkommen.

Dann kam der nächste Funkspruch. «Die Listen müssen viel strenger gekürzt werden.» Die Erklärung dafür war, dass Auszeichnungen strikt rationiert werden mussten. Die Anzahl der Vorschläge für das Victoria Cross (die höchste britische Tapferkeitsauszeichnung) überstieg bereits die Gesamtzahl der im Ersten Weltkrieg verliehenen Kreuze.

Unterdessen hatte die Lage sich weiter verschlechtert. Wir mussten jederzeit mit einem Angriff rechnen und waren viel zu weit auseinandergezogen, als dass wir ihn hätten wesentlich verzögern oder gar aufhalten können.

Robinson griff sich das Mikrofon. «Hört mal zu», sagte er über Funk, «wenn ihr nicht zu sehr damit beschäftigt seid, Messingknöpfe zu polieren, Listen zu erstellen oder was ihr sonst tut, wär's dann nicht 'ne gute Idee, eure verdammten Ärsche hier rüber zu bequemen und uns zu helfen?» Schliesslich wurden wir abgezogen und mussten unsere Fahrräder zurücklassen. Tom Bell vom 1 Troop, 6 Commando, der später allen Grund hatte, sich an diesen Tag zu erinnern, sagte, wir sollten nachts zurückgeschickt werden, um in Salennes einzusickern und das Dorf in Brand zu stecken, sobald wir uns ausgeruht hatten. Schlaf brauchten wir allerdings. Wir nahmen lustlos ein nach nichts schmeckendes, aus unserer dehydrierten Verpflegung zusammengekochtes Mahl ein, dann stiegen wir die

steile Leiter auf den Heuboden einer kleinen Scheune hinauf. Dort streckten wir uns auf einer dünnen Lage Heu aus und schiefen sofort ein – aber nicht lange! Unsere Nachbarn, No. 4 Commando, wurden von starken Kräften angegriffen. Damit begannen die Deutschen ihre energischen Anstrengungen, den Stosskeil der Invasionsstruppen aus seinen Stellungen zu vertreiben. Der beginnende Gegenangriff erschien so besorgniserregend, dass wir erneut in den Kampf geworfen wurden. «Nummer vier helfen!» lautete der Ruf, und wir stürzten Hals über Kopf die Leiter hinunter, nachdem wir nicht viel mehr als ein Nickerchen gemacht hatten. Hauptmann Robinson führte uns um einen bewaldeten Hang herum und in einen von einer Hecke abgegrenzten Obstgarten. Mit seinen erfahrensten Sergeanten an seiner Seite – Männer, die sich in der nordafrikanischen Wüste ausgezeichnet hatten (einer von ihnen hatte sich die Military Medal zweimal erkämpft) – befahl er: «Bajonette aufpflanzen!», und wir stürmten in das flache Tal hinaus.

Der Feind hatte am Gegenhang ungefähr ein halbes Dutzend Maschinengewehre eingegraben, aber schon die Hälfte hätte genügt, um Robbos schneidigen Sturmangriff zurückzuschlagen. Sein Mut stand ausser Zweifel. Nachträglich muss man sich allerdings fragen, was er mit seiner Taktik bezweckte. Vielleicht glaubte er, ein kühner Sturmangriff würde die Deutschen so einschüchtern, dass wir sie überwältigen konnten. Aber wenn alle Führenden eines derartigen Angriffs sofort niedergemäht werden, ist es den Nachfolgenden trotz des Beispiels, das die Light Brigade bei Balaclava gegeben hat, fast unmöglich, ihn fortzusetzen.

Ein gut ausgebildeter Commando-Soldat ist im Allgemeinen zu intelligent, um die Aussichtslosigkeit einer Situation nicht zu erkennen. Er geht dann in Deckung und versucht, sich mit seinem gesamten Einfallsreichtum aus dieser schwierigen Lage zu befreien. Das mag bei Unternehmen, die blinden Gehorsam erfordern, ein

entschiedener Nachteil sein, andererseits können persönliche Initiative und selbständiges Mitdenken oft den Ausschlag geben.

Robinson wurde sofort getroffen, der Sergeant links neben ihm fiel, und der Sergeant rechts neben ihm wurde so schwer verwundet, dass er Invalide blieb. Obergefreiter Thompson, der ehemalige Garderegrenadier, der mir vor zwei Tagen in Bénouville das Leben gerettet hatte, als er mit seinem Maschinengewehr von der Schulter aus geschossen hatte, führte den Sturmangriff an. Er erhielt einen Bauchschuss, an dem er einige Stunden später starb. Niemand bat ihn um Verzeihung, wie er die von ihm getroffenen Deutschen um Verzeihung gebeten hatte. George Thompson war ein tapferer und sensibler Mann.

Tom Bell aus Robinsons Troop wurde am Kopf getroffen, als er zu Beginn des Angriffs durch die Hecke brach. Wie er später berichtete, hatte er sich bei dem um seine Ohren pfeifenden Geschosshagel eines leichten deutschen MGs gedacht: «Jesus, das ist ja wie ein gottverdammter Bienenschwarm!» Dann brach er bewusstlos zusammen. Aber er hatte das Gefühl, sofort wieder zu sich gekommen zu sein, obwohl er nicht wusste, wie lange er ohnmächtig gewesen war. «Ich merkte, dass ich durchs Gelände kroch, als ich auf Hauptmann Robinson stiess, dessen Hand zerschmettert war, gemeinsam schafften wir es, ihm den Arm abzubinden. Er erkannte mich nicht, weil mein Gesicht blutüberströmt war.» Troop Sergeant-Major Collins, Titch Siddaway (der bevorzugte Meldeläufer des Hauptmanns) und zwei weitere Männer wurden schwer verwundet. Trotz der eigenen Verwundung bemühte Tom Bell sich, einem von ihnen zu helfen. «Er war in verdammt schlechter Verfassung. Sein Kopf war durch Granatsplitter so schwer getroffen, dass ihm das rechte Auge praktisch über die Backe hing. Irgendwie schaffte ich es, ihn halb zu tragen, halb zu schleppen und zu unseren Linien zurückzubringen.»

Während das alles passierte, hatte «Tiny» Struthers, ein schlaksi-

ger, dunkelhaariger Sergeant, den Auftrag, mit seiner Gruppe, zu der auch ich gehörte, die Nachhut zu bilden. Als wir den bewaldeten Hang entlang nach vorn trabten, bog er als erster um eine Ecke. Er sah das Massaker vor sich und brüllte: «Runter!»

Wir waren zu sechst oder siebt hinter ihm und warfen uns zu Boden, um in Deckung zu gehen.

«Sanitäter!» Dieser Schrei kam von vorn, von einer Stelle knapp ausserhalb unserer Sichtweite. Zwei Männer mit einer Feldtrage rannten an uns vorbei und kamen wenig später mit dem ebenfalls verwundeten Leutnant Billington zurück. Als wir sahen, dass auch Hauptmann Robinson und Troop Sergeant-Major Collins ausgefallen waren, wurde uns bewusst, dass 1 Troop, 6 Commando jetzt keine Offiziere und keinen Sergeant-Major mehr hatte. Unser einziger weiterer Offizier hatte zu den vier Männern gehört, die in der Nacht nach dem D-Day in Varaville gefallen waren.

Tagsüber nahm die Wucht der feindlichen Gegenangriffe zu. Auch ohne Offiziere wurde No. 1 Troop, 6 Commando nochmals hastig eingesetzt, um eine Frontlücke bei 4 Commando zu schliessen. Ein Hauptmann aus No. 4 führte uns im Laufschrift zu einem Abschnitt der Strasse Sallenelles-Amfréville, der viel höher als die Stelle lag, an der wir uns ursprünglich zur Verteidigung eingerichtet hatten. Dort übernahmen wir Schützenlöcher unter einer Reihe hoher Nadelbäume, die dicht vor dem Weiler Hauger unmittelbar an der Strasse standen. In diese Stellung rückten wir so überstürzt ein, dass wir keine Verpflegung mitnahmen. Aber das störte uns erst am nächsten Tag, denn wir waren so beschäftigt, dass wir überhaupt nicht merkten, wie ausgehungert wir waren. Dann wurde es wieder Nacht. Wir lagen wieder an der Front und mussten auf den nächsten Versuch des Feindes gefasst sein, uns völlig aus den bereits geschrumpften eroberten Gebieten zu vertreiben. Zum Glück setzten die Deutschen in unserem Frontabschnitt noch keine Panzer ein und

versuchten nur, uns mit zweitklassiger Infanterie zu vertreiben. Sie bestand aus sogenannten «Ostbataillonen», in denen zum Dienst in der Wehrmacht gepresste Polen und Russen kämpften. Geführt wurden sie von deutschen Offizieren und Unteroffizieren, und ihre Werferschützen und Geschützbedienungen waren erstklassig, so dass normalerweise auch zweitklassige Infanterie eine ernste Gefahr für die übermüdeten, nur leicht bewaffneten Commandos und Luftlandetruppen hätte darstellen müssen.

Aus Gefangenenerhören wussten wir vom 3 Troop jedoch, dass die feindlichen Truppen so übermüdet waren wie wir, weil sie gerade eine zweiwöchige Übung mit beschränkter Verpflegung absolviert hatten. Irgendein brillanter Stratege auf ihrer Seite hatte sich diese Übung einfallen lassen, obwohl jeder wusste, dass die Invasion unmittelbar bevorstand. Tatsächlich sagten die Gefangenen aus, die Invasion sei ihnen völlig zutreffend angekündigt worden, man hatte sie innerhalb eines Zeitraums von zwei Wochen erwartet. Darüber hinaus waren sie vor unserer Landung durch massive alliierte Luftangriffe und schwersten Beschuss von See aus zermürt worden.

Ihr Oberkommando hatte natürlich nicht genau gewusst, wo wir landen würden und ob unser Landungsunternehmen wirklich schon die Invasion oder nur ein Ablenkungsmanöver war. Diese Ungewissheit wirkte sich zu unserem Vorteil aus, denn die Deutschen zögerten noch, ihre Reserven einzusetzen, bevor sie sich ihrer Sache ganz sicher waren. Das war zweifellos der Grund dafür, dass wir noch keine deutschen Panzer gesehen hatten.

Unterdessen konnten wir nicht voraussagen, ob das nächste Geräusch nicht das Rasseln von Panzerketten oder das Trampeln von Knobelbechern bei einem Bajonettangriff sein würde. Als Gefreitem unterstanden mir drei Splittergräben mit je zwei Mann. Ich hatte dafür zu sorgen, dass die Strasse und das freie Feld dahinter überwacht wurden. Dass diese an sich einfache Aufgabe schwierig

werden würde, zeigte sich bald: Als ich meine erste Runde machte, schliefen alle sechs Mann fest – auch die beiden, die Alarmbereitschaft hatten. Ich wollte ihnen einen Anpfiff verpassen, aber dann wurde mir klar, dass hier eine zuverlässige Wache gebraucht wurde, nicht Kritik, Vorwürfe und Bestrafung.

Ich holte die Männer zusammen und hielt eine knappe, aber deutliche Rede. «Ihr wisst, dass *ihr* unsere Frontlinie seid. Vor euch steht niemand mehr ausser einem Gegner, der fest entschlossen ist, euch zu erledigen. Schlaft ihr ein, kann es leicht passieren, dass ihr mit einem Bajonett im Bauch aufwacht. Deshalb verkürzen wir die Wachzeit auf nur eine Stunde. Bleibt wach, bleibt am Leben.»

Als ich nach der ersten Stunde wieder alle schlafend antraf, verkürzte ich die Wachzeit auf eine halbe Stunde. Und als sie selbst nach einer halben Stunde wieder fest schliefen, erfand ich ein neues System. Statt beide Männer gemeinsam Wache halten zu lassen, liess ich in jedem Schützengraben einen Mann breitbeinig über seinem Partner stehen, der nun legitim auf dem Grabenboden schlafen durfte. Meine Theorie war, dass der Stehende auf den Liegenden sacken würde, falls er einschlief, wodurch beide aufwachen mussten. Beim nächsten Kontrollgang nach einer halben Stunde schliefen wieder alle, einer über dem anderen.

Ich merkte, dass gerade die Angst, von der ich gehofft hatte, sie würde die Männer wachhalten, die entgegengesetzte Wirkung zeitigte. Meine Leute flüchteten sich aus ihren Ängsten in den Schlaf. In meiner Verzweiflung erklärte ich ihnen: «Also gut, ihr könnt jetzt alle schlafen. Die Wache für den Rest der Nacht übernehme ich selbst.»

Und genau das tat ich – beinahe. Baumstümpfe schienen sich in feindliche Soldaten zu verwandeln, die sich an mich anschlichen, und Büsche waren verdächtig, weil sie ständig näher zu kommen schienen. Ich merkte, dass ich immer wieder einnickte, um dann angstvoll aufzuschrecken. Um mich doch wachzuhalten, dachte ich

über eine Behauptung nach, die wir in unserer Bajonettausbildung gehört hatten: «Die Deutschen mögen keinen kalten Stahl.» Auch wenn ich mir *niemanden* vorstellen konnte, den der Gedanke, er könnte von kaltem Stahl durchbohrt werden, nicht wachgehalten hätte, döste ich immer wieder ein.

Endlich brach der Morgen an, ohne dass der Feind angegriffen hätte, was daran liegen mochte, dass die Qualität der den Deutschen zur Verfügung stehenden Infanterie zu schlecht war. Als es hell wurde, begannen sie mit ernsthafter Artillerievorbereitung. Nachdem wir anfangs geglaubt hatten, ihre Granaten zerlegten sich in der Luft, merkten wir bald, dass es sich um gewöhnliche Sprenggranaten handelte, die in den Kiefern über uns detonierten. Was auf uns herabregnete, waren Zweige, Äste und nur einzelne Granatsplitter.

Da es nun Tag war, kam es mehr denn je darauf an, das vor uns liegende weite Feld zwischen der Strasse und dem nächsten Waldrand zu überwachen. Am weitesten konnte ich sehen, wenn ich auf meinem Schützenloch stand, was ich aber nicht gerne tat, solange es Holz und Granatsplitter regnete. Folglich musste eine neue Methode erfunden werden. Ich stellte mich breitbeinig über mein Schützenloch, umarmte den kräftigen Baum unmittelbar daneben und suchte in dieser Haltung unser Vorfeld mit meinem Fernglas ab. Sobald ich das Pfeifen einer anfliegenden Granate hörte, schloss ich einfach die Beine und liess mich in mein Schützenloch fallen. Nach der Detonation überzeugte ich mich davon, dass ich noch zu den Lebenden gehörte, und kletterte wieder hinaus, um weiter das Feld zu beobachten. Und weil die feindliche Artillerie regelmässig und in ziemlich kurzen Abständen schoss, bekam ich reichlich Bewegung.

Zwischendurch hatte ich Zeit, über meine Lebenserwartung nachzudenken. Eine Woche? Was, so fragte ich mich, sollte dieser Blödsinn, dass Männer nicht weiterleben wollten, wenn sie ein Körperteil verloren? Welches Körperteil? Welchen Körperteil hätte ich

nicht opfern wollen, um weiterleben zu können? Gewiss, ich musste damit rechnen, vielleicht schon bald verwundet zu werden – aber nicht unbedingt tödlich. Wenn dies alles vorbei und erledigt war, würde es bestimmt Überlebende geben. Warum sollte ich nicht einer davon sein? Dann hörte ich die nächste Granate und liess mich wieder in mein Schützenloch fallen.

Im Laufe des Tages wurde das feindliche Feuer stärker. Trotz unserer kritischen Lage merkten wir allmählich, wie hungrig wir waren. Als unsere Notlage bemerkt wurde, kam jemand von hinten so weit nach vorn, wie er sich herantraute, und warf einen Sack mit Konservenbüchsen in unsere Richtung. Dort blieb er ziemlich lange liegen, weil niemand sein Leben für etwas Verpflegung riskieren wollte, solange es um uns herum Granatsplitter regnete. Schliesslich spurtete jemand, der hungriger und tapferer als die anderen war, zu dem Sack, kauerte davor nieder und warf zu jedem Schützengraben eine oder zwei Büchsen hinüber. Endlich Verpflegung! Unsere Konservendose enthielt das gefürchtete «M & V» (Meat & Vegetables, angeblich Fleisch und Gemüse, in Wirklichkeit ungeniessbare, nicht identifizierbare Brocken in einer Masse, die vermutlich Affenfett war). Jeder von uns hatte einen kleinen aufklappbaren Metallkocher für Trockenspirit in Tablettenform. Ein Streichholz und ein Kochgeschirr hätten genügt, um das Teufelsgeschirr wenigstens wärmen zu können, aber an diesem Tag assen wir es kalt.

Plötzlich erschien ein aussergewöhnlicher Mann auf der Bildfläche, der uns wieder Mut machen sollte. Durchs Unterholz hinter uns kam in aufrechter Haltung ein schlanker junger Hauptmann: Knyvet Carr, der Granatwerferoffizier von No. 4 Commando. Gross und blond, den einen Arm in einer blutigen Schlinge, das lange Gesicht kreidebleich, suchte er den Horizont mit dem Fernglas ab. Während um uns herum feindliche Granaten einschlugen, rief er seinem Funker, der hinter uns in Deckung gegangen war,

ganz ruhig sechsstellige Koordinaten zu. Ich fragte mich, ob der junge Hauptmann den Feind wirklich sah, und war sehr beruhigt, als er seinen Granatwerfern nach dem kurzen Einschliessen befahl: «Treffer. Wiederholen!»

Neue Sorgen befielen uns jedoch, als der Funker rief: «Den Werfern geht die Munition aus, Sir! Sie werden beschossen und müssen einen Stellungswechsel vornehmen, Sir!»

Wie wir später erfuhren, hatte unser Brigadekommandeur Lord Lovat alle grösseren Werfer der Brigade zusammengefasst – sie «brigadiert», wie das hiess –, um die Möglichkeit zu einem massiven Feuerschlag gegen Einzelziele zu haben. Das hatte die beabsichtigte Wirkung, den deutschen Gegenangriff zu zerschlagen, bevor die Sturmtruppen ihre Ausgangsposition verlassen konnten. Zwei weitere Angriffsversuche folgten – der eine bei No. 3 Commando, der andere bei No. 4 Commando rechts von uns.

Der erste Angriff wurde von Oberst Young zurückgeschlagen. Das gelang ihm, indem er alle seine Maschinenwaffen zu einem Feuerüberfall zusammenfasste. Das Überraschungsmoment dieser kühnen Taktik wirkte wie erwartet. Beim zweiten Angriff hatte der Feind das Pech, genau dort anzugreifen, wo No. 4 Commando seine MG-Staffel mit Vickers-Maschinengewehren und K Guns (Schnellfeuer-Maschinenkanonen, die wir erst vor Kurzem erhalten hatten), in Stellung gebracht hatte. Die MG-Schützen von 4 Commando warteten, bis die Deutschen sehr nahe herangekommen waren, bevor sie schlagartig das Feuer eröffneten. Danach herrschte in unserem Abschnitt Ruhe. Für einige Zeit.

Schliesslich wurde unser Troop zurück oder vielmehr ans andere Ende der Brigadefront in die Hauptstellung von No. 6 Commando auf Monsieur Saulniers Bauernhof in Amfréville und in seine Umgebung verlegt.

Den Mittelpunkt des kleinen Dorfs Amfréville bildet eine kreuzförmige Kirche, deren Mittelgang die Senkrechte des Kreuzes ist, wäh-

rend zwei Kapellen seine Querhölzer bilden. Die Kirche steht auf einem grossen rechteckigen Dorfanger, über den Wege zu ihrem Vorder- und Hintereingang führen. Da Gemeindemitglieder von ihren Häusern am Dorfanger aus schon immer Abkürzungen zur Kirche benützt haben, führen von allen Seiten und aus jeder Ecke Trampelpfade auf die Kirche zu. Aus der Luft erinnert Amfréville daher an den Union Jack (die britische Fahne) mit der Kirche als Mittelpunkt. Die Dörfer Hauger und Sallenelles liegen im Nordosten, Saulniers Hof liegt im Südwesten.

Auf der kleinen dreieckigen Grünfläche vor der Einfahrt des Bauernhofs sollten sich schon bald dramatische Ereignisse abspielen, die uns alle betreffen würden. Vorläufig diente sie jedoch nur als praktische Grabstätte, wie ich ziemlich schockiert feststellte, nachdem ich mich in einer der mit Stroh gefüllten Scheunen einquartiert hatte. Als unsere Brigade am Nachmittag des D-Days Amfréville eingenommen hatte, waren auch zwei deutsche Soldaten gefallen. Seitdem hatten sie in der Sonne gelegen, weil alle zu beschäftigt oder zu müde gewesen waren, um für ihre Bestattung zu sorgen. Gleichzeitig war dort auch ein glückloser Esel ums Leben gekommen, dessen brauner Kadaver jetzt von Fliegen umschwirrt dalag. Ein Blick durchs Scheunentor zeigte mir zwei Commandos, die ein grosses Loch gruben – für die beiden Leichen und den Kadaver. Als ich sie darauf ansprach, weil mich der Mangel an Ehrfurcht störte, versicherten sie mir, das sei ein nur als vorläufig gedachtes praktisches Verfahren. «Ausserdem dürfte sich keiner der drei darüber beschweren.»

Drei Tage später begann die gesamte Commando-Brigade von einem herumfahrenden deutschen Halbkettenfahrzeug, einem sogenannten Sdkfz (Sonderkraftfahrzeug) 251 belästigt zu werden. Dieses kampfstärke Halbkettenfahrzeug rasselte die Wege zwischen den hohen normannischen Doppelhecken entlang und beschoss uns mit seinem Raketenwerfer und seinen Maschinengewehren. Der Raketenwerfer war eine sehr moderne deutsche Waffe, der seine

sechs Raketen in rascher Folge und mit erschreckendem Heulen abschoss. Jeder alliierte Soldat lernte diese «Moaning Minnies» oder «Sobbing Sisters», die uns schon am Strand beschossen hatten, sehr bald kennen und hassen. Bevor das Sdkfz 251 jedoch durch unsere Granatwerfer ausgeschaltet werden konnte, wechselte es rasch die Stellung und schoss von dort aus weiter.

Stewart und Shelley meldeten sich als Freiwillige, um dieser Bedrohung ein Ende zu bereiten. Sie lauerten dem Sdkfz 251 an einem von Hecken gesäumten Weg auf und schafften es, Handgranaten in das oben offene Ungetüm zu werfen, womit sie die gesamte Besatzung töteten. Für diesen und ihren vorigen Einsatz wurden Stewart und Shelley zu Tapferkeitsoffizieren befördert, obwohl es noch einige Monate dauern sollte, bis die Sterne für ihre Schulterstücke eintrafen.

Bei einem der ersten Spähtruppunternehmen im normannischen Niemandsland stieg ich auf den Dachboden eines kleinen Bauernhauses hinauf, um mir durch eines der Löcher im Dach einen besseren Überblick über die umliegende Landschaft zu verschaffen. Das hatte vor mir schon jemand getan, der so freundlich gewesen war, einen Stuhl unter der besten Beobachtungsluke zurückzulassen. An den hinteren Stuhlbeinen lehnte ein khakifarbenes britisches Marschgepäck. Da ich stets auf der Hut vor Sprengfallen war, tastete ich den anscheinend preisgegebenen Rucksack mit einem dünnen Zweig und dann mit den Fingerspitzen ab. Als ich mir ziemlich sicher war, dass er nichts Gefährliches enthielt, machte ich ihn auf. In dem Rucksack steckte eine schwere Kaminuhr mit Marmorsäulen. Ihr letzter Besitzer war offenbar gezwungen gewesen, seine Beute zurückzulassen, als er in aller Eile von hier hatte verschwinden müssen. Er hatte es klugerweise vorgezogen, mit leichtem Gepäck zu reisen und wieder auf seine Armbanduhr zu vertrauen, wenn er wissen wollte, wie spät es war.

In der Normandie hatte sich eine Unsitte eingebürgert, die alle von uns störte, die zu Anstand erzogen waren. Viele Commando-Solda-

ten, die den Aluminiumgeschmack satt hatten, den unsere Essgeschirre jeder Mahlzeit verliehen, hatten sich aus verlassenen Häusern Porzellanteller oder schön bemalte Keramikteller geholt. Auf Limoges oder dergleichen schmeckte das Essen doppelt so gut, aber manche Soldaten warfen die schönen Teller über die Schulter hinter sich, sobald sie aufgegessen hatten. Sie behaupteten, das sei praktischer als umständliches Geschirrspülen. «Und mitnehmen kann man sie sowieso nicht.»

Tom Spencer (Stein), einer unserer Jungs, der zu 3 Commando abkommandiert war, hatte nicht nur sein Essgeschirr, sondern auch das schlechte Essen satt, das es meistens enthielt. Also machte er sich auf die Suche nach etwas Essbarem, obwohl es uns streng verboten war, uns an den Lebensmittelvorräten der Zivilbevölkerung zu vergreifen. Aber wenn zwei Commando-Brigaden, deren Verpflegung nur für die erste Zeit nach der Invasion gedacht war, sich in langwierige Kämpfe verstrickt sehen, ist Eigeninitiative unvermeidlich.

Eines Tages kam Tom also mit seinem Jeep, in den er eine tote Kuh geladen hatte, in die Stellung von No. 3 Commando gefahren. Der Kommandeur sah ihn ebenfalls und zitierte ihn sofort zu sich. Oberst Peter Young schätzte Spencer sehr, weil er ihn als ausgezeichneten, tapferen Soldaten kannte. Tom sprach mit so starkem Akzent, dass er nicht einmal seinen selbstgewählten Namen richtig aussprechen konnte. Oberst Young nannte ihn «Mr. Spennser», was in etwa Toms Aussprache seines eigenen Namens entsprach, und Tom nannte ihn nicht «Sir», wie es alle taten, sondern «Kollonell». Aber diesmal war Oberst Young so wütend, dass er Tom nicht mit «Mr. Spennser» ansprach, denn hier schien eine offenkundige Nichtbefolgung eines Befehls vorzuliegen. «Wie sind Sie zu dieser Kuh gekommen, Corporal?»

Tom griff in seine Hosentasche, holte eine Handvoll der Granatsplitter heraus, die überall in der Landschaft lagen, und hielt sie dem verblüfften Oberst unter die Nase. «Die habe ich in ihr gefun-

den. Das arme verletzte Tier. Ich hab' sie schnell mit meiner MP erschossen.»

«Das klingt nicht sehr glaubhaft. Kann irgendjemand diese unwahrscheinliche Geschichte bestätigen?»

«Klar, Kollonell, Ihr Stellvertreter ist dabeigewesen.»

Der Oberst liess Major Bartholomew holen. «Wie ich höre, sind Sie Zeuge gewesen, wie Lance Corporal Spencer dieser Kuh den Gnadenschuss gegeben hat. Stimmt das?»

Major Batholomew zögerte. «Wer, ich, Sir? Zeuge gewesen?»

Oh, ja, natürlich. Habe alles gesehen. Ja, Sir.»

Jetzt war Young verblüfft.

«Nun, dann scheint ja alles in Ordnung zu sein. Sie können gehen, Mr. Spennser.»

Dieser Schwindel war sehr einfach abgelaufen. Als Spencer mit seinem Jeep und der Kuh am Schützengraben von Youngs Stellvertreter vorbeigefahren war, hatte er gerufen: «Major Bartholomew, Sir, ich bringe Kollonell Young gerade ein paar Steaks. Soll ich auch für Sie und Ihre Jungs ein halbes Dutzend runter schneiden?»

«Aber natürlich», hatte die Antwort gelautet. «Das ist sehr nett von Ihnen.»

Unser «Mr. Spennser», der in Deutschland Fleischer gewesen war, konnte zudem eine Kuh zerteilen.

Zwei Tage später hatte ich dann selbst Gelegenheit, meine Verpflegung aufzubessern. Am frühen Morgen wurde ich auf eine aufgeregte Diskussion auf M. Saulniers Bauernhof, der noch zum Bereich von No. 6 Commando gehörte, aufmerksam. Als ich dort hinüberging, um wieder einmal mein Schulfranzösisch auszuprobieren, entdeckte ich, dass im Mittelpunkt der Diskussion eine ältere Frau stand. Sie hatte sich während der Kampfhandlungen offenbar in die massiveren Gebäude des Bauernhofs geflüchtet.

Vermutlich hatte sie ihre gesamten Ersparnisse unter ihrer Matratze versteckt, denn sie wollte dringend zu ihrem Haus, um nachzuse-

hen, ob es den Luftangriffen und dem Beschuss standgehalten hatte und nicht geplündert worden war. Ihr Haus stand einige hundert Meter entfernt in Richtung Bénouville. Sie fragte, ob ich sie dorthin begleiten könne, *s'il vous plaît, Monsieur Tommy*, weil Zivilisten sich nicht überall frei bewegen durften und sie ohnehin nicht den Mut gehabt hätte, allein loszuziehen. *«C'est impossible pour nous, vous comprenez ...»*

Also zogen wir los, ich mit meiner Maschinenpistole, meine Begleiterin im landesüblichen langen schwarzen Baumwollkleid einer normannischen Bauersfrau: eine hagere Gestalt mit überraschend orangerot leuchtendem Haar. Es war ein sonniger Junimorgen, dessen Friede durch fernes MG-Feuer nur leicht gestört wurde. Ich bewegte mich vorsichtig, war wachsam, gefasst auf Überraschungen, und vermied gleichzeitig dramatische Bewegungen, die sie hätten beunruhigen können.

Plötzlich stiessen wir auf das Sdkfz 251, das Stewart und Shelley vorgestern ausser Gefecht gesetzt hatten. Ich hatte natürlich davon gehört, ohne jedoch eine genaue Vorstellung von seiner Position zu haben. Das war kein passender Anblick für meine Begleiterin, die in ihren schwarzen Knopfstiefeln dicht hinter mir hertrapste. Um das Halbkettenfahrzeug verstreut lagen mehrere Tote, an prominentester Stelle ein blonder junger Deutscher, der ohne sichtbare Verwundung mit wächsern bleichem Gesicht und Händen kopfüber oben aus dem Fahrzeug hing.

Ich beeilte mich, meine Begleiterin an dieser makabren Szene vorbeizuführen, und forderte sie auf, kurz neben einem Zaun in Deckung zu gehen, während ich das Halbkettenfahrzeug näher untersuchte. Shelley und Stewart hatten anscheinend keine Zeit gehabt, das zu tun, denn ich fand darin ein beiges deutsches Kochgeschirr voll bester Butter aus der Normandie. Ich kostete sie und stellte fest, dass sie noch keineswegs ranzig, sondern gut genug war, um löf-

felweise gegessen zu werden. Ausserdem fand ich zwei Flaschen eines exquisiten Bordeaux.

Nachdem einige meiner «speziellen Freunde», wie Hamilton sie genannt hätte, und ich die Butter gegessen hatten, behielt ich das Kochgeschirr mit dem in den Deckel eingekratzten Namen *Hock* und warf meines weg, die deutsche Ausführung war weit besser. Ich beschloss, das Kochgeschirr bis zum Ende des Feldzugs zu behalten. Man ass daraus nicht ganz so vornehm wie von geklautem Porzellan, aber es war haltbarer.

Als wir das Haus der Normannin erreichten, stellte meine Begleiterin erfreut fest, dass es zwar beschädigt war, aber noch stand. Allerdings fehlten grosse Mauerstücke, und die Küchendecke lag grösstenteils auf dem gefliesten Boden. Ich wollte sie auf einem Rundgang durch den Rest ihres Hauses begleiten, aber sie forderte mich auf, in der Küche zu warten, während sie allein ins Schlafzimmer ging. Was immer sie dort suchte, wollte sie ohne Zeugen finden. Ich stand also herum und versetzte ab und zu einer Fliese oder einem Mauerbrocken einen Tritt, um mir die Zeit zu vertreiben. Dabei sah ich im weissen Staub einige kleine Münzen liegen und hob sie auf. Als die Hausbesitzerin zurückkam, gab ich sie ihr, und sie bedankte sich überschwenglich.

Auf dem Rückweg hörten wir kurz vor dem Sdkfz ein Grollen aus weiter Ferne, bevor eine feindliche Artilleriesalve unmittelbar hinter unserer Hecke einschlug. Wir gingen kurz im Strassengraben in Deckung, und ich beruhigte meine Begleiterin, indem ich behauptete: «Das war nichts, Madame, nur ein Probeschiessen unserer Artillerie.»

Als eine Feuerpause eintrat, gelangten wir zu dem Bauernhof zurück, wo eine kleine Gruppe ihrer Freunde sich versammelt hatte, um sich ihre Abenteuer erzählen zu lassen. Bevor ich wusste, wie mir geschah, wurde ich unerwartet zum Helden des Augenblicks. «Und Monsieur hat das Geld gefunden und es *mir* gegeben! Ganz anders als die *Boches!*»

Im Allgemeinen bin ich schon immer der Überzeugung gewesen, dass Angehörige von Eliteeinheiten sich anständiger benehmen als die Mannschaften gewöhnlicher Einheiten. Von letzteren konnte man übertriebene Behauptungen wie «Wir machen nie Gefangene!» hören, mit denen sie beweisen wollten, was für harte Burschen sie waren, die alle Feinde erledigten. Bei näherer Betrachtung zeigte sich fast jedesmal, dass ihre Behauptung weniger gelogen war, als ich zunächst angenommen hatte. Sie machten nie Gefangene, weil sie nie an vorderster Front kämpften, wo man welche machen konnte. Trotzdem kam es selbst bei Elitetruppen gelegentlich zu Greueltaten. Ausgelöst wurden sie im Allgemeinen durch einen ungewöhnlich starken Anlass, der wirklich oder imaginär sein konnte, oder einen Vorgesetzten, der seine Beherrschung verlor. In der Normandie ereignete sich derartiges während der massiven feindlichen Gegenangriffe in der Anfangszeit der Invasion. Ein Sergeant von 3 Troop, ein Freund, der aus offensichtlichen Gründen namenlos bleiben soll, fragte mich nach meiner Meinung über seinen Oberst, den Kommandeur der Commando-Einheit, zu der er abkommandiert war.

«Er ist in Ordnung, glaube ich», antwortete ich. «Warum?» «Ich hasse den Schweinehund, weil er mich zu etwas gezwungen hat. Wir hatten drei gefangene SS-Leute im Gefechtsstand, als der Gegenangriff nähergekommen ist. Er hat mir erklärt, er könne niemanden entbehren, um sie bewachen zu lassen, und wolle nicht riskieren, dass sie flüchteten und die Stellungen unserer Einheit verrieten. Also hat er mir befohlen, sie zu erschiessen. ‚Los, erschiessen Sie sie‘, hat er wiederholt. ‚Das ist ein Befehl!‘ Als ich noch immer gezögert habe, hat er seine Pistole gezogen und damit auf meinen Kopf gezielt. ‚Sie haben die Maschinenpistole, also tun Sie’s schnell. Sonst muss ich Sie erschiessen, weil Sie unter Feuer einen Befehl verweigert haben.‘ Also habe ich sie erschossen. Das Schlimmste war, dass ich eine Ladehemmung hatte, als ich den ersten erschossen habe, so dass ich nachladen musste.»

Sein Bericht beunruhigte mich lange. Ich hatte keinen Grund, an der Darstellung meines Freundes zu zweifeln, wozu hätte er sie erfinden sollen? Er litt sichtlich darunter. Ich überlegte mir, was ich an seiner Stelle getan hätte – wie Menschen, die nie im KZ gesessen haben, sich vielleicht fragen, ob sie einen Aufseher ermordet hätten, auch wenn das den sicheren Tod bedeutet hätte, oder versucht hätten, einen Häftlingsaufstand anzuzetteln oder einen Fluchtversuch zu unternehmen. Ich gebe zu, dass Träume dieser Art, die wir nach der Commando-Ausbildung hatten, völlig unberücksichtigt liessen, dass ausgehungerte, demoralisierte Menschen im Allgemeinen nicht zu solchen Taten imstande sind. So ist es erstaunlich, dass die Insassen mancher Konzentrationslager es trotz ihrer erbärmlichen körperlichen Verfassung geschafft haben, Wachen zu überwältigen, Aufstände anzuzetteln und Fluchtversuche zu planen.

Wenn ich später an diesen Tag in der Normandie zurückdachte, habe ich mir immer gern vorgestellt, dass ich an der Stelle meines Freundes den Oberst erschossen hätte.

## 17.

# Sommer in der Normandie

Wir von No. 3 Troop errangen uns allmählich Anerkennung, als wir weitere Gefangene und Deserteure vernahmen und auf diese Weise sofort über die Absichten des Feindes informieren konnten. Normalerweise wurden Kriegsgefangene weit hinter der Front vernommen, und wichtige Erkenntnisse erreichten die Fronttruppen im günstigsten Fall nach drei bis vier Tagen. Als wir den Aufklärer einer deutschen Panzerdivision gefangennahmen, bekam ein Angehöriger von 3 Troop gleich aus ihm heraus, dass die Aufklärer seiner Einheit viereinhalb Stunden vor der Masse der Division hermarschierten. Also musste sofort Alarm geschlagen werden, weil ein Panzerangriff unmittelbar bevorstand. Mit einigen Tagen Verspätung wären solche Informationen natürlich wertlos gewesen.

Sehr gefragt war auch unsere zweite Spezialität: Aufklärung. War irgendwo ein Spähtruppunternehmen geplant, wollten die Kommandeure immer einen oder zwei Mann von uns dabei haben – auch wenn unsere Deutschkenntnisse dabei gar keine Rolle spielten –, und wir wetteiferten darum, diese Gelegenheiten zu nutzen. Dank unserer Vertrautheit mit Altersgenossen, die im Gymnasium unsere Klassenkameraden hätten sein können, entwickelten wir ein Gespür für die Taktik des Gegners. Wir jungen Juden hatten das Leben unter der Herrschaft der Nazis kennengelernt, deshalb war es ganz natürlich, dass wir uns vordrängten, wenn irgendetwas getan werden musste. Obwohl die Commando-Soldaten der britischen Armee alle Freiwillige waren, meldeten wir uns immer wieder nochmals frei-

willig. Der Mann, der bei uns das kurze Holz zog, war derjenige, der *nicht* mitgehen durfte, wenn es um irgendein riskantes Unternehmen ging.

Zu den gefährlichsten Einsätzen zogen wir oft aus eigenem Antrieb los, niemand brauchte uns zu befehlen, das zu tun, was wir taten. Hatten wir den Eindruck, irgendetwas müsse getan werden, taten wir es – und genossen zum Glück die dafür erforderliche Handlungsfreiheit. Im Verein mit der soldatischen Tüchtigkeit, mit der wir unsere Aufträge ausführten, verschaffte dieses Draufgängertum uns einen beachtlichen Ruf. Wir staunten manchmal selbst darüber, dass wir, die wir aus dem verhältnismässig geruhsamen jüdischen Mittelstand kamen, uns etwas angeeignet hatten, das man nur als «Cowboymentalität» bezeichnen konnte.

Eine Woche nach dem D-Day erfuhren wir, was einigen unserer Kameraden aus No. 3 Troop zugestossen war, die zu den acht Troops der No. 1 und No. 4 Commando Brigaden versetzt worden waren. Wir wussten bereits, dass Laddy und Webster, die beiden einzigen Männer aus 3 Troop, die sich geweigert hatten, sich zu Fallschirmspringern ausbilden zu lassen, an Bord ihres Landungsboots den Tod gefunden hatten, während Franklyn am Strand gefallen war. Jetzt hörten wir, dass Eric Howarth kurz nach der Landung schwer verwundet worden war.

Arlen, der Boxer und Dichter, der mir meinen Namen gestohlen und geschworen hatte, sich das Victoria Cross zu erkämpfen oder bei dem Versuch, es zu erringen, zu sterben, schaffte es, seinen Vorsatz zumindest teilweise zu verwirklichen. Er war mit einer improvisierten weissen Fahne, einem Taschentuch an einem Stock, auf die deutschen Linien zugegangen, um den Feind dazu zu bringen, sich angesichts seiner hoffnungslosen Lage zu ergeben. Das Problem war nur, dass damals Arlens Einheit, No. 45 Royal Marine Commando, sich hätte ergeben sollen. Arlens Tat war sicherlich ein mutiger und lohnender Versuch, aber die Antwort bestand aus ei-

nem MG-Feuerstoss, der Arlen nur knapp verfehlte und ihn zu einem hastigen Rückzug zwang. Das brachte ihn so auf, dass er sein Friedenssymbol mit seiner Maschinenpistole vertauschte. Damit stürmte er wie bei einer unserer Übungen wild feuernd auf die deutschen Linien zu. Diesmal verfehlte das MG ihn nicht.

Als ich diesen Bericht hörte, fand ich es beunruhigend, dass die Deutschen einfach auf einen Parlamentär mit weisser Fahne geschossen hatten, obwohl dies nicht das erste Mal gewesen war. Trotzdem schien es dafür keinen rechten Grund zu geben. Wir diskutierten darüber und fanden eine mögliche Erklärung: Als 45 Commando unter starkem Druck stand, war draussen im Niemandsland ein Fahrzeug zu hören gewesen. Wenig später war es in einer Staubwolke aufgetaucht, die eine Identifizierung unmöglich machte. Da die Marine Commandos fürchteten, dort komme ein Halbkettenfahrzeug, eröffneten sie das Feuer. Als das Fahrzeug eiligst umkehrte, war es als Krankenwagen zu erkennen. Und nachdem sein Fahrer meldete, er sei beschossen worden, hatte der Feind wahrscheinlich nur Vergeltung üben wollen.

Auch die zur No. 4 Special Service Brigade Abkommandierten erlitten hohe Verluste. Bei 41 Royal Marine Commando wurden Troop Sergeant-Major O'Neill, Maurice Latimer, Tommy Swinton und Freddy Gray schwer verwundet, nur Gray gelang es, nicht nach England evakuiert zu werden, obwohl er fünfmal getroffen worden war.

Latimer wurde verwundet, als er sich an den Vorposten eines feindlichen Stützpunkts anschlich, den er ungesehen und ungehört erreichte. Um den deutschen Posten lautlos ausser Gefecht zu setzen, stiess Latimer ihm mit einer Hand den Stahlhelm herunter und schlug ihm gleichzeitig seine Colt-Pistole Kaliber 45 über den Kopf. Das tat er mit solcher Gewalt, dass er sich den Zeigefinger im Abzugsbügel seiner Pistole brach, aber er blieb trotzdem in der Normandie. Zwei weitere Verwundete waren Andrews und Terry,

die beide einen «Heimatschuss» erhielten (eine so schwere Verwundung, dass man damit nach England evakuiert wurde), beide genasen jedoch rasch und taten schon im Juni wieder Dienst.

Für 3 Troop war der 13. Juni 1944 ein echter Unglückstag. Norton, der an dem Unternehmen beteiligt gewesen war, nach dem George Lane bei Rommel Tee getrunken hatte, und Moody, der Spitzensportler und Sportquizz-Veranstalter, der das Gefühl gehabt hatte, er habe sich von seinem Unfall beim Fallschirmspringen auf Salisbury Plain noch nicht genügend erholt, um am D-Day teilnehmen zu können, fielen in ihrem Schützengraben durch einen Volltreffer einer Werfergranate. Broadman, unser Judoka, wurde gleichzeitig verwundet, und Envers (Engel) entging nur knapp einer Verwundung. Er hatte die Stellung erst zwei Minuten zuvor verlassen, um im Gefechtsstand eine Auskunft einzuholen, als der Volltreffer einschlug.

Drei Tage später fiel auch Didi Fuller: der clevere Didi, der stets eine Lösung für jedes Problem kannte oder selbst eine bessere fand, unser unbekümmert wagemutiger Didi, der nie seinen Sinn für Humor verlor. Nach alter Tradition von No. 3 Troop hatte er sich freiwillig gemeldet, einen Luftangriff auf das noch immer nicht ausgeschaltete schwere feindliche Geschütz im «Blockhaus» zu leiten. Amerikanische Martin B-26 Marauder wollten versuchen, es zu vernichten, sobald Fuller, der sich mit einem Funkgerät in der Nähe auf einem verlassenem Hof versteckt hielt, die Koordinaten des Ziels durchgegeben hatte. Didi hatte den Bauernhof erreicht, indem er ungesehen über sumpfiges Gelände gekrochen war. Nach menschlichem Ermessen war der Hof weit genug vom Ziel entfernt, aber eine Marauder hatte ihre Bomben viel zu kurz geworfen.

In der Nacht zum 12. Juni 1944 war Gerald Nichols mit dem Auftrag unterwegs, zwischen Amfréville-le-Plein und Bréville aufzuklären. Gemeinsam mit 3 Troop, 6 Commando hatte Harry Drew

das kleine Dorf am D-Day erobert, aber Hauptmann Pyman war gefallen, und der Troop hatte das strategisch wichtige höhergelegene Gelände mit Blick auf die nur wenige Kilometer entfernten Landungsstrände räumen müssen. Deshalb hatten wir am Tag D+1 Bréville umgehen müssen, als unser Fahrradtrupp aus Varaville zurückgegangen war. Bei seiner Erkundung sollte Nichols vor allem feststellen, ob in Bréville feindliche Panzer standen, bevor 6 Com-mando am nächsten Tag versuchte, das Dorf zurückzuerobern. Er kam zurück und meldete, er habe keine gesehen. Da er als Soldat äusserst gewissenhaft war, bin ich mir sicher, dass er alles Menschenmögliche getan hatte, um dafür zu sorgen, dass seine Meldung zutreffend war.

Im letzten Augenblick kam die Meldung, ein Fallschirmjäger-Ba-taillon sei ausgeruhter als wir und werde daher an unserer Stelle angreifen. Mein Kamerad Gerald Nichols war sichtlich enttäuscht. «Wenn sie uns schon den Auftrag weggenommen haben, wollen wir wenigstens zusehen, wie sie ihre Sache machen», schlug er vor. «Hältst du das für eine gute Idee?» fragte ich zweifelnd. «Dunlop ist gestern gefallen, weil eines unserer Geschütze zu kurz geschossen hat. Woher willst du wissen, dass das nicht wieder passiert?» «Sieh dir an, wer dort drüben steht», sagte Nichols, als wir Monsieur Saulniers Farm verliessen, um auf die kleine dreieckige Grünfläche hinauszugehen. «Zwei Brigadegenerale.» Neben Lord Lovat stand Brigadegeneral Kindersley, der Kommandeur der Fallschirm-jäger, der diesen Angriff offenbar ebenfalls beobachten wollte. «Glaubst du nicht, dass die auch wissen, dass gestern ein Geschütz zu kurz geschossen hat? Die beiden würden nicht dort stehen, wenn nicht sichergestellt wäre, dass das nicht wieder vorkommt» «Da hast du recht», gab ich zu. «Gut, sehen wir uns den Angriff an.»

Nichols und ich gingen durch den Torbogen von Saulniers Bauern-

hof, der Oberst Derek Mills-Robers, den Kommandeur von No. 6 Commando, immer an die Ferme Hougemont in Waterloo erinnerte. Wir beobachteten, wie die Fallschirmjäger sich auf einem baumbestandenen Weg am Friedhof vorbei nach links wandten, um nach kaum hundertfünfzig Metern die Strasse nach Bréville zu erreichen. Dort bogen sie erneut nach links und hatten nun Bréville keine vierhundert Meter entfernt vor sich – am Ende einer völlig freien, ganz leicht ansteigenden Landstrasse, die zwischen Wiesen und Feldern verlief.

Als die Fallschirmjäger die Strasse erreichten, begann die Artillerie zu schiessen. Nichols und ich standen nur wenige Meter von den Brigadegenerälen entfernt auf der Grünfläche, als mit ohrenbetäubendem Krachen überall um uns herum Granaten einschlugen. Lovat und Kindersley wurden beide getroffen – tödlich, wie ich zunächst annahm. Wir wussten nicht sofort, ob die Deutschen den wahrscheinlichsten Bereitstellungsraum beschossen oder ob diese Granaten etwa wieder aus britischen Fünfundzwanzigpfündern stammten. Wir beeilten uns, in den massiven Gebäuden des Hofes in Deckung zu gehen, aber im Torbogen rief Hauptmann Powell, Lovats Adjutant: «Schnell, wir brauchen Bolzenschneider!»

«Ich hole meinen aus der Scheune, Sir», sagte ich. In diesem Augenblick wurde die Scheune von zwei Granaten getroffen. Die eine detonierte auf dem rückseitigen Dach, während die andere die massive Steinmauer einstürzen liess – genau auf meinen Rucksack. Hätte Powell mich nicht kurz aufgehalten, wäre ich unter diesen schweren normannischen Natursteinen begraben worden. Später dauerte es Stunden, bis meine Habseligkeiten wieder ausgegraben waren. Da mir die Scheune als Deckung nicht mehr attraktiv erschien, rannte ich quer über den Hof, um in einen Schuppen zu hechten. Als ich die Tür aufriss, flatterte eine wild schnatternde Gänseherde, die sich wegen der Detonationen in panischer Angst befand, über mich hinweg.

Um uns herum war die Hölle los. Nichols stürmte durch den Torbogen zu unserem Brigadegeneral, der bewegungslos und aus mehreren Bauchwunden blutend dalag. Gerald hob Lovat mitsamt seinem gegabelten Watestock auf, legte ihn sich über die Schulter und schleppte ihn unter seinem Gewicht taumelnd – Lovat war gross und schwer – in den Hof zurück. Um uns herum schlugen weiter Granaten ein, und die Bergung unseres toten Kommandeurs erschien bestenfalls tollkühn. Warum damit nicht warten, bis das Artilleriefeuer aufgehört hatte? Aber zwei von uns rannten los, um Nichols zu helfen, bevor er zusammenbrach. Er liess Lovat von der Schulter gleiten und rief nach dem Stabsarzt, der klugerweise drüben auf der anderen Seite des Hofes unter einigen Cidrefässern in Deckung gegangen war.

Nichols lief zu ihm hinüber, um ihn zu holen, und kam dabei an dem erbeuteten Sdkfz 251 vorbei, das in den Hof gefahren worden war und jetzt mehreren Männern Deckung bot. Es war nicht einfach, Deckung zu finden, weil alles schon überfüllt war. «Nicht den Stabsarzt rausholen», sagte irgendjemand. «Den brauchen wir später für die vielen Verwundeten.» «Aber der General braucht ihn jetzt», fauchte Nichols, und ich sah, wie er den Stabsarzt an der Hand fasste und hinter sich her über den Hof zog.

Später zogen wir Nichols damit auf. «Was manche Leute alles tun, um befördert zu werden! Du hast wahrscheinlich gemerkt, dass Lovat nicht tot war, und deine Chance genutzt.» Nach der ersten Versorgung wurden Lovat und Brigadegeneral Kindersley auf Tragbahnen gelegt. Ein hastig angeforderter Jeep, dessen Fahrer bestimmt froh war, von hier wegzukommen, brachte sie in halsbrecherischem Tempo fort. Unterdessen schlugen weitere Granaten ein. Als dann Oberst Johnson, der Kommandeur der Fallschirmjäger, auf den Hof gerannt kam, sahen wir, dass sein rechter Arm nur noch an ein paar dünnen Muskelfasern hing.

«Gebt mir was zum Abbinden!» rief er, und ich lief hinüber und

half, seinen Arm festzuhalten, während er abgebunden und verbunden wurde. Wie alle Angehörigen von 3 Troop hatte ich Morphiumtablets in der Tasche. Ich wollte ihm welche geben, obwohl sie eigentlich nur für uns selbst bestimmt waren, aber eine weitere Serie von Detonationen warf sie – und mich – in den Schlamm.

Nichols und ich wurden uns darüber einig, zu Hauptmann Brown zu gehen. Er würde sicher abstellen können, dass eine unserer Batterien zu kurz schoss.

«Ich weiss ... ich weiss», sagte der Beobachter der 6<sup>th</sup> Airborne Division, «aber ich kann wirklich nichts dagegen unternehmen. Ich könnte das Feuer nur ganz einstellen lassen, aber ich kann kein einzelnes Geschütz, keine einzelne Batterie rausnehmen. Und ich kann unseren Angriff, der liegengeblieben zu sein scheint, nicht ohne Feuerunterstützung lassen.» Es gebe nur eine Möglichkeit, fügte Brown hinzu: Den Angriff voranzubringen, damit er das Feuer einstellen lassen könne. Er fuhr mit seinem Jeep los, in dem sein Funker am Steuer sass, während Nichols und ich rechts und links mitliefen. Wir hielten uns an dem Jeep fest und trabten neben ihm her, bis wir die Fallschirmjäger erreichten, die auf beiden Seiten der Strasse in Deckung gegangen waren. Wir forderten sie auf, ihren Angriff fortzusetzen, damit sie aus dem eigenen Feuer herauskommen. Aber einen liegengebliebenen Angriff kann man unmöglich von hinten in Gang bringen, dazu muss man selbst in der vordersten Linie sein.

Wir waren schon halb in Bréville, als Hauptmann Brown sagte: «Hört mal, dies ist nicht eure Show. Ihr Commandos müsst jetzt wieder zurück.» Wir wandten ein, wir wollten bleiben und mithelfen. «Die Verantwortung dafür kann ich nicht übernehmen. Ihr wollt bestimmt nicht, dass ich euch befehle zurückzugehen. Aber ihr könnt noch etwas tun. Nehmt diesen Mann mit. Er macht alle anderen nervös. Damit erweist ihr uns einen wertvollen Dienst.»

Brown zeigte auf einen Fallschirmjäger mit einer besonders schwe-

ren Fusswunde. Sein Stiefel war zerfetzt und blutig, und der Mann hüpfte, vor Schmerzen schreiend, auf dem anderen Bein herum. Wir nahmen ihn zwischen uns, legten uns seine Arme um die Schultern und hielten sie an den Handgelenken fest. Um ihn abzulenken und damit er den Mund hielt, steckten wir ihm eine Zigarette zwischen die Lippen. So schleppten wir ihn im Laufschrift zu Saulniers Hof zurück.

Nur wenig später bekam der Jeep, der von den deutschen Stellungen in Bréville aus deutlich zu sehen gewesen war, einen Volltreffer, durch den der tapfere Hauptmann und sein Fahrer fielen.

Aufgehalten wurde unser Angriff nicht nur durch eine Batterie, deren Feuer viel zu kurz lag, sondern auch durch einen merkwürdigen Zufall. Die Deutschen hatten beschlossen, zur selben Zeit anzugreifen. Sie hatten nachts Panzer nach vorn gebracht – einige PzKpfw IV und Panzerjäger mit der deutschen 7,5-cm-Pak auf dem Fahrgestell des tschechischen Pzkw 38 (t). Die deutsche Infanterie glaubte, sie müsse schlimmstenfalls mit einigen Heckenschützen rechnen und ihr Angriff werde uns in Meer zurückwerfen, weil er von Stukas und auftauchenden U-Booten unterstützt werden würde. Das war alles eine romantische Erfindung, aber sie gingen schwungvoll zum Angriff vor, bis unser Artilleriefeuer sie genau wie unsere Männer in freiem Gelände überraschte. Ein Deutscher, den ich verhörte, war sogar den ganzen Weg aus Bréville herübergelaufen, um sich uns zu ergeben, obwohl ihm ein Granatsplitter ungefähr ein Pfund Fleisch aus dem rechten Oberschenkel gerissen hatte.

Gerade als wir auf den Bauernhof zurückkamen, begannen die entmutigten Deutschen einzutreffen. Als ich den ersten am Eingang unseres Kochhauses neben dem Waffenlager ausfragte, flog der Bau in die Luft und ging in Flammen auf. Mein am Rücken versengter Gefangener roch wie ein frisch gegrilltes Hähnchen. Manche glaubten, er habe eine Handgranate in den Brennstoffvorrat geworfen. Aber ich hatte ihn gründlich durchsucht, während seine

Hände auf seinem Stahlhelm lagen, und konnte dafür garantieren, dass er keine Waffe gehabt und nichts geworfen hatte. Die Explosion musste ein Geschoss aus einer (deutschen oder britischen) Steilfeuerwaffe ausgelöst haben, das durchs Dach gekommen war. Drinnen verbrannten der Waffenmeister von No. 6 Commando und der Filmsergeant mit allen seinen Kameras und Filmen. (Aus diesem Grund gibt es nur sehr wenige Aufnahmen, die Commandos in der Normandie im Einsatz zeigen.)

Als immer mehr Gefangene auf den Hof drängten, erkannte ich, dass sie die Verwirrung nur noch vergrösserten. Brände wüteten, Granaten schlugen schmetternd ein, im Hintergrund hämmerte MG-Feuer, und überall roch es nach Rauch und Pulverdampf. Auf dem ganzen Hof standen Tragbahnen mit Verwundeten herum, die sich teils bewegten, teils stilllagen. Da ich es für besser hielt, die Gefangenen von hier weg und zum Brigadestab zu bringen, liess ich sie mit den knappen deutschen Kommandos, die wir in der Spezialausbildung gelernt hatten, zu einem Zug antreten. Ich erklärte ihnen, wir würden im Laufschrift abrücken, und wer ohne meine ausdrückliche Erlaubnis in Deckung gehe oder auch nur seinen Platz im Glied verlasse, werde auf der Stelle erschossen.

«Verstanden? ... Das Ganze linksum! ... Links schwenkt im Laufschrift! Marsch! Marsch!» Sie führten meine Befehle wie auf dem Exerzierplatz aus. So setzten sich die dreissig bis vierzig Mann in Bewegung, während wir sie nur zur zweit vorn und hinten bewachten.

Einige unserer Soldaten, die vorsichtshalber noch in Deckung lagen, hatten meine gebrüllten deutschen Kommandos gehört und sahen deutsche Knobelbecher um sich herummarschieren. Drei Offiziere und elf Mann hielten es daher für ratsam, sich zu ergeben, und kamen mit erhobenen Händen heraus.

## 18.

# Mit dem Skipper auf Patrouille

Wir trieben alle Gefangenen in einer grossen Scheune in der Nähe des Brigadestabs zusammen. Dort trafen aus allen Richtungen ständig weitere Gefangene ein – meistens von einem Angehörigen von No. 3 Troop bewacht. Wir taten unser Bestes, um die Gefangenen einzeln zu befragen, aber ihre schiere Masse machte diesen Versuch zunichte.

Inzwischen ging das Artilleriefeuer weiter. Laute Einschläge in nächster Nähe veranlassten mich dazu, zum Scheunendach aufzusehen und mich zu fragen, ob es demnächst herabkrachen würde. Da mir diese Möglichkeit keineswegs abwegig erschien, nahm ich dem nächsten Gefangenen seinen schweren deutschen Stahlhelm ab und setzte ihn mir selbst auf. Commandos trugen im Einsatz keinen Stahlhelm, weil wir kein grosses Zutrauen zu diesen lästigen Dingen hatten, aber da ich mich hier in einem Gebäude befand, das beschossen wurde, hielt ich es für angebracht, eine Ausnahme zu machen. Eben war ein weiteres halbes Dutzend Gefangener hereingebracht worden, und ich war dabei, ihnen laute Anweisungen zu geben, als ich hinter mir eine noch lautere Stimme hörte.

«Miteinander sprechen ist verboten!» Das war W.G. Thompson (Zadik) aus unserem Troop, ebenfalls jüdisch und ehemals Lehrer in Deutschland. «Sorry, Masters», fuhr er fort. «Nimm den verdammten Helm ab – ich hab' dich für einen von ihnen gehalten.»

Am nächsten Tag, dem 13. Juni, kam die traurige Nachricht von Ken Graham (Gumpertz). Der schlaksige, glücklose Junge, den ich bei den Old Hampshires gekannt hatte, hatte eine Reihe unglückli-

cher Liebschaften erlebt und stets deprimiert gewirkt. Im Pionierkorps war er bei Mädchen mehrmals von dem charismatischen Zwetschi Marischka, dem Mentor und Svengali der Anfänge meines Sexuallebens, ausgestochen worden, der oft nonchalant mit den Objekten von Kens Begierde abgezogen war. Aber bei einem gemeinsamen Urlaub mit Michael Merton hatte Ken Michaels Schwester kennengelernt und sich mit dem neugewonnenen Selbstvertrauen eines Commando-Soldaten – und weil Marischka diesmal nicht in der Nähe war – aufrichtig in sie verliebt. Er warb um Miss Blumenfeld, und sie erwiderte seine Gefühle. Die beiden hatten heiraten wollen, sobald er aus der Normandie zurückkam.

Wie wir erfuhren, war Graham an der Splitterwunde in seinem Oberschenkel gestorben, die wir nie für lebensgefährlich gehalten hätten. Damit waren von den aus No. 3 Troop zu No. 4 Commando Abkommandierten nur noch Sayers und Thompson übrig. Schon am nächsten Tag wurde Sayers an Brust und Arm verwundet und musste nach England evakuiert werden. Nun war nur noch Thompson übrig.

Am Abend dieses Tages forderte der Skipper vom 45 Royal Marine Commando Stewart und Shelley und von No. 6 Commando Nichols, Drew und mich für ein spezielles und ungewöhnliches Spähtruppunternehmen an. Die Einsatzbesprechung fand auf einer kleinen Wiese in der Nordostecke von Amfréville statt. Zu meiner Überraschung erwartete uns dort eine vielköpfige Gruppe, die vor allem aus französischen Commandos bestand. Ausserdem waren drei französische Zivilisten da: ein kleiner Schwarzhaariger von etwa vierzig Jahren, der den typischen hellblauen normannischen Bauernkittel trug, und zwei jüngere Männer in hellen Hemden: einer gross und etwas unbeholfen, der andere nur mittelgross. Sie wurden uns als Angehörige des Maquis, der hiesigen Widerstandsbewegung, vorgestellt.

Wir hatten den Auftrag, sie ungesehen durch die feindlichen Linien nach Varaville zu bringen, der Ort, den ich am D-Day erreicht hatte, und dort zurückzulassen. Kamen wir jedoch erst kurz vor Tagesanbruch an, sollten Nichols, Drew und ich tagsüber versteckt bleiben und erst in der folgenden Nacht im Schutz der Dunkelheit zurückkehren.

Eine spektakuläre Erscheinung bei dieser Einsatzbesprechung war René de Naurois, der Militärpfarrer der französischen Commandos. Dieser bärtige junge Geistliche zeigte sich nie ohne ein riesiges Kreuzifix, das er an seinem Gürtel trug, und eine Maschinenpistole. Vermutlich war er zu demselben Schluss wie viele von uns aus 3 Troop gekommen: dass dies der letzte (oder vielleicht der erste?) wahrhaft heilige Krieg war. Jedenfalls segnete er uns, als wir uns zum Aufbruch vorbereiteten.

Percey Shelley hatte beschlossen, bei diesem Unternehmen als seine persönliche Waffe eine erbeutete deutsche MP40 (eine Schmeisser) mitzunehmen. Sollten wir während des möglichst lautlos durchzuführenden Unternehmens doch auf den Feind schießen müssen, würde das Hämmern dieser Waffe, so hoffte er, weniger auffallen als die tieferen Abschussgeräusche unserer Maschinengewehre. Shelley war ein überzeugter Individualist. Er trug einen absolut unzulässigen hellblauen Seidenschal, den er sich aus einem Lastenfallschirm geschnitten hatte. Im Reissverschlusskragen seiner Tarnjacke für Fallschirmspringer, die wir Angehörigen von 3 Troop (damals als einzige) ohne Rangabzeichen trugen, wirkte dieser Schal wie eine elegante Krawatte. Shelley und Stewart waren zwar zu Tapferkeitsoffizieren befördert worden, aber bis die Bestätigung kam, war Shelley noch Obergefreiter.

Man musste zugeben, dass Percy eine seltsame und distinguierte Erscheinung war. Vor einigen Tagen war Brigadegeneral Derek Mills-Roberts, der frisch beförderte, strenge Kommandeur der No. 1 Special Service Brigade, Percy Shelley begegnet, der den Dor-

fanger von Amfréville entlang schlenderte. Angesichts dieser seltsamen Erscheinung hatte er seinen Jeep anhalten lassen, denn die meisten Soldaten sassen mehr oder weniger in ihren Schützengraben fest. Angehörige von No. 3 Troop hatten jedoch mehr Bewegungsfreiheit, damit wir Erkenntnisse, die wir bei Spähtrupps und durch Vernehmungen von Gefangenen gewonnen hatten, austauschen konnten – aus unserer Sicht ein grosser Luxus.

«Und wer sind *Sie*?» fragte der Brigadegeneral.

Percy blieb kaum stehen, salutierte lässig und antwortete in so nonchalantem Tonfall: «Shelley!», dass sogar Mills-Roberts verblüfft war.

«Oh ...», sagte er untypisch ruhig. «Weitermachen!»

Als Shelley zur Einsatzbesprechung des Skippers kam, kniete er sich wie wir anderen auf die Wiese. Wir waren von etwa einem Dutzend französischer Commandos und Staboffiziere umgeben, die bei der Verständigung mit den Maquisards helfen sollten, die alle drei kein Wort Englisch sprachen.

Plötzlich ging ein HMP-Feuerstoss genau in unserere Mitte los. Als Shelley sich hinge kniet hatte, war der Kolben seiner MP40 auf den Boden geprallt, und die Waffe war von selbst losgegangen. Wie durch ein Wunder wurde niemand getroffen. Die Kugeln flogen durch eine Lücke zwischen uns in den Sommerhimmel davon.

Unser bevorstehendes Unternehmen war zweifellos gefährlich und zudem illegal. Wären wir bei dem Versuch gefasst worden, «zivile Spione» durch die feindlichen Linien zu schmuggeln, wären wir wahrscheinlich dem Kriegsrecht entsprechend an die Wand gestellt worden. Aber auf diesen Gedanken kam keiner von uns. Und keiner der Beteiligten machte uns darauf aufmerksam. Wir erfuhren auch nicht, weshalb es so wichtig war, diese drei Männer nach Varaville zu bringen. Sobald es dunkel genug war, zogen wir mit dem Skipper an der Spitze los.

Wie sich bald mit schmerzlicher Deutlichkeit zeigte, hatten unsere Schutzbefohlenen keine Ahnung davon, wie man sich bei einer

Nachtpatrouille verhielt. Obwohl sie den Weg nach Varaville vermutlich besser kannten als wir, war ihnen nicht klar, wie man es anstellen sollte, zwischen den überall verteilten deutschen Stellungen durchzukommen. Sobald wir an unseren Vorposten vorbei waren, warfen sie sich zu Boden und wollten den Rest des Weges kriechend zurücklegen. Ich wies sie an, wieder aufzustehen und unser Verhalten so gut wie möglich zu imitieren: stehenbleiben, wenn wir stehenblieben, vorsichtig weitergehen, wenn wir weitergingen, in unserer Spur bleiben und vor allem: schweigen. Sie sollten soviel Abstand halten, dass sie ihren Vordermann gerade noch sehen konnten, und keine Gruppe bilden, die durch einen MG-Feuerstoss oder eine einzelne Handgranate erledigt werden konnte. Vermutlich würden wir manchmal kriechen müssen, aber das taten wir nur, wenn es unbedingt nötig war.

«Aber woher wissen Sie, wann das nötig ist?» fragten sie flüsternd. Das war eine schwierige Frage. Man verliess sich auf Ausbildung und Erfahrung. Irrte man sich dabei, hatte man meistens nicht mehr lange zu leben.

«Ihr kriecht einfach, wenn ihr uns kriechen seht», war die einzige Antwort, die ich ihnen geben konnte. Als wir dann zu Boden gingen, folgten sie rasch unserem Beispiel – und wollten nicht wieder aufstehen. Sie fühlten sich dort unten sicherer. Aber wir hatten noch einen weiten Weg vor uns. Kamen wir an Stacheldrahtzäune (keine Drahthindernisse, sondern gewöhnliche Weidezäune), über die wir normalerweise mit einer Flanke hinwegsetzten, mussten wir die Drähte weit auseinanderhalten und unseren Schützlingen ein Bein nach dem anderen hindurchheben.

Der Skipper marschierte in gleichmässigem Tempo voran, und wir folgten ihm mit unseren Schutzbefohlenen so lautlos und schnell wie möglich. Als wir deutlich hörten, dass der Feind sich vor uns eingrub, machte er halt und änderte die Richtung. Aber auch auf dieser Ausweichroute kamen wir nicht weiter, weil wir wieder unverkennbare Arbeitsgeräusche hörten. Der Skipper versuchte es mit

einer dritten Route – mit demselben frustrierenden Ergebnis. Was das bedeutete, war uns klar: Während der Feind uns bisher locker verteilt und mit grossen Lücken in seiner Front gegenübergelegen hatte, war er jetzt dabei, diese Lücken zu schliessen. Durch sie hatten wir auf dem Hin- und Rückmarsch schlüpfen wollen. Vor allem für neun Mann schien es jetzt praktisch unmöglich zu sein, Varaville zu erreichen.

Aber der Skipper gab nicht so leicht auf. Er befahl Nichols, gemeinsam mit Drew und mir die beiden jungen Maquisards zu übernehmen und dieses Hindernis links zu umgehen, während Stewart, Shelley und er es mit dem älteren Franzosen rechts umgehen würden. Also trennten wir uns. Keine Viertelstunde später hörten wir starkes MG-Feuer aus der Richtung, in die sie weitermarschiert waren. Wir machten uns Sorgen um sie, waren aber gerade damit beschäftigt, unsere Schützlinge durch einen Weidezaun zu bugsieren. Die beiden waren von der ungewohnten Anstrengung und der Aufregung erschöpft. Sobald wir uns um den einen kümmerten, schlief der andere ein. Das MG-Feuer hatte sie aufgerüttelt und ihnen zugleich den Rest gegeben. Als wir vor uns wieder feindliche Schanzarbeiten hörten, machten die beiden jungen Männer mir ein Zeichen, sie wollten mit uns reden. Das war nicht einfach, denn wir lagen so dicht vor den Deutschen, dass wir äusserst vorsichtig sein mussten. Ausserdem war es sehr mühsam, das kaum hörbar geflüsterte Französisch der beiden zu verstehen, als sie uns erklärten, sie könnten nicht mehr weiter. Das glaubten wir ihnen.

«Sag ihnen, dass das in Ordnung ist», forderte Nichols mich auf. «Wir gehen zurück und versuchen's morgen anderswo.» Sie antworteten, sie könnten auch nicht zurückgehen.

«Was wollen Sie dann? Hier können sie nicht bleiben.»

Die beiden flüsterten, genau das wollten sie tun. Sie hatten einen Plan. Sie wollten im Unterholz versteckt warten, bis es heller Tag geworden war, dann würden sie herauskommen und mit erhobenen

Händen laut rufend auf die deutschen Vorposten zugehen. Sie würden den Deutschen erklären, sie wollten lieber auf ihrer Seite der Front sein, weil sie sich dort sicherer fühlten und es bei den Alliierten weder Essen noch Arbeit für sie gebe.

«Glaubt ihr tatsächlich, dass ihr damit durchkommt und nicht erschossen werdet?» fragte ich sie.

«*Bien sûr ... certainement!*»

Sie versicherten uns, Erfahrung mit diesem Trick zu haben, der schon mehrmals geklappt habe. Wir fragten uns natürlich, warum diese Möglichkeit nicht in Betracht gezogen worden war, wenn die Sache wirklich so einfach war. Und wir hatten den Verdacht, dass die beiden sich das nur spontan ausgedacht hatten, weil es ihnen als das geringere Übel erschien. Wir liessen sie widerstrebend zurück und kehrten um. (Nach offiziellen Quellen gelangten die beiden Männer heil durch die deutschen Linien.) Wir gingen mit weitem Abstand hintereinander her über ein Stoppelfeld und mieden dabei eine Hecke, die gute Deckung versprach, weil wir wussten, dass die Deutschen ihre Maschinengewehre meistens so aufstellten, dass sie solche offensichtlichen Deckungsmöglichkeiten im Visier hatten.

Nichols ging voran, dann kam ich, und Harry Drew war unser Schlussmann. Plötzlich fiel ein einzelner Gewehrschuss, der offenbar aus der Nähe der Hecke kam. Die Kugel piff an mir vorbei und verfehlte Gerald Nichols nur knapp. Wir befolgten unser eingeübtes Standardverfahren, spurteten übers Feld, weg von der Stelle, an der wir den Schützen vermuteten, liefen auseinander und trafen uns nach einigen hundert Metern in einer flachen Senke wieder. Nichols forderte Drew auf, für den Rest des Weges die Führung zu übernehmen. Er wusste, dass Drew, der aus seiner verhältnismässig sicheren Position als dritter Mann kam, das rasch und mühelos tun konnte, während er selbst und ich doch etwas nervös gewesen wären. Drew gab selbstbewusst ein flottes Marschtempo vor, bis wir

fast den Frontabschnitt der beiden französischen Troops von No. 4 Commando erreicht hatten, in dem wir zu unseren Linien zurückkehren wollten. Wir wussten, dass das schwierig werden würde, weil die französischen Commandos die Schüsse gehört haben und vermutlich nervös sein würden. Ausserdem mussten wir mit sprachlichen Problemen wegen der englischen Passwörter rechnen. Daher sangen wir aus vollem Hals, als wir uns den französischen Stellungen näherten: englische Songs wie «Roll Out the Barrel» und «Bless Them All», die sie kennen mussten. Trotzdem hörten wir, wie jemand den Verschluss eines Maschinengewehrs spannte, während wir uns darüber stritten, ob die heutige Parole «bread» und die Antwort «butter» lautete, wie wir behaupteten, oder «bed» und «breakfast», wie sie uns weismachen wollten.

«Holt euren Sergeanten her – *votre sergent, s'il vous plaît!*» Das klappte, und wir durften endlich passieren. Mit einem Seufzer der Erleichterung entluden Nichols und ich unsere Maschinenpistolen und nahmen die Magazine ab. Aber mir fiel auf, dass Drew das nicht tat.

«Harry, wir sind wieder daheim, du kannst dich entspannen.» Drew gab keine Antwort, entlud seine MP jedoch auch nicht. Vielleicht hatten die Ereignisse dieser Nacht ihn stärker mitgenommen, als er sich hatte anmerken lassen, oder er hatte mich nur nicht gehört.

Wir versuchten es nochmals: «Harry, willst du nicht deine Waffe entladen?»

Er sah uns überrascht an. «Ich habe sie nie durchgeladen», sagte er ruhig.

«Was hast du nie?» Nichols und ich hatten praktisch die ganze Nacht lang den Zeigefinger am Abzug gehabt.

«Ich habe meine Waffe nie durchgeladen», wiederholte Harry geduldig, als habe er es mit Begriffsstutzigen zu tun. «Wisst ihr nicht, dass es gefährlich ist, mit durchgeladener Waffe herumzulaufen?»

Was ist, wenn sie losgeht, während man dort draussen unterwegs ist? Dann wissen sie genau, wo man ist, und knallen einen ab.»

«Aber wenn du schnell hättest schießen müssen?»

«Wie lange brauche ich wohl, um sie durchzuladen? Seht mal her!»

Und er zog den Verschlusshebel mit einer blitzschnellen Handbewegung zurück.

«Das ist genau die halbe Sekunde, die ich mir sparen möchte, wenn ich höre, wie ein Deutscher seine Waffe durchlädt», sagte ich.

«Nun, ihr habt eure Methode, und ich habe meine.» Aus Harry Drews Sicht war die Sache damit erledigt.

Dann hörten wir, wie es der anderen Hälfte der Patrouille ergangen war. Die vier hatten das Pech gehabt, sich einer Hecke zu nähern, hinter der die Deutschen nach Abschluss ihrer Schanzarbeiten still auf der Lauer lagen. Der Skipper führte wie immer und war den anderen ziemlich weit voraus. Als er sich über freies Feld kommend rechtwinklig einer dunklen Hecke näherte, eröffneten plötzlich mehrere MGs das Feuer auf ihn.

Er wurde sofort getroffen: ein Bauchschuss. Die anderen rannten weg, liefen auseinander und wollten sich später wieder sammeln. Aber die feindlichen MGs deckten sie mit einem Geschosshagel ein. Es war der, den wir hörten, und die Männer fanden keine passende Senke wie wir.

Der Skipper unternahm einen heldenhaften Versuch, ihnen zu helfen. «Feuer einstellen!» hörten Stewart und Shelley ihn in seinem akzentfreien Deutsch rufen. «Ich bin ein englischer Offizier und schwer verwundet. Kommt her und holt mich. Ihr habt nichts zu befürchten.»

Da die anderen drei Männer einander verfehlt hatten, hielt jeder von ihnen sich für den einzigen Überlebenden, und sie machten sich einzeln auf den Rückweg. Stewart und Shelley kamen durch, aber den Maquisard hatte die Aufregung zu sehr mitgenommen. Als er den Frontabschnitt der französischen Commandos erreichte, merk-

te er zu spät, dass er die Parole vergessen hatte. Schliesslich hatte er erwartet, mit den drei Briten zurückzukommen, die sich diese komischen englischen Wörter viel besser merken konnten. Bestimmt hätte er seinen Landsleuten sein Dilemma auf Französisch erklären können, aber er erstarrte, blieb einen Augenblick zu lange sprachlos stehen und wurde erschossen.

Wir Männer von No. 3 Troop bedauerten seinen Tod, und wir waren schockiert über den Verlust unseres Führers. Er war schwer, vielleicht tödlich verwundet – eine Katastrophe, die unseren Zweifeln in bezug auf das eigene Überleben neue Nahrung gab.

## 19.

# Beförderung: ja – höhere Besoldung: nein

Der Kampf um Bréville hatte im Obstgarten von No. 6 Commando hinter Saulniers Hof eine deprimierend grosse Anzahl von Gefallenen zurückgelassen. Sie wurden auf eine Wiese in Richtung Bénouville gebracht, um dort vorläufig beigesetzt zu werden. Es müssen zwanzig bis dreissig Commandos und nur wenige Deutsche gewesen sein, obwohl mehr Deutsche gefallen waren, doch die meisten waren schon anderswo begraben worden. Obwohl ich die Gefallenen beider Seiten nicht genau gezählt hatte, fand ich, bei diesem relativ unbedeutenden Gefecht habe es erschreckend viele Tote gegeben.

In der drückend heissen Nachmittagssonne luden Träger die Leichen – Freund wie Feind – von Tragbahren auf die Wiese ab. Andere Männer hoben ein Grab nach dem anderen aus, in jedes wurden mehrere Männer gelegt. Leere Bier- oder Limonadeflaschen, mit den Erkennungsmarken der dort Bestatteten darin, wurden mit dem Hals voran in den Boden gesteckt: eine einfache Methode, um die Leichen identifizieren zu können und die Erkennungsmarken vor der Witterung zu schützen.

Ich war abgestellt worden, in der Hecke zu liegen, die den Abschluss der Wiese bildete, um das Arbeitskommando zu sichern und nach feindlichen Scharfschützen Ausschau zu halten. Das war die bei Weitem leichteste Aufgabe, aber die Hitze, der Gestank und der Kräfteverschleiss der letzten Tage spielten mir einen unheimlichen Streich. Ich muss in meiner Hecke eingedöst sein (zum Glück gab es an diesem Tag keine Scharfschützen), und ich erinnere mich

daran, irgendjemanden aufgebracht gefragt zu haben: «Wozu soll das gut sein, dass wir uns abrackern, um die Toten zu bestatten, wenn wir jederzeit damit rechnen müssen, unsere gesamte Kraft dafür aufwenden zu müssen, weitere feindliche Gegenangriffe zurückzuschlagen? Was kümmert es diese Gefallenen, ob sie begraben sind oder nicht? Welch riskante Kr aftversch Wendung! Wen kümmert das schon?»

In meinem benommenen Zustand schien der Psychiater Dr. Meyer zu antworten – Peter Moodys Vater, den ich nicht persönlich kannte.

«Mich kümmert's», antwortete er. «Verstehen Sie das nicht? Ich will nicht, dass mein Sohn in der Sonne verwest. Ich will, dass er unter die Erde kommt. Das ist das Mindeste, was Sie für ihn tun können.»

«Entschuldigung, Doktor», sagte ich aufrichtig zerknirscht. «Wie gedankenlos und unsensibel von mir.»

Im nächsten Augenblick schrak ich hoch. Das Gespräch war mir völlig real vorgekommen, obwohl Moody nicht zu den Toten gehörte, die auf dieser Wiese bestattet wurden. Er war vor einigen Tagen etwa einen Kilometer von hier an der Strasse gefallen. So viele unserer Männer waren tot: Moody, Norton, Fuller. In den ersten zehn Tagen seit der Landung war ein Viertel von uns gefallen, und wir hielten weiterhin nur einen schmalen Brückenkopf besetzt.

Immerhin hatte es eine neue Entwicklung in bezug auf das feindliche Geschütz gegeben, das Didi Fuller mit grösstem Einsatz hatte ausschalten wollen. Ein Artillieremajor hatte sein Halbkettenfahrzeug hinter der Kirche in Amfreville dicht neben der grauen Kirchenmauer abgestellt. Wir hörten, er habe den Ehrgeiz, *le Blockhaus* in Merville ausser Gefecht zu setzen. Der Major, ein schlanker, gelehrt wirkender Mann, erklärte uns bereitwillig seinen Plan. «Meine Granaten müssen in der Luft sein, wenn die Deutschen das

Rohr zum Schuss ausfahren. Sonst ist's zu spät. Warte ich, bis ich sie schiessen höre, haben sie das verdammte Rohr längst eingezogen, bis meine Granaten detonieren, und der Stahlbeton wird dann kaum einen Kratzer kriegen. Aber es sind natürlich Deutsche. Ich wette, dass sie nicht willkürlich schiessen, sondern feste Zeiten dafür haben. Deshalb beziehe ich jetzt mit Fernglas, Bleistift und Notizblock diesen Kirchturm und notiere mir, wann das Mündungsfeuer ihres Geschützes zu sehen ist. Nach spätestens ein paar Tagen müsste ich ihren Schiessplan gut genug kennen. Danach habe ich vor, ihr Geschütz in Altmetall zu verwandeln.»

Er hielt Wort. Am dritten Tag waren seine Granaten in der Luft, bevor das Geschützrohr ausgefahren wurde, und trafen genau wie vorhergesagt. Wir hörten das deutsche Geschütz in *le Blockhaus* nie wieder schiessen. Der Major fuhr zufrieden davon.

Ich fühlte mich ebenfalls besser, als ich an diesem Tag den Dorfanger entlangging, um meine Wäsche zu der Elsässerin zu bringen, die sie für mich wusch. Sie war eine rundliche, freundliche Frau, die zuvor für die Deutschen gearbeitet hatte. Als sie sich an die neuen Besitzer des normannischen Dorfs, in dem sie lebte, gewöhnt hatte, fragte sie mich: «Haben Sie die deutschen Jungs erschossen müssen?»

Ich glaubte, sie spreche von den beiden, die mit dem Esel begraben worden waren, als 6 Commando Amfréville eingenommen hatte. «Ja, leider.»

«Sie sind so nett gewesen, sie haben den Kindern Bonbons geschenkt und sie im Geländewagen mitfahren lassen.» «Trotzdem. *C'est la guerre, Madame.*»

Als ich auf dem Rückweg die Dorfstrasse überquerte, hielt ein Jeep neben mir. Ich zuckte zusammen, als ich unter einem Stahlhelm General Sir Miles Dempsey, den Befehlshaber der britischen Zweiten Armee, erkannte.

«Gefreiter, warum tragen Sie keinen Stahlhelm?»

«Ich bin ein Commando-Soldat, Sir, und wir tragen keine.»

«Warum nicht?»

«Wir finden sie zu unpraktisch, zu laut und nicht allzu nützlich. Unsere grünen Barette fördern unsere Moral, Sir, und untergraben die des Feindes.»

«Ah, ich verstehe. Weitermachen!» Der Jeep fuhr davon, und ich blieb in einer Staubwolke zurück.

Was ich dem General geantwortet hatte, war meine ehrliche Überzeugung gewesen. Jeder deutsche Soldat musste nicht nur seinen schweren Helm, sondern auch eine Gasmaske mit zwei Filtereinsätzen tragen. Wir dagegen trugen überhaupt keine Gasmasken, weil wir glaubten, der Feind werde es aus Angst vor Vergeltungsschlägen der weit überlegenen alliierten Luftwaffe nicht wagen, Giftgas einzusetzen.

Meine Begegnung mit General Dempsey hatte mich beeindruckt. Es war ungewöhnlich, einen so hohen Offizier so dicht hinter der Front zu sehen. Noch beeindruckter war ich jedoch, als Dempsey am nächsten Tag bei uns auftauchte – diesmal ohne Stahlhelm. Stattdessen trug er seine Schirmmütze, deren scharlachrotes Band vermutlich noch aus einer Meile Entfernung gut zu sehen war.

Sensibilität dieser Art sichert einem Führer Respekt, weil solche Erfahrungen die Runde machen. Wir schätzten Dempsey mehr als Montgomery, der es verstand, sich wirkungsvoll in Szene zu setzen – auch wenn wir einsahen, dass das manchmal notwendig sein mochte. Die meisten Frontsoldaten bewunderten uneitle, zurückhaltend tüchtige Generale wie Omar Bradley, Sir Harold Alexander und Sir Miles Dempsey, von dem stets diplomatischen Ike Eisenhower ganz zu schweigen. Die Montys, Pattons und MacArthurs dieser Welt waren die Lieblinge der Medien, aber nicht unbedingt der Frontsoldaten.

Im Lauf der Zeit bekamen wir unsere miserable Verpflegung immer mehr satt. Am schmerzlichsten vermissten wir Brot. Wir träumten von Brot, vielleicht mit einem Stück Käse. Als Stosstruppen wur-

den wir nicht wie reguläre Einheiten vom Royal Army Service Corps versorgt. Theoretisch blieben wir nicht lange genug in Frankreich, dass sich das gelohnt hätte. Also gab es kein Brot, sondern grosse quadratische Büchsen, deren runde Deckel man aufstemmen musste. Sie enthielten Biskuits, die wir alle nur als Hundekuchen bezeichneten und bald leidenschaftlich hassten. Aber dann entdeckten wir, dass die Franzosen das Zeug liebten. Diese Feinschmecker mussten ohne ihre geliebten Baguettes auskommen, weil alles weisse Mehl nach Deutschland ging. Für mich gehörte das zu den Rätseln dieses Krieges, weil die Deutschen doch immer Schwarz- oder Mischbrot gegessen hatten. Was die Franzosen an unserem Hundekuchen fanden, war ein weiteres Rätsel. Ich konnte nur vermuten, dass das daran lag, dass diese Biskuits weiss, nun ja, weisslich, und eine Neuheit waren.

Tausch ist kein Raub, heisst ein englisches Sprichwort. Aber zumindest in den ersten Monaten war es streng verboten, bei der hiesigen Landbevölkerung Lebensmittel einzutauschen, sogar sie zu kaufen. Vermutlich wollte man so die knappen zivilen Vorräte schonen. Deshalb stand mein tatkräftiger Freund Gerald Nichols jeden Morgen früh auf und schlenderte auf der Strasse nach Bréville am Friedhof und dem dort angeblich lauernden Hecken-schützen vorbei. Hinter den letzten Bauernhäusern bog er rechts ab, um das niedrige Haus der Familie Lemoine durch die Hintertür zu betreten.

Monsieur Lemoine war ein fröhlicher Mann mit Apfelbäckchen, imposantem braunen Schnurrbart und einer Schiebermütze, die er der üblichen blauen Baskenmütze vorzuziehen schien. Für gewöhnlich sass er an seinem Küchentisch und lud Gerald zu einem Glas Cidre ein. Anschliessend stellte Gerald seine grosse quadratische Biskuitbüchse auf den Tisch und bekam dafür von Madame Lemoine einen Laib Schwarz- oder Mischbrot. Nach solchem Brot hatten wir deutschen und österreichischen Flüchtlinge seit fünf bis sechs Jahren gegiert. Es war etwas ganz anderes als das quadrati-

sche Weissbrot (in papierdünnen Scheiben), das unsere englischen Wirtinnen uns aufgetischt hatten. Weil die Dose so gross und die Biskuits so *délicieux* waren, gab Madame noch ein Dutzend Eier dazu. Somit blieb nur unser Käsehunger ungestillt. Aber auch dafür musste es hier im Land des Camemberts eine Lösung geben. Die Bauern der näheren Umgebung hatten keinen Käse. Wir hörten, dass in Ouistreham tatsächlich wieder einige Läden geöffnet haben sollten, aber dort kam man nur mit einem Sonderausweis hin. Dank unserer guten Verbindungen und weil sich *zufällig* die dringende Notwendigkeit ergab, nachrichtendienstliche Erkenntnisse mit Quellen in Ouistreham abzuklären, gelangte ich bald in den Besitz des entsprechenden Papiers.

Die kleine Stadt am Meer hatte kaum Zeit gehabt, sich vom Trauma der Invasion zu erholen, als ich auf der Suche nach Käse dorthin kam. Ich kaufte allen Camembert auf, den ich bekommen konnte – achtzehn Schachteln. Das war mehr, als wir brauchten, aber uns war versprochen worden, wir würden demnächst nach England zurückverlegt, und was eignete sich besser als Mitbringsel für Freunde oder Verwandte als eine Schachtel Camembert?

Aber die Tage kamen und gingen, und wir klärten weiter mit täglichen Spähtrupps vor unserer Front auf. Bréville wurde eingenommen, und nachdem Teile von Monsieur Saulniers Scheunenwand mein Marschgepäck unter sich begraben hatten, zogen Gerald Nichols und ich in die Pfarrkirche Amfréville und richteten uns in der Kapelle der Ste. Thérèse de Lisieux häuslich ein. Die rechte Seitenkapelle der kreuzförmigen Kirche wurde zu einem Treffpunkt für die Soldaten von No. 3 Troop.

Dort hörten wir von Harry Andrews, dem Mann, der bei unserem ersten Fallschirmsprung nicht hatte hinuntersehen und mir sagen wollen, wie hoch wir waren. Bei den Old Hampshires war er in meiner Kompanie gewesen. Hans Arnstein war ein flotter junger

Mann gewesen, bevor er Harry Andrews geworden war. In seiner Heimatstadt Erfurt war sein Vater ein erfolgreicher Einzelhändler, dem der berühmte Laden *Zum römischen Kaiser* gehörte. Ende 1937 wurden Harry und mehrere Verwandte nach monatelanger Haft aus einem Konzentrationslager entlassen. Sie waren ohne ersichtlichen Grund verhaftet worden. «Warum?» fragten die Leute damals noch, wenn sie hörten, jemand sei verhaftet worden. So fragten sie aus alter Gewohnheit als gesetzestreue Bürger.

«Weil sie zum Frühstück Rühreier gegessen haben», lautete die mit schwarzen Humor gegebene Antwort, aber schon bald erwies sich jegliche Art von Humor als mit der grausigen Realität unvereinbar. Trotzdem kamen in den ersten Jahren des Naziregimes manchmal tatsächlich Leute aus dem KZ frei – gründlich terrorisiert und gedemütigt, aber im Wesentlichen heil und gesund. Andere hatten den Verstand verloren, manche hatten Selbstmord verübt. Im Gegensatz zu der schrecklichen Ungewissheit späterer Jahre erhielten manche Familien Urnen, angeblich mit der Asche eines inhaftierten Angehörigen, mit der knappen Mitteilung: «Auf der Flucht erschossen.»

Arnsteins Eltern kamen zu dem Schluss, es sei höchste Zeit, ihn aus Deutschland herauszubringen. Um ihn aufs Überleben in einem fremden Land vorzubereiten, schickten sie ihn nach Niederschönhausen bei Berlin, damit er in der dortigen Ausbildungsstätte lerne, sich seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Nach der Kristallnacht mussten Ausbilder und Kursteilnehmer sich jedoch zerstreuen, um ihr Leben zu retten. Anfang Januar 1939 kamen sie wieder zusammen, aber jetzt ging es darum, bei einem der hastig organisierten Kindertransporte mitzukommen – diesem verzweifelten Versuch deutscher Juden, ihre Kinder unabhängig davon zu retten, ob sie ihre neuen Fertigkeiten beherrschten oder nicht.

Nachdem Hans Arnstein mehrere Verschiebungen erduldet hatte, gelang es ihm endlich, in einen dieser Sonderzüge zu kommen. Der

Zug fuhr von Berlin nach Hoek van Holland, von dort aus gelangten die Jugendlichen mit dem Schiff nach England und in die Freiheit. Sie wurden in der ehemaligen Feriensiedlung untergebracht, die über den Ärmelkanal blickte und wegen ihrer Nähe zu Dover mit seinen berühmten weissen Klippen Dovercourt hiess. Später wurde Arnstein als landwirtschaftlicher Eleve auf die Chiltern Emigrant Farm in Oxfordshire geschickt.

Aber er hatte keine Lust, Farmer zu werden. Da Maschinen ihn weit mehr interessierten, überredete er seinen Chef, ihm Betrieb und Unterhalt des primitiven Stromaggregats der Farm anzuvertrauen. Seine Freizeit verbrachte er mit seinem einzigen und kostbaren Besitz: seinem Plattenspieler, den er mit einigen Klassikplatten von daheim mitgebracht hatte. Noch lieber hörte er allerdings Jazz, den er vor Kurzem entdeckt hatte. Das Leben auf der Farm mit unbekümmert handfesten Neckereien unter Jugendlichen und seiner Musik war nicht schlecht. An einem seiner seltenen freien Wochenenden hatte seine Cousine ihn einem wundervollen Mädchen vorgestellt: Liesl, die ebenfalls aus Deutschland geflüchtet war, und sie verliebten sich ineinander.

Eines Tages begann das grosse Schwungrad des Stromaggregats der Farm sich knirschend langsamer zu drehen. Weil Arnstein dafür zuständig war, musste er es in Gang halten. Aber wie? Er stürzte sich darauf, ohne auf die hohe Verletzungsgefahr zu achten, hielt das Rad in Bewegung und verlieh ihm neuen Schwung, bis es sich zuletzt wieder summend drehte. Er war eben nicht leicht unterzukriegen.

Als es seinen Eltern endlich gelang, aus Hitler-Deutschland zu emigrieren, legte ihr Schiff auf der Fahrt nach Südamerika in Southampton an. Da sie nicht an Land durften, wollte Hans sie während ihres kurzen Aufenthalts wenigstens sehen und beantragte eine Sondererlaubnis, um nach Southampton fahren zu können. Sie wurde ihm verweigert.

Wie für die meisten von uns war die Landung in der Normandie am

6. Juni 1944 für Harry Andrews die erste Gelegenheit, selbst zu kämpfen. Endlich im Einsatz! Diese Vorstellung hat er bestimmt genossen.

Eines Tages betrat ein Unglücksbote die Kirche in Amfréville und wandte sich nach rechts in die Theresienkapelle.

«Habt ihr das mit Andrews gehört?» fragte er.

Im Krieg spielt Glück eine ungeheure Rolle. Fertigkeiten sollen nicht herabgesetzt werden, aber die Kühnen und selbst die Leichtsinigen gehen nicht unbedingt das höchste Risiko ein. Bei jedem Spähtrupp musste einer die Spitze übernehmen, deshalb war Harry zwischen normannischen Hecken auf einem Weg vorausgegangen, auf dem S-Minen verlegt waren. Die deutsche S-Mine (Abkürzung für Schützenmine) bestand aus einem kleinen Behälter, der Stahlkugeln enthielt. War sie eingegraben, ragten nur drei mit bloßem Auge praktisch nicht erkennbare Spitzen aus dem Erdboden. Trat man darauf, wurde der Behälter hochgeschossen, explodierte in Hüfthöhe und schleuderte die Stahlkugeln mit tödlicher Geschwindigkeit nach allen Seiten. Genau das passierte Harry. Er war sofort tot.

Das Morgenlicht fiel durch ein schönes farbiges Glasfenster, das hoch in einer massiven Mauer sass und auf willkommene Weise Kunst und Ästhetik mit dem wichtigen Gefühl relativer Sicherheit verknüpfte. Jedenfalls bis unsere Pioniere und Sprengmeister beschlossen, einige Bäume wegzusprengen, die bei der Beobachtung des Feindes hinderlich waren. Das gelang ihnen sehr gut, aber das Fenster mit der heiligen Therese zersplitterte dabei als unschuldiges Kriegsoffer. Vielleicht waren die Einheimischen enttäuscht, weil ihre Schutzheilige ihr Fenster nicht wirkungsvoller geschützt hatte, denn die Kapelle wurde später St. Hubertus, dem Schutzpatron der Jäger, geweiht. Ich persönlich hätte diese Umwidmung nicht zugelassen. Denn die heilige Therese mit ihrem Rosenstraus hatte in vielen lauten Nächten über mich, einen jungen Juden aus

Wien, gewacht. Mein Rucksack und mein Weinvorrat waren in einer der Bankreihen ihrer Kapelle verstaut, an die ich jeden Abend meine Maschinenpistole lehnte, bevor ich mich schlafenlegte.

Dort hatte ich auch meinen Camembert verstaut. Zu Anfang verdeckte Weihrauchduft den nicht unangenehmen Geruch von reifendem Käse. Aber als dann heiße Sommertage kamen, wurde der Käsegestank wirklich lästig. Eine runde Schachtel nach der anderen musste gegessen werden – rasch gegessen werden. Damals erfand ich die Wein- und Käsepartys, für «spezielle Freunde», wie Hamilton gesagt hätte.

Der Krieg ist die Hölle, aber nicht der ganze Krieg.

Am 19. Juni 1944 brach Thompson, unser letzter Mann bei No. 4 Commando, nachmittags zu einem Zweimannspähtrupp mit Leutnant Littlejohn von dieser Einheit in ungefähr das Gebiet auf, in dem wir bei einem nächtlichen Unternehmen den Skipper verloren hatten. Ihr Auftrag lautete ähnlich: Sie sollten in die feindlichen Linien eindringen, um Meldungen zu verifizieren, dass die Deutschen ernste Nachschubprobleme hatten.

Indem sie früh aufbrachen, hofften Littlejohn und Thompson, eine Frontlücke finden zu können, um bis zu der Kreuzung in Varaville vorzustossen, an der mein Fahrradtrupp den D-Day verbracht hatte. Sie krochen bis Einbruch der Dunkelheit durchs Gelände und stellten fest, dass die Deutschen jetzt in einer geschlossenen Verteidigungslinie lagen. Da ihre Schützenlöcher nur acht bis zehn Meter voneinander entfernt waren, war das Vorhaben der beiden Commandos damit praktisch unmöglich geworden.

Sie versuchten, die Strasse von Longmare nach Gonneville zu überqueren, was aber nicht gelang, und blieben den ganzen folgenden Tag im Strassengraben liegen und beobachteten die kaum fünfzig Meter entfernten Deutschen. Vernünftigerweise hätten sie wohl aufgeben sollen, aber auch hier machte sich wieder ein gelegentlich

kontraproduktiver Charakterzug von Commando-Soldaten bemerkbar: eine unüberwindbare Abneigung dagegen, jemals aufzugeben, im Verein mit dem Drang, das scheinbar Unmögliche zu tun.

In der folgenden Nacht versuchten sie es erneut. Plötzlich hatte der führende Littlejohn die Mündung eines deutschen Gewehrs dicht vor seinem Gesicht. Er warf eine Handgranate, spurtete in Deckung und erhielt dabei einen Schuss ins Bein, gleichzeitig verschwand Thompson in einem Bombenrichter. Da Littlejohn mit seinem verwundeten Bein nicht laufen konnte, stellte er sich tot. Die Deutschen warteten vorsichtshalber eine Stunde, um zu sehen, ob ein Nachtangriff mit stärkeren Kräften folgen würde. Als er ausblieb, näherten sie sich der bewegungslosen Gestalt. Einer von ihnen gab aus zwei Metern Entfernung einen Schuss auf Littlejohn ab, der ihn jedoch verfehlte. Da sie sich ihrer Sache noch immer nicht sicher waren, stocherten sie mit einem Bajonett in seinem Gesicht herum. Trotzdem bewegte Littlejohn sich nicht.

Sie nahmen ihm Maschinenpistole, Fernglas und Armbanduhr ab. Offenbar hatten sie auch gesehen, wo Thompson in Deckung gegangen war, denn sie machten sich auf die Suche nach ihm. Wenig später kamen sie zurück und zogen Littlejohn die Stiefel aus. Vielleicht gefielen sie ihnen besser als ihre eigenen Knobelbecher, obwohl ich nie deutsche Soldaten sah, die unsere Stiefel trugen. Möglicherweise wurden sie in die Heimat geschickt, um dort getragen zu werden.

«Der eine ist gefangen, der andere tot», hörte Littlejohn sie sagen. Zu seinem Glück hatten sie offenbar nicht vor, ihn gleich zu begraben. Sobald er sich einigermaßen sicher war, dass sie verschwunden waren und das Interesse an ihm verloren hatten, machte er sich an die mühsame Aufgabe, lautlos wegzukriechen. Als er unsere Linien erreichte, war er völlig erschöpft.

Leutnant Littlejohn, ein kleiner, rundlicher Mann mit kurzem blon-

dem Haar und rundem Jungengesicht, erhielt für seinen fast ungläublichen Mut keine Auszeichnung, nicht einmal eine ehrende Erwähnung, weil niemand seine Schilderung bestätigen konnte – als ob er freiwillig die Stiefel ausgezogen, sich selbst ins Bein geschossen und sich mit einem Bajonett in die Backe gestochen hätte!

Thompson geriet in Gefangenschaft. Damit gab es bei No. 4 Commando keinen Mann aus 3 Troop mehr.

«Jetzt musst du als Einmannabteilung zu denen rüber», erklärte Nichols mir.

«Die Idee gefällt mir nicht», antwortete ich. «Schliesslich haben wir uns hier bei Nummer sechs einen guten Ruf erworben. Bei Nummer vier müsste ich noch mal von vorn anfangen.»

Nichols versicherte mir, meine Sorge sei unbegründet, denn Angehörige von 3 Troop hätten jetzt auch in No. 4 Commando einen sehr guten Ruf. Jedenfalls müsse jemand hin, sagte er, und es sei zweckmässig, jemanden aus unserer Gruppe bei No. 6 Commando zu entsenden, die bisher keine Verluste gehabt habe. Wenn ich nicht hingehen wolle, müsse er einen anderen schicken.

Also packte ich meine Sachen und marschierte zu dem kleinen Cha-teau in Hauger hinüber, das nur wenige hundert Meter nordöstlich der Kapelle lag, die bisher meine Unterkunft gewesen war.

Als der Skipper von unserem nächtlichen Spähtruppunternehmen nicht zurückgekommen war, hatte David Stewart die Führung der zu den 1 und 4 Special Service Brigades abkommandierten Männer von 3 Troop übernommen, weil er unser dienstältester nicht verwundeter Sergeant war. Er kam in die Kirche, um sich mit Nichols und mir zu besprechen. «Gerald», erklärte er uns, «du bist ab sofort Sergeant, und du, Peter, bist Obergefreiter.»

«Vielen Dank, Dave», sagte ich, «aber darfst du wirklich Beförde-

rungen aussprechen? Beförderungen in höher besoldete Dienststellungen?»

Stewart grinste übers ganze Gesicht. «Wer hat denn was von Bezahlung gesagt?»

Eine Woche nach meiner unwillkommenen Abkommandierung zu No. 4 Commando trafen Nichols und ich wieder in der Kirche in Amfréville zusammen. Nichols hatte eine für ihn typische Idee: «Komm, wir radeln zur Kreuzung bei Longmare runter und sehen nach, was die Deutschen treiben.»

«Kommt nicht in Frage», widersprach Stewart, der Nichols' Vorschlag mitgehört hatte. «Jedenfalls nicht zu zweit. Nur einer von euch kann fahren. Unsere Verluste sind schon viel zu hoch. Ich darf nicht riskieren, dass ihr beide getroffen werdet.»

Nichols und ich protestierten. Seit wann waren wir in unserer Bewegungsfreiheit eingeschränkt?

«Seit der Kommandeur mir befohlen hat, die Teilnahme von Angehörigen von 3 Troop an Aufklärungsunternehmen strikt zu begrenzen. Mehr als einer von euch darf nur mit seiner ausdrücklichen Erlaubnis mit. Zu wertvoll, sagt er.»

Ich forderte Nichols auf, allein zu fahren, weil das seine Idee gewesen war. Ich war enttäuscht, weil er und ich bei Spähruppunternehmen immer gut zusammengearbeitet hatten. Der wichtigste Faktor bei solchen gefährlichen Unternehmen ist gegenseitiges Vertrauen. Ging es um die Auswahl von Männern für einen Spährtrupp, wurden sehr einfache Massstäbe angelegt. Auf die Frage «Was ist mit Bill?» gab es nur drei mögliche Antworten.

«Bill ist in Ordnung», war eine als krasses Understatement formulierte rückhaltlose Empfehlung. Bill versteht seine Sache, und falls dir etwas zustossen sollte, steht er dir so gut wie irgendetwas bei. Er schleppt dich selbst zurück oder holt schnellstens Hilfe. Von den vier Worten «Bill ist in Ordnung» konnte das eigene Leben abhängen.

Oder die Antwort hätte lauten können: «Bill taugt nichts», was natürlich das genaue Gegenteil der obigen Empfehlung bedeutete. Das mag brutal und voreingenommen klingen. Aber hier half nur rückhaltlose Offenheit. Schliesslich stand das eigene Leben auf dem Spiel.

Und es gab eine dritte Antwort: «Bill kenne ich nicht.» Das bedeutete, dass man noch nie oder nur einmal ohne besondere Zwischenfälle mit ihm unterwegs gewesen war. Es war noch zu früh, um ein Urteil zu fällen. Also musste man vorsichtig und wachsam sein.

Kurz bevor ich 6 Commando verliess, nahmen Nichols und ich an einem Stosstruppunternehmen in dem Gebiet zwischen Bréville und Longmare teil. Wir sollten einen Gefangenen machen und den Feind so einschüchtern, dass er uns für viel stärker hielt, als wir waren, und einen Grossangriff fürchtete, der jeden Augenblick losbrechen konnte.

In der Abenddämmerung sollten ungefähr fünfzig Mann von No. 6 Commando ungesehen ins Niemandsland einsickern und dort eine Stellung mit Maschinengewehren an den Flanken beziehen. Dann würden drei hauptsächlich mit Handgranaten bewaffnete Männer vorstürmen, die Handgranaten werfen, einen Deutschen aus seinem Schützenloch zerren und ihn lebend mit sich zurückbringen. Um ihnen Feuerschutz zu geben, würden unsere Brens das Gelände rechts und links der für die Rückkehr der kleinen Gruppe freigehaltenen schmalen Gasse sichern. Ausserdem würde der uns führende Hauptmann seine Leuchtpistole bereithalten, um im richtigen Augenblick eine grüne und dann eine weisse Leuchtkugel abzuschies sen. Damit konnten wir ein einige Minuten langes heftiges Artillerief Feuer auf die feindlichen Stellungen anfordern, das uns den Rückzug sehr erleichtern würde.

Als wir vorsichtig unseren Ausgangspunkt erreicht hatten, der nur einige hundert Meter und wenige Heckenreihen von den deutschen vorgeschobenen Stellungen entfernt war, die unser Angriffsziel wa-

ren, mussten wir endlos lange auf völlige Dunkelheit warten. Die meisten von uns hockten herum, einige schliefen sogar. Dann war es endlich soweit: Unsere drei zuvor bestimmten Handgranatenwerfer arbeiteten sich vor und erfüllten ihren Auftrag gut. Ich stand neben dem Hauptmann, als die Brens an unseren Flanken loshämmerten. Als reagierte er auf das eigene MG-Feuer, rief er zu meiner Überraschung plötzlich: «Wir müssen von hier weg!»

«Ich glaube, da schiessen unsere Brens, Sir», sagte ich.

«Ja, ja, ich weiss, aber wir haben den richtigen Augenblick verpasst. Verdamm! Jetzt ist mir die grüne Leuchtpatrone runtergefallen. Los, helfen Sie mir suchen!»

Ich fand sie, nachdem ich eine Zeitlang herumgekrochen war und das Gras abgetastet hatte. Er schoss hastig das grüne und das weisse Signal, und die drei tapferen Männer kamen im Laufschrift zurück – leider ohne Gefangenen. Aber es war ihnen gelungen, den Feind so sehr zu erschrecken und einzuschüchtern, dass er unser Feuer noch nicht erwiderte.

Die ersten Feuerstösse aus deutschen MGs kamen erst, als die drei Männer bereits wieder bei uns waren. Wie so häufig (besonders nachts) feuerten die mit gegurteter Munition schiessenden deutschen Maschinengewehre nach rechts und ziemlich hoch und somit weit über unsere Köpfe hinweg. Aber der Lärm detonierender Handgranaten, die Feuerstösse der Brens und nun das deutsche MG-Feuer liessen einige der jungen Soldaten, die als Ersatz zu den Commandos gekommen waren, in leichte Panik geraten. Sie rannten heim, wobei ihre Reaktion zweifellos durch die ängstliche Haltung des Offiziers ausgelöst worden war.

Tatsächlich wäre es keine schlechte Idee gewesen, jetzt den Rückmarsch anzutreten – nur ruhiger und weniger überstürzt. Blinder Drauflosstürmen konnte lebensgefährlich sein, nachdem wir unseren Bereitstellungsraum nur durch eine schmale Gasse zwischen Minenfeldern erreicht hatten. Jetzt waren wir kurz davor, von einer

allgemeinen Massenflucht mitgerissen zu werden, weil die aufgeregtesten Männer schon anfangen, alle Kameraden, die ihnen den Weg versperrten, mit dem Bajonett zu schnellerer Gangart anzu-treiben.

Nichols erkannte sofort, wie brisant die Lage war. Er schob die Ba-jonette beiseite und brüllte: «Mir nach!»

Dann hob er ein unbenütztes gelbes Telefonkabel vom Erdboden auf, das er entlang der offenbar sicheren Gasse bemerkt hatte, durch die wir hergekommen waren. Dieses Kabel liess er durch seine Hand gleiten, während er uns zurückführte. Durch sein entschlos-senes Eingreifen rettete er zweifellos Menschenleben. Wir erlitten keine Verluste und hatten die eigenen Linien erreicht, als die un-vermeidlichen deutschen Granatensalven dort einschlugen, wo wir ohne Nichols' Geistesgegenwart vermutlich noch gewesen wären. So handelte ein Mann, den man bei einem Spähtruppunternehmen gern bei sich gehabt hätte. Und in seinem Fall hätte jeder auf die entscheidende Frage geantwortet: «Nichols ist in Ordnung.»

Deshalb war ich wütend, als Stewart mich nicht mit Nichols auf Fahrradstreife fahren liess. Aber bei unserem nächsten Zusammen-treffen erzählte Stewart mir, eine Werfergranate habe Nichols von seinem Fahrrad geholt.

Ein Granatsplitter hatte seinen Unterkiefer getroffen und ihm einige Zähne ausgeschlagen. «Er wird's überleben, denke ich», sagte Ste-wart, «aber dir habe ich vermutlich das Leben gerettet, weil ich dich nicht habe mitfahren lassen.»

Ich wusste, dass ich zwei Aufträge für Nichols zu übernehmen hatte. Als erstes nahm ich Lord Lovats Watestock an mich, der an Nichols' Rucksack lehnte. Er hatte ihn aufbewahrt, seit er das Ober-haupt des Clans Fraser auf Saulniers Hof geschleppt hatte, und wollte ihn Lord Lovat zurückgeben, falls er jemals wiederkam. Diese Aufgabe fiel jetzt mir zu, und ich behielt den Stock bei mir, bis der weitere Vormarsch der Brigade mich eines Tages dazu zwang, ihn zurückzulassen.

Der zweite wichtige Auftrag, den ich mir selbst erteilte, betraf das Ehepaar Lemoine. Ich klopfte am nächsten Morgen bei ihnen an, um ihnen mitzuteilen, der Sergeant, der sie täglich besucht habe, werde nicht wiederkommen.

«Er ist doch nicht etwa gefallen?» erkundigte Mme. Lemoine sich besorgt.

«Nein, Madame, nur verwundet», antwortete ich. «Als er auf einer Tragbahre weggetragen worden ist, habe ich ihm noch versprechen müssen, jeden Tag bei Ihnen vorbeizukommen und Ihnen diese Biskuits zu bringen. Dann hat er das Bewusstsein verloren.»

So wurde die «French connection», die uns köstliches Brot und Eier sicherte, glücklich aufrechterhalten.

Nichols' Zähne und Unterkiefer wurden in England gerichtet, und er wurde dort zum Tapferkeitsoffizier befördert, was er sich reichlich verdient hatte, aber er kam nicht mehr zu uns zurück.

Auf dem Rückweg vom Haus des Ehepaars Lemoine sah ich ein ungewöhnliches, bewegendes Bild. Am Nordrand des Dorfgangers von Amfréville gab es neben dem Haus meiner elsässischen Wäscherin in einem kleinen Haus an der Strasse ein schlichtes Restaurant mit nur einem Gastraum. Von den anderen Häusern unterschied es sich nur durch ein vernachlässigtes kleines Gewächshaus, das die Lücke zum linken Nachbarhaus ausfüllte. An diesem Morgen waren im Gewächshaus Blumen aufgehäuft, deren Farbenpracht meinen Blick anzog. Dann fiel mir noch etwas anderes auf: die Sohlen zweier Militärstiefel, die unter den Blumen herausragten. Die beiden französischen Troops unseres No. 10 Commando waren in der Normandie zu 4 Commando abgestellt. Sie waren an dem vermutlich schwierigsten britischen Strandabschnitt gelandet, an der äussersten linken Flanke der gesamten Invasionsfront, und hatten erwartungsgemäss schwere Verluste erlitten. Aber ihr Einsatzwillen und ihre Kampfmoral blieben am D-Day und auch in

der Folgezeit unerschüttert, denn für sie war dies die Heimkehr, auf die sie jahrelang gewartet hatten. Wir von No. 3 Troop konnten ihnen das andeutungsweise nachfühlen, denn uns war ähnlich zumute gewesen, als wir als Europäer nach sechs Jahren auf den Kontinent zurückgekehrt waren. Wie Steve Ross später sagte: «Wir haben vielleicht nicht gewusst, wofür wir kämpften, aber wir haben verdammt genau gewusst, wogegen wir kämpften.»

Dass die französische Landschaft, die reizenden Dörfer mit ihren hübschen kleinen Häusern und die Sommerwiesen voller Blumen auch bei den meisten von uns nostalgische Gefühle weckten, stand ausser Frage. Dies alles erinnerte sehr an unsere alte Heimat, die uns bösartige Fremde und opportunistische Nachbarn geraubt hatten, nur weil wir Juden waren. Aber während wir gegen unsere Unterdrücker kämpfen wollten und uns kaum Illusionen in bezug auf eine Rückkehr in unsere jeweiligen Länder machten, befreiten unsere französischen Kameraden ihr Heimatland.

Während der deutschen Gegenangriffe hatte der Frontabschnitt der französischen Commandos zu den am meisten umkämpften gehört, so dass sie erneut hohe Verluste gehabt hatten. Aber ein junger Mann aus ihren Reihen hatte etwas Einzigartiges erlebt. Während der Kämpfe und Bombardements hatte er ein hiesiges Mädchen kennengelernt, und die beiden hatten sich prompt verliebt. Sie war die Tochter des Wirts des kleinen Restaurants am Dorfbauer in Amfréville. Nie ohne Aufsicht, denn im ländlichen Frankreich wurde sehr streng auf Anstand geachtet, war ihre Romanze still erblüht.

Obwohl die beiden sich noch nicht lange kannten, hatte der Soldat den *Patron* um die Hand seiner Tochter gebeten, indem er auf die besonderen Umstände hinwies: so wenig Zeit, der Krieg ... Die Familie schloss ihn wie einen Sohn in die Arme, aber er nahm an einem Nachspähtrupp teil und fiel. Seine Kameraden brachten den

Toten zurück und überliessen ihn auf ihr Bitten seiner Verlobten und ihrer Familie. Er sollte statt des üblichen mit ungelöschtem Kalk gefüllten Lochs im Erdboden wenigstens ein würdiges Grab erhalten, wie es ihm im Frieden in Amfréville zugestanden hätte. Deshalb sah ich ihn im Gewächshaus unter Blumen aufgebahrt liegen, während draussen der Krieg weitertobte.

Am 22. Juni 1944 zog Ernest Lawrence mit nur einem Begleiter los, um festzustellen, welche deutsche Einheit uns gegenüberlag. Das mussten wir wissen, weil eine neue Einheit auf einen bevorstehenden Angriff hindeuten konnte.

Ernest war einer von vielen Söhnen einer reichen Mannheimer Familie. Sein Vater hatte unter anderem Zelluloidfabriken besessen, deren Hauptzeugnis die abnehmbaren Kragen an den modischen weissen Herrenhemden gewesen waren. Sein Bruder Viktor war als Obergefreiter bei den Old Hampshires mein Stubenältester gewesen: der fanatische Sportler, der mit uns nach Dienst Geländeläufe gemacht und mir erzählt hatte, sein verrückter jüngerer Bruder habe sich für «ein Himmelfahrtskommando» gemeldet. Als exzellenter Commando-Soldat war Ernest zum Gefreiten befördert worden, in unserer zu No. 3 Commando abgestellten Gruppe vertrat er Ken Bartlett als Gruppenführer.

Lawrence hatte sich geduldig an einen deutschen Vorposten herangearbeitet und war tatsächlich ungesehen in seinen Schützengraben gelangt – eine Leistung, die nur glaubhaft war, wenn man Ernests Geschicklichkeit und eiserne Energie kannte. Der zweite Mann aus No. 3 Commando war nahe genug, um sehen und hören zu können, was dann geschah. Als Ernest in den Graben des Mannes sprang, fauchte er ihn auf Deutsch an: «Schnauze halten! Tun Sie genau, was ich Ihnen sage, dann passiert Ihnen nichts. Aber kein Wort, sonst sind Sie tot!»

Der Deutsche geriet in Panik und schrie laut. Ernest erschoss ihn. Weil er nicht mit leeren Händen zurückkommen wollte, glaubte er

mit dem typischen Optimismus und Selbstbewusstsein eines Com-mando-Soldaten, genug Zeit zu haben, dem Toten das Soldbuch aus der Brusttasche zu ziehen, um die benötigten Informationen zu er-halten. Aber andere Deutsche, die näher waren, als Ernest ange-nommen hatte, kamen herangestürmt und überwältigten ihn.

Eine Ironie des Schicksals wollte es, dass gleich am nächsten Tag zwei Deserteure bei uns aufkreuzten, die ich – natürlich einzeln – vernahm. Als erstes musste ich feststellen, welchem Truppenteil sie angehörten. Das war einfach. Beide waren Polen aus eben der Ein-heit, die uns schon seit längerer Zeit gegenüberlag. Dann konzen-trierte ich mich auf Ernest Lawrence. Durch einen glücklichen Zu-fall kamen die beiden aus genau dem Frontabschnitt, in dem Ernest gefangenengenommen worden war.

Einer der beiden – ein grosser, blonder, schlanker Mann mit einer gebogenen Pfeife mit kleinem Silberdeckel – sprach viel besser Deutsch als sein Kamerad.

«Ist in Ihrem Abschnitt gestern etwas Besonderes passiert?» fragte ich ihn.

«Ja, natürlich. Ich hab' gesehen, wie ein Gefangener gemacht wor-den ist.»

«Ist er verwundet gewesen?»

«Davon hab' ich nichts gemerkt. Er hat sich normal bewegt, als er direkt an meinem Schützenloch vorbeigeführt worden ist.»

«Wie hat er ausgesehen?»

«Schlank, mittelgross, braunes Haar, ohne Bart.»

Diese Angaben überprüfte ich, indem ich den zweiten Mann be-fragte. Die Personenbeschreibung war identisch.

Dann kam wieder der erste Deserteur dran. «Erzählen Sie mir mehr, damit ich weiss, ob Sie den Gefangenen wirklich gesehen haben. Versuchen Sie, sich an alle Einzelheiten zu erinnern. Wie ist er bei-spielsweise angezogen gewesen?» «Ganz einfach: genau wie Sie, nicht wie diese anderen.»

Damit meinte er die Tarnjacke, die damals nur Angehörige von No. 3 Troop trugen. Ich erzählte diese erfreuliche Nachricht weiter. Ernest war offenbar unverletzt in Gefangenschaft geraten.

Der Überläufer begann plötzlich zu lachen.

«Was ist so komisch?» fragte ich.

«Mir ist bloss was eingefallen. Unser Feldwebel kommt jeden Morgen an meinem Schützenloch vorbei. Er weiss, dass ich Pfeife rauche, wissen Sie. Darum hab' ich ein Feuerzeug. Er ist ein arroganter Deutscher, der mich nicht mal richtig ansieht. Jaschinski, gib mir Feuer', sagt er. Jeden Morgen. Auch heute Morgen kommt er bestimmt. Mit der Nase in der Luft. Jaschinski, gib mir Feuer.' Aber heute gibt's kein Feuer. Keinen Jaschinski. Dem Feldwebel sein Gesicht würd' ich gern sehen! «

Ich bedauerte, Jaschinski sein kostbares Feuerzeug abnehmen zu müssen, aber Kriegsgefangene dürfen keine potentiell gefährlichen Gegenstände in ihrem Besitz haben.

Ernest Lawrence blieb spurlos verschollen. Keine Mitteilung des Roten Kreuzes. Kein Name auf einer Gefallenenliste. Kein Soldatengrab. Dafür gibt es mehrere mögliche Erklärungen. Die erste hängt mit Hitlers «Kommandobefehl» vom 18. Oktober 1942 zusammen, der ausdrücklich bestimmte, von deutschen Truppen gestellte Commando-Soldaten seien «im Kampf oder auf der Flucht bis zum letzten Mann niederzumachen». Aber wir wussten, dass die meisten deutschen Frontkommandeure es riskierten, sich über diesen Befehl hinwegzusetzen.

Die zweite und wahrscheinlichere Erklärung dürfte sein, dass der deutsche Soldat, auf den Lawrence geschossen hatte, nur verwundet war und berichtet hatte, der Angreifer habe nicht nur fließend Deutsch, sondern im Tonfall eines Mannheimers gesprochen. Das könnte den zuständigen Kommandeur veranlasst haben, sich an den Kommandobefehl zu erinnern. Oder dieser Offizier hatte Ernest

weisungsgemäss dem Sicherheitsdienst (SD) übergeben. Oder, und auch das ist denkbar, der Wagen, der ihn zu weiteren Vernehmungen oder ins Gefangenenlager bringen sollte, wurde auf der Fahrt dorthin von einer Bombe oder schweren Granate getroffen und völlig zerstört.

Was Ernest Lawrence auch zugestossen sein mochte, wir hatten wieder einen unserer Besten verloren.

## 20.

# Wieder in Bréville

«Der Kadett mit dem grünen Barett – Sie sind schon wieder aus dem Tritt!» brüllte der Regimental Sergeant-Major auf dem Exerzierplatz der Offiziersschule James Griffith an. Langgedienten regulären Soldaten fiel es schwer, sich mit Existenz und Dienstauffassung von Commando-Soldaten abzufinden. «Aber ich komme trotzdem hin, Sergeant-Major, nicht wahr?»

Diese Antwort brachte Griffith einen strengen Verweis ein, daher muss es für den Sergeant-Major ein Schock gewesen sein, als ausgerechnet Kadett Griffith mitten aus dem Lehrgang abberufen, zum Leutnant befördert und in die Normandie geschickt wurde, um dort den Befehl über eine Einheit zu übernehmen. Dabei war Griffith keineswegs unbeholfen, ganz im Gegenteil. Er war gross und elegant, mit hoher Stirn und nonkonformistischem Gesichtsausdruck, der zu besagen schien: Ich mach's auf meine Weise. Beobachtet mich nur. Ihr werdet sehen, wie's klappt.

Griffith gehörte zu den wenigen Männern aus No. 3 Troop, die es geschafft hatten, zum OCTU, dem Officer's Cadet Training Unit, versetzt zu werden – ein Schritt, der von uns anderen, die unterdessen am D-Day an der Invasion teilgenommen hatten, entschieden und wohl auch etwas neidisch kritisiert wurde. Fairerweise muss gesagt werden, dass Griffith und die restlichen Abkommandierten – Firth, Street (Barth), Dwelly und Kershaw – nicht ahnen konnten, dass sie dieses Angebot hätten ausschlagen sollen. Andererseits verzichtete Eric Howarth darauf, weil er fürchtete, sonst die Invasion zu verpassen.

Die vorgesetzten Dienststellen fanden, jemand aus No. 3 Troop solle Nachfolger unseres verwundet in Gefangenschaft geratenen Skippers werden. Stewart, Shelley, Bartlett, Gray und Nichols waren zu Tapferkeitsoffizieren befördert worden, aber ihre Beförderungen waren noch nicht genehmigt. Deshalb wurde Griffith zu seiner grossen Freude aus seinem Lehrgang abberufen und zu unserem neuen Chef ernannt.

Griffith war gern dort, wo gekämpft wurde, er war bestimmt kein Schreibstubenhengst. Aber für ihn war es nicht leicht, herüberzukommen und den Befehl zu übernehmen. Er hatte nicht nur den D-Day und alle bisherigen Kämpfe verpasst, sondern sollte jetzt Soldaten kommandieren, die ihn als einen der Sanitäter ihres Troops, als einen der ihren kannten. Die in der britischen Armee übliche Formalität, vor einem Offizier strammzustehen und ihn mit «Sir» anzusprechen, fiel manchen von uns schwer. Ich hatte Verständnis für sein Dilemma und beschloss, ihn so gut wie möglich zu unterstützen, weil mir sein Draufgängertum schon immer gefallen hatte. Deshalb grüsste ich absichtlich zackig, nahm vor ihm Haltung an und nannte ihn «Sir», wenn andere in Hörweite waren.

Da Griffith sich seines Dilemmas selbst bewusst war, rief er klugerweise alle Angehörigen von No. 3 Troop zusammen und hielt eine kurze, aber wirkungsvolle Ansprache. «Ich weiss so gut wie Sie alle, dass ich nicht dabeigewesen bin, als Sie am D-Day gelandet sind. Ich wollte, ich wäre dabeigewesen, aber das kann ich nicht mehr ändern. Inzwischen haben Sie hier wertvolle Erfahrungen gesammelt, die mir jetzt fehlen. Daher appelliere ich an Sie, mir zu helfen, alles so schnell wie möglich nachzuholen. Wer von Ihnen von seiner Einheit, zu der er abkommandiert ist, zu einem Spähtruppunternehmen entsandt wird, möchte bitte fragen, ob ich auch mitkommen kann. Ich stehe jederzeit zur Verfügung und bin Ihnen dafür sehr dankbar.»

Zufällig war ich in der folgenden Nacht zu einem Spähtrupp einge-

teilt, um eine Heckenreihe in unserem Vorfeld zu erkunden und festzustellen, ob der Feind sie nachts besetzt hielt. Der Hauptreiz dieses Unternehmens lag darin, dass es von Major Pat Porteous, einem berühmten charismatischen Soldaten, geführt werden würde, der sich bei dem Einsatz gegen Dieppe das Victoria Cross erkämpft hatte, als er einen Bajonettangriff mit nur einer Hand angeführt hatte, weil er an der anderen verwundet war.

Diesmal würde er das Gesamtunternehmen befehligen, während sein Stellvertreter John Hunter-Gray den Aufklärungsteil übernahm. Ich fragte beide Gentlemen, ob Griffith mitkommen dürfe, und erhielt sofort ihre Erlaubnis.

Ich hatte Griffith aufgefordert, sich in der Abenddämmerung im Stabsquartier von No. 4 Commando in Monsieur Farbres kleinem Château in Hauger einzufinden. Er erschien prompt im Lageraum (dem ehemaligen Speisesaal), in dem ich gewöhnlich unter dem Tisch schlief – eine übliche Vorsichtsmassnahme gegen einstürzende Decken. Oberstleutnant Menday, der einen khakifarbenen Pull-over ohne Rangabzeichen trug, brütete über einer auf dem Tisch ausgebreiteten Karte. Er hatte No. 4 Commando übernommen, als Oberst Dawson am D-Day verwundet worden war. Menday war ein kräftiger Mann mit dunkelbraunem Haar, länglichem Schädel und einem kleinen Schnurrbart. Er war ziemlich taub. Dadurch wirkte er manchmal wie ein durch nichts zu erschütternder Führer: Menday blieb oft stehen, wenn andere hastig in Deckung gingen, weil er die nahende Gefahr oder eine Detonation einfach nicht gehört hatte.

Jetzt blickte Menday auf und sah Griffith vor sich stehen, er hatte ihn nicht hereinkommen hören.

«Wer sind Sie?» fragte er nicht gerade freundlich, sondern eher so, wie man einen Eindringling anspricht.

«Leutnant James Griffith, Number Ten Commando», antwortete er, ohne zu salutieren, weil der andere keine Rangabzeichen auf sei-

nem Pullover trug. «Ich soll heute nacht einen Mr. Hunter-Brown auf einem Spähtrupp begleiten. Sind Sie Hunter-Brown?»

Damit hatte Griffith gleich drei Fehler auf einmal gemacht – ein sehr unglücklicher Anfang. Er hatte Hunter-Grays Namen verballhornt, was schlimm genug war, und den Oberstleutnant mit einem untergeordneten Dienstgrad verwechselt, was noch schlimmer war. Und im Gegensatz zu allen Soldaten dieser Einheit hatte er den Kommandeur von No. 4 Commando nicht erkannt, was am aller-schlimmsten war. Das Ganze war eine Katastrophe.

Langmut war nicht eben Oberstleutnant Mendays Stärke. «Nein, ich bin *nicht* Hunter-Gray oder Brown oder sonst irgendeine Farbe! Ich bin nur der Kommandeur dieses verdammten Haufens, sonst nichts. Deshalb erfahre ich immer zuletzt, was hier vorgeht und wer wohin unterwegs ist. Aber eines können Sie sich gleich merken: *Sie* gehen nirgends hin, nicht mit einem meiner Spähtrupps. Und jetzt scherzen Sie sich gefälligst zum Teufel!»

Griffith prallte förmlich zurück. Er schien ahnungslos in ein Hornissennest gestochen zu haben. Ich war verlegen, und mein «Entschuldigung, Sir ...» überschneit sich mit seinem «Tut mir leid, Sir, aber ...»

Überflüssig, denn Menday war sein Ausbruch noch peinlicher als uns. «Entschuldigen Sie meine Unbeherrschtheit. Bitte ignorieren Sie alles, was ich gesagt habe. Ich erinnere mich, dass Pat mir von dieser Sache erzählt hat. Sie müssen der junge Mann sein, der Hilton-Jones' Haufen übernimmt. Alles Gute für Ihren Spähtrupp.»

Sobald es dunkel genug war, brachen Griffith, ich und einige andere, deren Namen er sich diesmal besser merkte, zu seinem ersten Spähtrupp unter Einsatzbedingungen auf. Wir zogen in einer schönen Sommernacht lautlos und ohne Feindberührung durchs Niemandsland zwischen den Heckenreihen. Wir hörten nur die gewöhnlichen Laute einer Sommernacht und sahen auch nichts Verdächtiges. Griffith kannte Krieg aus eigener Anschauung, weil sein

Vater, der liberale jüdische Dr. Glaser, ihn als Jugendlichen nach Spanien mitgenommen hatte, wo er die gegen Franco kämpfenden Einheiten impfte. Aber dieser Spährupp war eine für ihn neue Erfahrung. Griffith betrachtete ihn als gute Einführung und war uns dafür dankbar.

Nach diesem Einsatz gewöhnte Griffith sich sehr rasch an unsere Lebensweise und errang sich in kürzester Zeit die Achtung von Untergebenen wie Vorgesetzten.

Als wir das letzte Gefecht um Bréville siegreich geschlagen hatten, stellte ich überrascht fest, dass manche Leute mich angafften, sie gafften mich nicht nur an, sondern begrüßten mich danach ungewohnt überschwenglich.

«Freut mich, dich zu sehen!» versicherten sie mir herzlich und mit grossem Nachruck. Das gab mir Rätsel auf, bis ich einige provisorische Gräber auf dem Dorfanger gegenüber dem Rathaus sah: kleine Reihen weisser Grabkreuze mit dem Namen des jeweiligen Gefallenen auf dem Querbalken. Dort fand ich die Antwort. Auf einem der Kreuze in der ersten Reihe las ich *Gefreiter Masters*. Mein glückloser Namensvetter war als Fallschirmjäger bei der Eroberung des Dorfs gefallen.

Bei meinem ersten Besuch in Bréville, kurz nach der Einnahme des Dorfs, stiess ich entlang der Hecke eines Obstgartens auf muster­gültig ausgebaute Unterstände – sogar mit getarnten Abdeckungen. In einem stand ein richtiges Bett, das mir als der Gipfel des Luxus erschien. Ich nahm mir vor, diese Idee bei nächster Gelegenheit zu kopieren. Unter dem primitiv zusammengezimmerten Bett, das bestimmt einem Offizier gehört hatte, fand ich eine schöne Pistole Walther P38 in einer Pistolentasche aus poliertem schwarzem Leder. Ich trug sie als zusätzliche persönliche Waffe, bis ich sie eines Tages beim Blackjack an Tom Spencer verlor.

Bei diesem Besuch in Bréville hielt ein Militärg Geistlicher der Fallschirmjäger mich an, als ich an ihm vorbeiradeln wollte. «Fahren Sie nach Amfréville zurück?» fragte er.

«Ja, Sir.»

«Haben Sie ein Taschentuch?» Als ich nickte, forderte er mich auf, es vor ihm auszubreiten.

«Das ist leider alles, was von einem unserer Feinde übrig ist, jedenfalls alles, was wir finden konnten. Bringen Sie's bitte dem Geistlichen der ersten Brigade im Stabsquartier.» Er liess ein kleines dreieckiges Stück verkohlten Fleisches auf mein weisses Taschentuch fallen. Damit verschmolzen war eine deutsche Erkennungs-marke. Ich entledigte mich meines grausigen Auftrags, ohne den Namen auf der Erkennungs-marke zu lesen.

Von Amfréville-le-Plein aus zog ich zu noch einem Spähtrupp los. Begleitet wurde ich von einem Gefreiten ausländischer Herkunft – keiner der französischen Commandos, niemand aus No. 3 Troop, sondern jemand aus irgendeinem osteuropäischen Land. Vor dem Abschnitt der französischen Commandos sollten wir eine hohe Baumreihe erkunden, aus der gelegentlich ein feindlicher Scharfschütze schoss. Ich sorgte dafür, dass meine französischen Freunde wussten, dass wir vor ihnen unterwegs waren, dann brachen der Gefreite und ich noch bei Tageslicht auf. Als wir ein Gebiet erreichten, in dem man sich lieber sehr vorsichtig bewegte, rasteten wir kurz in einem grösseren Gebüsch.

«Jetzt rauchen wir erst mal eine», sagte mein Partner.

«Siehst du den Busch dort drüben?» fragte ich ihn. «Den am anderen Ende des Feldes? Dorthin verziehst du dich, wenn du wirklich eine Zigarette rauchen willst. Jedenfalls tust du's nicht in ein paar hundert Meter Umkreis von hier. Ausserdem bin ich dafür, dass wir uns erst diese Bäume ansehen – nur für den Fall, dass der Scharfschütze dort oben sitzt und die Flamme sieht, wenn du dir eine anzündest.»

«Willst du wirklich dort hinüber? Wir können nach einiger Zeit zurückgehen und melden, dass wir uns umgesehen, aber nichts gefunden haben, stimmt's?»

«Selbstverständlich will ich dort hin. Wenn irgendmöglich bis unter die Bäume. Du brauchst nicht mitzukommen.» «Na gut, dann komme ich eben mit. Aber vorher will ich meine Zigarette.»

«Dort drüben, nicht hier», wiederholte ich.

Er schlurfte davon, während ich in Deckung blieb. Als er zurückkam, ging ich zu den bewussten Bäumen voraus. Wir fanden den einen, an dessen Stamm der Scharfschütze Sprossen genagelt hatte, um seinen Hochsitz leichter erreichen zu können. Wir kauerten nieder und suchten das Geäst ab, aber er war nicht «zu Hause».

Wir kehrten zurück und zeigten den Franzosen den Baum, aus dem der Scharfschütze geschossen hatte. Und ich merkte mir, dass mein diesmaliger Partner nach dem einfachen Klassifizierungsschema, das oft über Leben und Tod entscheiden konnte, ganz entschieden «nichts taugte».

Wenig später wurde No. 4 Commando verlegt, um sich in Bréville zur Verteidigung einzurichten. Ich hauste in einem gewöhnlichen Schützenloch in einem Grünstreifen in der Dorfmitte. Oberstleutnant Munday schickte mich mit zwei französischen Commandos los, die im Niemandsland eine gute Beobachtungsstelle mit Blick über grosse Teile der deutschen Linien entdeckt hatten. Wir mussten uns ihr sehr vorsichtig nähern, denn wären wir dabei entdeckt worden, wären wir in höchster Gefahr gewesen. Unsere Beobachtungsstelle lag nur wenige hundert Meter von der deutschen Front, aber gut eineinhalb Kilometer von den am weitesten vorgeschobenen eigenen Vorposten entfernt.

Solange wir im Raum Bréville lagen, besetzte ich jeden Tag diese Beobachtungsstelle – erst mit den beiden Franzosen, später manchmal mit nur einem von ihnen. Manchmal begleitete mich auch Ser-

geant Paddy Byrne, einer der Scharfschützen von 4 Commando. Er war ein Ire, dessen auf der Pirsch gesammelte Erfahrungen uns bei der stets gefährlichen Annäherung an die Beobachtungsstelle nützlich waren. Später gingen Paddy oder ich allein hinaus, einer vormittags und einer nachmittags, wobei wir uns mittags ablösten.

Um unsere Beobachtungsstelle zu erreichen, musste ich ein Verfahren einhalten, das eine seltsame Mischung aus Vorsicht und kalkuliertem Risiko war. Es ging mir so in Fleisch und Blut über, dass ich den Weg praktisch mit geschlossenen Augen hätte gehen können.

Ich verliess unsere Linien durch einen Obstgarten am Ostrand von Bréville und stieg vorsichtig über die Stolperdrähte der vor unseren Stellungen angebrachten Leuchtpatronen hinweg. Tagsüber hängten die Männer in den vordersten Gräben weisse Papierstreifen über die Drähte, um sie für unsere Seite zu kennzeichnen. Nachts wurden diese Markierungen abgenommen, damit der Feind die hauchdünnen Drähte nicht sah, falls es ihm irgendwie gelang, sich unbetmerkt an unsere Stellungen heranzuarbeiten. Wurden die Magnesiumpatronen gezündet, beleuchteten sie das ganze Vorfeld taghell, so dass gezieltes Abwehrfeuer möglich war.

Der Weg weiter hinein in das Niemandsland zwischen den Fronten führte einen Feldrain entlang und an der Leiche eines deutschen Soldaten vorbei, der bei den ersten Kämpfen gefallen war. Der Tote lag so weit draussen, dass weder wir noch die anderen es riskieren wollten, ein Bestattungskommando loszuschicken, um ihn begraben zu lassen. Der Verwesungsgeruch, der uns rasch vertraut geworden war, war hier so stark, dass ich an dieser Stelle immer die Luft anhielt.

Als nächstes musste ich eine von Bäumen gesäumte Landstrasse überqueren, die nach rechts zu der Kreuzung bei Longmare führte – dieselbe Strasse, auf der die Granatwerfer Nichols erwischt hatten. Das erforderte Vorsicht. Obwohl die Strasse so kurvenreich war, dass sie von rechts, wo die Deutschen lagen, keine hundert

Meter weit zu überblicken war, wusste ich nie, ob an dieser Biegung nicht eine deutsche Streife mit einem MG in Stellung gegangen war, um die Landstrasse zu überwachen. Bei meinem Spurt zu den Büschen auf der anderen Strassenseite hätte ich ein hervorragendes Ziel abgegeben. Deshalb machte ich eine Pause und suchte die Büsche rechts von mir, in denen der Feind hätte lauern können, sorgfältig mit dem Fernglas ab, bevor ich über die Strasse hetzte, wo ich wieder Deckung fand.

Obwohl bei den ersten zehn bis zwölf Malen nichts passierte, zwang ich mich dazu, auch später unvermindert vorsichtig zu sein. Dann kam ich an einem Hof vorbei, auf dem nur noch einige Hühner lebten. Das war die Grande Ferme de Buisson, auf der sich schon früher Spähtrupps beider Seiten bekämpft hatten oder aus dem Weg gegangen waren. Ihre Zufahrt zweigte von der Landstrasse nach links ab. Obwohl der Hof nicht auf dem direkten Weg zu unserer Beobachtungsstelle lag, musste ich sie kontrollieren, denn eine dort versteckte feindliche Streife hätte mir den Rückweg abschneiden können. Mit der schussbereiten Maschinenpistole im Anschlag durchsuchte ich rasch die Gebäude.

Dann kam eines der gefährlichsten Teilstücke: Ich musste den Hof mit seiner angrenzenden Hecke verlassen und eine freie Wiesenfläche überqueren. Um mein Ziel zu erreichen, musste ich ins Freie treten und dabei riskieren, in feindliches MG-Feuer zu geraten. Deshalb hatte ich mir angewöhnt, die Hecke jenseits der Wiese mindestens fünf bis zehn Minuten lang sehr genau mit dem Fernglas abzusuchen, bevor ich ins Freie hinaustrat. Waren wir zu zweit, konnte mein Begleiter mir Feuerschutz geben, indem er mit seiner Maschinenpistole auf die Hecke zielte, während ich vorausging. In jedem Fall – selbst wenn ich allein unterwegs war –, sah ich mich über beide Schultern nach einem imaginären Zug Infanterie um und machte ungeduldige Handzeichen, als wollte ich die anderen auffordern, vorerst noch in Deckung zu bleiben.

Falls eine feindliche Streife mich beobachtete, würde sie hoffentlich zögern, das Feuer auf einen hinter mir liegenden Zug zu eröffnen. Nach fünf bis sechs Metern schlug ich einen Haken und rannte nach rechts über die Landstrasse, die hier nicht mehr von Büschen gesäumt war. In der nächsten Kurve lag ein Pferdekadaver, der eigentlich nur mehr ein nacktes Gerippe war. Trotzdem hing auch hier Verwesungsgeruch in der Luft.

Jenseits der Landstrasse stand ein kleines Bauernhaus, dessen Garten mir bei einer Rast Deckung bot. Hier fühlte ich mich verhältnismässig sicher, wenn ich unsichtbar zwischen den in ordentlichen Reihen gepflanzten Beerensträuchern lag, bis ich nach meinem letzten Spurt wieder zu Atem gekommen war. Und hier erwartete mich eine köstliche Belohnung: reife rote Johannisbeeren und saftige Stachelbeeren, die mir im Mund zergingen und meine vor nervöser Spannung ausgedörrte Kehle labten. Ausserdem gab es hier reichlich Artischocken, die ich aber erst auf dem Rückweg mitnahm, weil sie gekocht werden mussten.

Dann folgte die letzte Etappe meines gefährlichen Weges zur Beobachtungsstelle, der ich mich von hinten näherte, weil ihre Rückseite für den Feind nicht einzusehen war. Unsere Beobachtungsstelle lag in einem kleinen einstöckigen Haus mit angebautem Schuppen, das einige hundert Meter von der Kreuzung bei Longmare entfernt an der Überlandstrasse nach Varaville stand. Der Hauseingang lag an der Westseite und war über einen L-förmigen, mit Ziegeln gepflasterten Hof zu erreichen, der zur Strasse hin durch eine Hecke abgeschirmt war. Der Schuppen mit seinem durch frühere Beschiessungen ganz abgedeckten nackten Dachstuhl stand mit der Vorderfront zur Landstrasse. Lag man dort oben auf dem Dachboden hinter den Randbalken ausgestreckt, hatte man einen hervorragenden Überblick über die Frontlinie der Deutschen. Um nicht gesehen zu werden, musste ich den Hof von der rückwärtigen Seite her betreten. Zur Haustür führten zwei Stufen hinauf. Dann

war ich auf der schmalen Treppe und erreichte eine der beiden schwierigsten Stellen. In der Südwand des Hauses gähnte ein riesiges Loch, das eine Granate gerissen hatte, so dass der obere Treppenabsatz für jeden, der das Haus beobachtete, gut zu sehen war. Erschwerend kam hinzu, dass der Treppenabsatz mit einer dicken Schicht Steinstaub bedeckt war. Da dies jedoch der einzige Weg zu meinem Posten war, musste ich eine Entscheidung treffen. Ich konnte mich langsam an dem Loch vorbeibewegen, um keine Staubwolke aufzuwirbeln, wobei ich deutlich zu sehen war, oder riskieren, schnell daran vorbeizuhuschen, wobei ich unvermeidlich eine verräterische Staubfahne hinter mir herzog. Je nach Laune und Wetter entschied ich mich für die eine oder andere Möglichkeit. Das war immer ein gefährlicher Augenblick, denn ich wusste nie, ob ich beobachtet worden war. Aber das hätte ich bestimmt bald erfahren: Die Deutschen hätten eine Streife losgeschickt, um mich gefangennehmen oder erschiessen zu lassen, oder mich einfach durch ihr unangenehm treffsicheres Granatwerferfeuer erledigt. Hatte ich diese Stelle überwunden, kam ich ins Schlafzimmer im Obergeschoss. Anfangs hatten wir uns damit begnügt, ausser Sichtweite des Feindes auf dem Fussboden zu sitzen. Von dort aus konnten wir mit unseren Ferngläsern über die Strasse und ein sich anschliessendes riesiges gelbes Weizenfeld zu der Baumreihe hinübersehen, unter der die Deutschen lagen. Unter den hohen Bäumen waren manchmal deutsche Infanteristen in feldgrauen Uniformen zu sehen, wenn sie aus dem Schatten in sonnige Stellen unter dem Laubdach traten. Für Soldaten in der vordersten Linie wirkten sie erstaunlich unbekümmert. Wir beobachteten oft, wie sie zum Essenfassen gingen: in aufrechter Haltung, mit ihrem Kochgeschirr in der Hand, nie vorsichtig oder gar geduckt. Im Lauf der Zeit erkannten wir einige von ihnen sogar wieder – vor allem den Glatzkopf, der genau wie unser Percy Shelley

einen blassblauen Seidenschal trug, den er aus einem Lastenfallschirm herausgeschnitten hatte.

Einer der französischen Commandos, der mich oft begleitete, war der adleräugige Ducas. Er war klein, zäh und agil, ein ernsthaft wirkender Mann mit kurzgeschnittenem dunkelbraunen Haar und einem sehr französisch wirkenden Bärtchen. Ducas erwies sich als zuverlässiger Kamerad, der «in Ordnung» war. Er hatte zwei weit vorgeschobene deutsche Beobachtungsstellen entdeckt. Der eine Beobachter befand sich links vor uns in der Nähe einer Kreuzung, wo die Hecke eine Lücke aufwies. Eines Tages fiel Ducas auf, dass die Lücke verschwunden war, weil der Oberkörper des Beobachters sie ausfüllte. Sah man sehr konzentriert hin, konnte man ihn gerade erkennen. Er stand in einem brusttiefen Schützenloch mit Blick über einen Obstgarten mit blassgrünen jungen Apfelbäumen am Rand des gelben Weizenfelds, das sich vor uns erstreckte.

Der zweite Beobachter war nicht nur schwer zu sehen, sondern völlig unsichtbar. Aber Ducas erinnerte sich daran, am Stamm eines grossen Baums, der mitten vor den deutschen Stellungen stand, dicht über dem Erdboden eine helle Narbe gesehen zu haben, die von einem Granatsplitter herrührte. Eines Tages konnte er sie jedoch nicht am gewohnten Platz entdecken. Später erschien sie wieder, und Ducas schloss daraus, dass sie von einem Mann verdeckt gewesen war. Der Beobachter musste sein Schützenloch dicht vor dem grossen Baum haben, in dessen tiefem Schatten er unsichtbar war. Nach einigen Tagen zeigte sich, dass Ducas recht gehabt hatte, denn wir sahen, wie der Beobachter seinen Posten bezog und wieder verliess.

Tag für Tag verbrachten wir dort lange und ermüdende Wachen, aber Oberstleutnant Menday hielt sie für so wichtig, dass er mich anwies, zurückzukommen und ihm persönlich Meldung zu erstatten, falls ich irgendetwas beobachtete, das auch nur im Geringsten ungewöhnlich war.

In diesem nassen Sommer des Jahres 1944 regnete es so viel, dass wir uns alle darüber einig waren, es mit drei Feinden zu tun zu haben, nicht nur mit einem. Der bei Weitem schlimmste war der Regen. Er durchweichte uns unbarmherzig bis auf die Knochen, wenn wir im Freien waren – und wir waren praktisch Tag und Nacht im Freien. Wir hatten den schrecklichen Verdacht, wir würden niemals wieder trocken werden und niemals wieder das herrliche Gefühl genießen, saubere, warme Sachen am Leib zu haben.

Unser zweitschlimmster Feind waren die Mücken, eine für die feuchten normannischen Sommer typische Plage, die jedoch in diesem Jahr besonders schlimm zu sein schien. Die Deutschen benützten ein so stark riechendes Desinfektionsmittel, dass man erschnupern konnte, wo sie vor Kurzem gewesen waren. Da es eigentlich ein Mittel gegen Läuse und Flöhe war, bezweifle ich, dass es besser gegen Mücken half als die schmierige rosa Creme, die von der britischen Armee in runden Blechdosen, wie für Schuhcreme, ausgegeben wurde. Die normannischen Mücken schienen diese Crème als Vorspeise und uns als Hauptgericht zu verzehren.

Als meine Mutter in ihren Briefen fragte, was sie mir ins Feld schicken könne, bat ich sie um ein Mückenschutzmittel. Einige Wochen später erhielt ich gut verpackt ein hübsches Glasfläschchen, dessen Etikett den Hersteller des Mittels als «Hoflieferant Seiner Majestät des Königs» auswies. Es roch köstlich, jedoch offenbar nicht für Mücken, und wirkte wunderbar, verflüchtigte sich aber unglaublich schnell. Eine Anwendung hielt höchstens eine Viertelstunde lang vor. Ich brauchte den Inhalt meiner kleinen Flasche in nur vier Tagen auf.

Unser mit einigem Abstand drittschlimmster Feind waren die Deutschen. Sie schossen auf uns, feuerten mit Granaten und Mörsern und bombardierten uns manchmal sogar, wobei sie ihr Ziel zum Glück öfter verfehlten als trafen.

Als ich an einem besonders schlimmen Regentag am späten Nach-

mittag von der Beobachtungsstelle zurückkam, musste ich feststellen, dass mein Schützenloch mit Wasser vollgelaufen war. Was schwimmfähig war, trieb obenauf, alles andere war restlos abgesehen. Ich machte meinen Kameraden Vorwürfe, weil sie nicht wenigstens einen Teil meiner Sachen gerettet hatten, aber das half im Augenblick nichts. Ich beantragte und erhielt einen Marschbefehl und liess mich ins rückwärtige Gebiet mitnehmen, in dem als Versorgungsfahrzeug ein Lkw-Anhänger stand. Dort überredete ich die Bürokraten dazu, meine gesamte Ausrüstung in trockene Sachen umzutauschen. Nachdem mir das gelungen war, kam ich nach Bréville zurück und zog in eines der kleinen Häuser am Dorfplatz ein.

Wegen der wiederholten Kämpfe im Raum Bréville war das Dorf verständlicherweise längst geräumt worden. Das Haus hinter meinem, das ganz ähnlich aussah, diente No. 4 Commando als Wachlokal, dort waren die sechs Männer untergebracht, die sich den Wachdienst vor dem Stabsquartier im Rathaus von Bréville teilten. Mein Haus wäre mir beinahe vor der Nase weggeschnappt worden: Es wurde als Lager für Munitionskisten aus Stahlblech gebraucht, die Munition für Granatwerfer, Gewehre und Pistolen enthielten. Aber die Kisten hatten in den hinteren Räumen Platz, so dass ich den vorderen haben konnte, wenn ich verrückt genug war, in einem Haus zu schlafen, das bei einem Treffer mit mir in die Luft fliegen konnte.

Mir war der Luxus, in verhältnismässig zivilisierter Umgebung zu leben, bei Weitem wichtiger als das Risiko. Ich schlief nackt auf einer Matratze, denn ich sagte mir, solange meine Maschinenpistole neben mir lag, konnte ich mich bei einem Überraschungsangriff auf Bréville (unsere vorderste Linie war nur hundertfünfzig Meter entfernt) auch nackt meiner Haut wehren. Allerdings war meine Unterkunft nicht wirklich luxuriös. Das Dach war an vielen Stellen löchrig, und bei Regen musste ich auf den roten Fliesen acht Konservenbüchsen aufstellen, um das Wasser aufzufangen.

Ich hatte mir einen kleinen Korb beschafft, in dem ich die Eier und das Brot von Lemoines Hof aufbewahrte, und unwickelte, in Ermangelung eines Kühlschranks, meine Butterdose mit feuchten Lappen. Ich besass sogar einen blassblauen Emailkrug, in den ich einige der rosa Heckenrosen stellte, die entlang des Zauns wucherten.

Unter den gegebenen Umständen war das ein idyllisches Leben. Aber es war bedroht, als eines Tages ein deutscher Bomber, ein seltener Anblick, in der Abenddämmerung tief über das Rathaus hinwegflog. Überraschenderweise griff er nicht an, aber nach zwei Stunden kam er wieder und warf zwei Bomben genau auf das Rathaus, das erheblich beschädigt wurde. Wir hatten zum Glück keine Verluste, aber nachts begann die feindliche Artillerie, die zweifellos Aufklärungsergebnisse der Luftwaffe nutzte, Bréville zu beschossen. Das Krachen der Einschläge warf mich praktisch aus dem Bett. Granaten gingen knapp über mein Haus hinweg und trafen das Wachlokal, in dem es drei Tote gab. Ein erst vor Kurzem aus England herübergekommener Commando-Soldat, der Wache hatte, konnte noch aufspringen und zur Tür laufen. Mit einer reflexartigen Bewegung hatte er seine Decke an sich gerissen, über die er stolperte, als er aus dem Haus stürzte. Seine Unbeholfenheit rettete ihm das Leben, denn als er zu Boden ging, schlug die nächste Salve nur wenige Meter vor ihm ein. Morgens erhielt ich Befehl, das Haus zu räumen und mit etwa einem Dutzend Kameraden umzuziehen. Wir sollten uns in einem Obstgarten am Ostrand von Bréville eingraben – nicht weit von der Fläche entfernt, wo unsere inzwischen vorverlegten Leuchtpatronen mit Stolperdrähten ausgelegt gewesen waren. Bei dieser Gelegenheit erfand ich meinen «Superunterstand», für den mir der mit einem Bett ausgestattete Unterstand eines deutschen Offiziers als Vorbild diente.

Als erstes durchsuchte ich die leerstehenden Häuser von Bréville, bis ich ein Doppelbett fand. Ich schleppte es auf dem Rücken in den Obstgarten und markierte seine vier Ecken am ausgewählten Platz

mit in die Erde gesteckten Zweigen. Dann begann ich zu graben. Ich war ungefähr bei der Hälfte der vorgesehenen eineinhalb Meter Tiefe angelangt, als ich merkte, dass jemand hinter mir stand und mich beobachtete. Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn und aus den Augen, sah auf und erkannte den kahlköpfigen, strengen Regimental Sergeant-Major Morris von No. 4 Commando. Er runzelte die Stirn, während er erst das Bett, dann mich und schliesslich wieder das Bett betrachtete.

«Und was wird das?»

«Mein Unterstand, Sir.» «Für wieviel Mann?» «Nur für mich, Sir.»

«Darin haben noch drei Platz, glaube ich. Ich schicke sie gleich rüber.»

«Danke, Sir.»

Das war natürlich enttäuschend. Aber ich brauchte wenigstens nicht mehr zu buddeln, weil ich schon mehr als meinen Teil getan hatte, und konnte mich darauf beschränken, Anweisungen zu geben. Nachdem meine Mieter den Unterstand noch tiefer ausgeschachtet hatten als ursprünglich vorgesehen, liessen wir das Bett hinunter. Aus verlassenem Häusern holten wir uns einige der stabilsten Türen, die wir finden konnten, und legten sie als Dach über den rechteckigen Unterstand. Bevor wir ihn mit Aushubmaterial abdeckten, führte ich meine Helfer zu einer Hecke in Richtung Amfréville, wo zwei abgeschossene deutsche PzKpfw IV und ein Panzerjäger mit 7,5-cm-Pak standen. Letzterer war so völlig demoliert, dass seine Panzerung lose von den Seiten herabhing oder schon auf der Erde lag. Wir schleppten mehrere Panzerplatten zu unserem neuen Heim, legten sie über die Türen, häuften darüber Aushubmaterial und Grassoden auf und legten zuletzt noch einen umgestürzten Baum darüber.

Unser rechteckiger Unterstand bildete den längeren Schenkel einer

L-förmigen Stellung, von der rechtwinklig ein kurzer Schützengraben abzweigte. Dieser Graben war nicht überdacht, aber im anderen Teil fühlten wir uns sicher, weil wir der Überzeugung waren, dort könne uns keine Granate etwas anhaben. Selbst wenn eine in dem offenen Graben detonierte wäre, hätte sie uns keinen Schaden zufügen können, weil dazwischen ein rechter Winkel lag.

Ein unerwarteter Vorteil ergab sich, als unser Regimental Sergeant-Major verfügte, in jeder Stellung müsse nachts ein Mann Wache halten. Da wir zu viert waren, hatten wir damit keine Mühe. Alle kamen vorbei, um das Werk unserer Hände zu bewundern – fast wie bei einer House-warming-Party. Vier andere Männer schlossen sich zusammen, um fünfzig Meter von uns entfernt einen zweiten «Superunterstand» zu bauen, sie baten mich, ihnen einen Plan zu zeichnen und das benötigte Material anzugeben. Dann bauten sie ihren Unterstand genau nach Plan.

Schon in der nächsten Nacht kam der deutsche Bomber wieder und warf eine Bombe praktisch auf den «Superunterstand II». Der Bombenrichter reichte bis an den Unterstand heran, so dass sein Eingang verschüttet war. Als Rauch und Staub sich allmählich verzogen, waren wir in der bedrückenden Stille nach der Detonation der Bombe wie gelähmt. Dann geriet die Erde an der Wand des Bombenrichters in Bewegung, und wir sahen erst eine Schaufel und dann noch eine zum Vorschein kommen. Alle vier Männer krochen nacheinander heraus und kamen zu mir herübergerannt, um mir die Hand zu schütteln. Sie waren der Überzeugung, der «Superunterstand II» habe ihnen das Leben gerettet, während ich fand, sie hätten nur verdammt viel Glück gehabt.

Wir bezogen weiter täglich unseren Beobachtungsposten. Paddy Byrne und ich waren gemeinsam dort, als wir einen deutschen Offizier in der Nähe des Baums mit der Splitternarbe vor die deutsche Front treten sahen. Er stand dort im Freien auf dem riesigen Wei-

zenfeld und studierte eine grosse Landkarte. Merkwürdig war, dass er trotz der Sommerhitze einen langen Uniformmantel trug.

«Den Scheisskerl knall' ich ab», verkündete Paddy. Er schob die Mündung seines Scharfschützengewehrs mit Zielfernrohr, dessen Kolben mehrere Kerben für tödliche Treffer zierte, über den Rand des Dachbodens, auf dem wir lagen.

Ich wandte ein, wir dürften unsere Position nicht verraten und dadurch eine ideale Beobachtungsstelle einbüßen. Die Deutschen konnten sehen, woher der Schuss gekommen war, und eine Streife herüberschicken, um uns zu erledigen.

«Klar, klar, du hast recht, das weiss ich. Aber dieser Kerl ist irgendein Bonze, und diese Gelegenheit ist einfach zu gut. Was hältst du davon, wenn ich ihn erschiesse und wir für heute Schluss machen und schnellstens abhauen?»

Ich war einverstanden. Diese gute Gelegenheit durften wir uns nicht entgehen lassen. Ich stellte mein Fernglas auf den deutschen Offizier ein.

Paddy zielte sorgfältig, dann drückte er ab. «Erwischt!» flüsterte er, vor Aufregung ziemlich laut. «Los, wir verschwinden!» Bevor ich etwas sagen konnte, war er aufgesprungen und schon halb die Treppe hinunter, ohne sich um den aufgewirbelten Staub zu kümmern. Ich blieb dicht hinter ihm. «Paddy?» «Ja?»

«Ich sag's nicht gern, aber ich hab' ihn genau beobachtet und glaube nicht, dass der Scheisskerl überhaupt gemerkt hat, dass auf ihn geschossen worden ist. Er hat mit keiner Wimper gezuckt.»

«Vielleicht ist er langsam zusammengebrochen. Das kommt vor. Ich hab' ihn im Fadenkreuz gehabt, als ich abgedrückt habe. Jedenfalls mussten wir da oben schnell weg, stimmt's?» «Und wir müssen schnellstens zurück», bestätigte ich. «Ich muss dem Kommandeur von ihm und seiner Landkarte berichten. Vielleicht planen sie einen Angriff.»

Nach unserer Rückkehr ging ich zu Oberstleutnant Mendays Dienstzimmer hinauf, das jetzt im unbeschädigt gebliebenen Teil des Rathauses lag. Da ich wusste, wie schwerhörig unser Kommandeur war, klopfte ich kräftig an und rief laut seinen Namen. Die Tür wurde aufgerissen, und der Kommandeur stand vor mir.

«Was zum Teufel soll dieser Unsinn?» schrie er mit zornesrotem Gesicht. Ich versuchte ihm zu erklären, dass ich lediglich seinen Befehl befolgte, alle ungewöhnlichen Beobachtungen sofort zu melden, aber er liess mich nicht zu Wort kommen. Also ging ich wieder. Fünf Minuten später liess Munday mich holen. Er entschuldigte sich wie bei Griffith für seinen Ausbruch und hörte sich meinen Bericht aufmerksam an. Ich erwähnte Paddys Schuss nicht und erfuhr auch nie, ob mein irischer Freund eine weitere Kerbe in den Kolben seines Scharfschützengewehrs geschnitzt hatte.

Der befürchtete deutsche Angriff blieb aus.

Am nächsten Tag lag ich auf dem Dachboden des Schuppens und beobachtete wie gewöhnlich die deutschen Stellungen. Paddy sollte mich mittags ablösen. Bis dahin war es noch eine Stunde. Plötzlich hörte ich ganz in der Nähe ein Geräusch. Ich blieb unbeweglich liegen und horchte. Das Geräusch wie von einem mit dem Stiefel angestossenen Dachziegel war von unten aus dem Hof gekommen. Ich dachte sofort, nun sei es aus mit mir. Die Deutschen hatten das Mündungsfeuer des gestrigen Schusses gesehen und den Schussknall gehört, oder irgendein aufmerksamer Beobachter hatte mich an dem grossen Einschussloch in der Hausmauer vorbeihuschen gesehen. Jetzt hatten deutsche Soldaten das Haus und den Schuppen umstellt. Im Augenblick versuchten sie wahrscheinlich, meine genaue Position festzustellen.

Natürlich konnte das auch ein Tier sein – eine herrenlose Kuh, die das häufige Artilleriefeuer in unserem Abschnitt überlebt hatte, oder einer der beiden Schimmel, die ich gelegentlich auf den um-

liegenden Feldern gesehen hatte. Aber ich musste aufs Schlimmste vorbereitet sein. Deshalb holte ich eine Handgranate 77 aus der Tasche, schraubte die Kappe ab und wickelte mehrere Lagen des Bandes ab, das im Flug den Sicherungsstift herausziehen würde. Ich hatte in diesem Fall nur die drei Meter bis auf den Hof hinunter, damit die Handgranate beim Aufschlag detonierte. Ich hoffte noch immer, dass sich dort unten nur ein Tier herumtrieb, als ich einen weiteren Laut hörte, der diese Möglichkeit eindeutig ausschloss. Das Geräusch war eindeutig und unverkennbar menschlich: Unter mir räusperte sich ein Mann.

Was ich zu tun hatte, war klar. Ich würde meine Phosphor-Handgranate in den Hof werfen, um die feindliche Streife zu verwirren und zu verwunden. Der dichte Phosphornebel würde mich tarnen, während ich auf der Rückseite des Hauses zu Boden sprang und weiterrannte, so schnell ich konnte, um die Deckung der Büsche an der Strasse nach Longmare zu erreichen. Allzu gross waren die Erfolgsaussichten nicht, aber das war meine einzige Chance.

Ich holte aus, um die Handgranate zu werfen, deren grüner Metallbehälter bequem in meine Handfläche passte. Ich machte mich bereit, aufzuspringen und mit drei grossen Schritten die Stelle zu erreichen, wo ich vom Dachboden springen wollte. Dann versuchte ich noch, leicht den Kopf zu heben, um mein Ziel, den Feind direkt unter mir, sehen zu können, bevor ich die Handgranate warf. Aber die Dachbalken standen so eng, dass ich in der Nähe des Randbalkens gar nicht den Kopf heben konnte. Um jemanden auf dem Hof zu sehen, hätte ich ganz aufstehen müssen – und das wollte ich nicht riskieren.

In diesem Augenblick hörte ich eine vertraute irische Stimme halblaut rufen: «Peter!»

«Um Himmels willen, Paddy!» rief ich hinunter. «Ich wollte gerade ... Was zum Teufel machst du so früh hier? Ich hab' dich für Jerries gehalten, die mir ans Leder wollten.»

Nur einem Paddy Byrnes hatte es gelingen können, unbemerkt bis in den Hof des Hauses zu gelangen, zumal er noch einen Artilleriebeobachter und einen Funker mitgebracht hatte. Puh, das war knapp gewesen! Ich wickelte das weisse Band auf und sicherte die Handgranate mit der Schraubkappe.

Trotz seiner Tätigkeit wirkte der vorgeschobene Beobachter, ein stämmiger Hauptmann der Royal Artillery, nicht gerade beweglich, als es jetzt darum ging, unseren Posten auf dem Dachboden des Schuppens zu erreichen. Aber Paddy und ich hievten ihn mit vereinten Kräften hinauf und erklärten ihm, was er vor sich sah. Sein Funker blieb unten im Hof. Der Hauptmann brauchte nicht lange, um ihm die erforderlichen Zielkoordinaten zuzurufen, und befahl schon wenige Minuten nach seiner Ankunft: «Feuer!»

Nach sehr kurzem Einschiessen schlug die erste Salve unserer Fünfundzwanzigpfünder krachend drüben zwischen den Bäumen ein. Der Hauptmann befahl noch zweimal «Wiederholen!» Dann stimmte er ein Triumphgeheul an, verliess hochzufrieden die Beobachtungsstelle und verschwand mit seinem Funker.

Das Ergebnis dieser Beschiessung zeigte sich sehr bald, denn am nächsten Tag kam ein Überläufer, ein erfahrener alter Landser, als wir gerade dringend wissen mussten, welcher Truppenteil uns gegenüberlag. Von ihm lernte ich mehr gute Kommissausdrücke, als in dem kleinen blauen Lehrbuch gestanden hatten, das wir in der Ausbildung benützt hatten. «Als ihr Tommies gestern eure Geheimwaffe eingesetzt habt, hab' ich gewusst, dass ich schleunigst abhauen musste. Höchste Zeit! Gott, ist das schrecklich gewesen! Überall sind die Fetzen geflogen. Schrecklich!»

Überläufer leben gefährlich. Sie riskieren immer, von einer der beiden Seiten erschossen zu werden. Er war glücklich, es geschafft zu haben.

«Wie hoch sind Ihre Verluste bei der gestrigen Beschiessung gewesen?» fragte ich ihn.

«Verluste?»

«Die Zahl der Gefallenen und Verwundeten.»

«Bei uns hat's keine Gefallenen oder Verwundeten gegeben.

Wir haben uns gut eingegraben.»

«Aber Sie haben doch gesagt, es sei schrecklich gewesen.

Und trotzdem hat's keine Verluste gegeben?»

«Es *ist* schrecklich gewesen. Überall Explosionen – über uns in den Bäumen, am Boden neben meinem Loch ... schlimm. Eure Geheimpistole hat genau auf uns geschossen. Jetzt ist Schluss! hab' ich mir gesagt. Ich hab' so getan, als wollte ich meine Wäsche wegbringen, bin seitlich abgebogen, hab' die Richtung geändert und bin losgerannt.»

Von ihm erfuhr ich, dass uns noch immer dieselbe Einheit wie zuvor gegenüberlag.

Eine Woche später sollte diese Annahme dringend verifiziert werden. Ducas, mein alter Kamerad bei den französischen Commandos, und ich hatten einen Plan. Es regnete wieder, es goss sogar in Strömen. Wir sagten uns, der Feind werde bei diesem scheusslichen Wetter keinen Vorstoss von uns erwarten, wie auch wir nicht mit deutschen Aktivitäten rechneten. Wir wollten die Chance nutzen, um etwas noch nie Dagewesenes zu tun: Wir würden die Strasse überqueren und uns den deutschen Vorposten schnappen, der links vor uns in der Hecke sass.

Um ihn zu erreichen, mussten wir uns durch neues, unbekanntes Gelände vorarbeiten, sobald wir unsere Beobachtungsstelle verliessen. Wir mussten die Landstrasse erneut oberhalb ihrer Einmündung in die Überlandstrasse nach Varaville überqueren, um dann vorsichtig einer Hecke zu folgen. Aber wir hatten gerüchteweise gehört, diese Hecke und ihre Umgebung sollten vermint sein. Deshalb hatten wir das oberste Stück einer Funkantenne mitgebracht.

Wir hielten es leicht zwischen zwei Fingern, während wir durchs nasse Gras krochen, und tasteten damit nach Stolperdrähten. Die Sprengfallen sollten aus getarnt an Büschen und Bäumen angebrachten Handgranaten mit Stolperdrähten bestehen. Einer von uns war durch sie bereits schwer verletzt worden.

Diesmal entdeckten wir keine. Wir erreichten die Strasse, lagen klatschnass im Strassengraben, beobachteten nach beiden Richtungen und stellten fest, dass der wahrscheinlichste Platz für ein getarntes MG-Nest etwa hundertfünfzig Meter von uns entfernt in Richtung Varaville lag: hinter einem halb auf die Fahrbahn gestürzten Baum. Wir beobachteten ihn fünf Minuten lang durch unsere Ferngläser, ohne jedoch eine Bewegung zu sehen.

Jetzt kam der gefährlichste Teil. Ich zielte mit meiner MP auf die Krone des umgestürzten Baums, während Ducas geduckt über die Strasse spurtete. So weit war noch keiner von uns vorgedrungen – zumindest war noch niemand zurückgekehrt, um davon zu erzählen. Das Gras auf der anderen Strassenseite bot bedauerlich wenig Deckung, und Ducas streckte sich so flach wie möglich aus, als er mir Feuerschutz gab, damit ich nachkommen konnte. Dann krochen wir durch niedriges Gras auf einen Apfelbaum zu, dessen dünner Stamm uns unmöglich beiden Deckung bieten konnte.

Wir stellten wieder einmal fest, dass aus der Nähe gesehen alles ganz anders aussah als von unserer Beobachtungsstelle aus. Aber wir spürten, dass wir in der Nähe des Mannes sein mussten, auf den wir es abgesehen hatten. Ducas stützte sich auf seine Ellbogen, um ihn zu suchen, konnte ihn aber nicht finden. Ich rutschte näher an den schlanken Baumstamm heran, hob den Kopf und sah durch nur ein Okular meines Fernglases, um nicht den ganzen Kopf aus der Deckung stecken zu müssen. Ich hatte das Glas kaum angesetzt, als ich den Deutschen so gross vor mir sah, dass ich erschrak. Ich drückte Ducas noch tiefer und deutete nach vorn.

«*Il est là-bas!*» flüsterte ich ihm ins Ohr. «*Très près!*» (Er ist dort vorn, sehr nahe.)

Ducas suchte ihn nochmals vergeblich. Ich wollte mich davon überzeugen, dass die angegebene Richtung stimmte, aber auf meinem Okular standen Regentropfen, so dass ich nichts sehen konnte. Ich wischte es mit meinem noch halbwegs trockenen Taschentuch ab, sah wieder hinüber und hatte den Mann, der in meine Richtung blickte, wieder überdeutlich vor mir. Dass er uns hinter der kümmerlichen Deckung nicht längst entdeckt hatte, grenzte an ein Wunder.

Trotzdem sah Ducas ihn noch immer nicht. Als ich ihn erneut beobachtete, wandte er sich ohne Eile ab und verliess seinen Posten. Er kletterte jedoch nicht aus dem Graben, wie ich erwartet hätte, sondern öffnete die Tür eines Unterstands, der sich an seinen Graben anschloss und mir bis dahin nicht aufgefallen war. Er machte die Tür hinter sich zu und blieb verschwunden.

Das gefiel mir überhaupt nicht. Erstens konnte ich mir nicht vorstellen, dass wir beiden dort hinüberraunten, in seinen Graben sprangen und durch die Tür stürmten, ohne zu wissen, was uns dahinter erwartete. Zweitens störte mich, dass er so nonchalant davongeschlendert war. Hätte der Soldat seinem Beobachtungsposten den Rücken gekehrt und ihn verlassen, wenn er allein gewesen wäre?

Da ich merkte, dass ich nicht nur durchnässt war und mit jeder Minute nasser wurde, sondern auch zu frieren begann, schlug ich Ducas vor, das Unternehmen abzubrechen und umzukehren. Es war tatsächlich schon spät. Er war sofort einverstanden. Wir gaben uns gegenseitig Feuerschutz, als wir die Strasse überquerten, und waren viel schneller als auf dem Hinweg. Auch wenn wir frustriert waren, weil wir mit leeren Händen zurückgekommen waren, konnten wir wenigstens melden, dass es möglich war, die Strasse von Bréville nach Varaville sogar bei Tageslicht zu überschreiten – zumindest bei starkem Regen.

Eines Tages war ich mit einem Aufklärungsauftrag unterwegs, der unserer üblichen Tätigkeit entsprach, obwohl die Rolle der Männer von No. 3 Troop sich allmählich verändert hatte. Wir sollten unser fließendes Deutsch und unsere Kenntnis der deutschen Wehrmacht einsetzen, aber unsere Vorgesetzten wussten, dass wir gut ausgebildet und gern im Niemandsland unterwegs waren. Für den Fall, dass Gefangene gemacht oder auch nur ein Gefallener entdeckt wurde, schickten sie gern einen von uns mit. Wie wir von Stewart gehört hatten, hatte Brigadegeneral Mills-Roberts uns tatsächlich rationiert. Wir sollten nur bei wichtigen Unternehmen mitmachen, die er persönlich genehmigt hatte. Aber die meisten Spähruppführer riskierten es, diese Anordnung unter irgendwelchen Vorwänden zu umgehen, was umso einfacher war, als wir ohnehin mitwollten. Sollte nur ein Mann oder ein Zweierspährupp losgeschickt werden, wurde es üblich, jemanden aus 3 Troop zu nehmen. Ich sollte feststellen, wie weit man jenseits von Bréville nach Nordosten vordringen konnte – am äussersten rechten Rand unseres vertrauten Weizenfelds. Eine typisch normannische *bocage*, eine drei Meter hohe Doppelhecke mit einem Fussweg dazwischen, führte vor unserem Abschnitt nach Osten. Dort draussen hatten wir einige hundert Meter vor unseren Linien einen Vorposten eingerichtet, dessen Besatzung alle zwei Stunden abgelöst wurde. Nach ungefähr einem halben Kilometer bog die Doppelhecke rechtwinklig nach rechts ab, so dass eine Patrouille, die geradeaus weiterging, auf das freie Weizenfeld zwischen unserer alten Beobachtungsstelle und den von dort aus einzusehenden feindlichen Stellungen gelangte. Bis zu dieser Ecke war noch niemand vorgedrungen, deshalb wussten wir nicht, wie weit die Deutschen ihre Linien vorgeschoben hatten. Das sollte ich jetzt feststellen.

Statt meines grünen Baretts trug ich die beige Wollmütze, die ich bei einer Klettertour im Gebiet der Ydwal Slabs in North Wales gefunden hatte. «Ich gehe dort raus und komme in ungefähr einein-

halb Stunden zurück», erklärte ich der Vorpostenbesatzung. Ich bat sie, dafür zu sorgen, dass ihre Ablösung wusste, dass ich auf dem gleichen Weg zurückkommen würde. Das versprachen die Männer mir, wobei sie hinzufügten, wer dort rausge-he, sei doch verrückt. Ich meinerseits fand ihren Vorpostendienst mindestens so gefährlich wie jeden Spähtrupp, weil sie mit Artillerie- und Granatenbeschuss rechnen mussten. Ich würde so weit draussen und so dicht vor den feindlichen Linien unterwegs sein, dass ich mir wegen dieser Gefahren keine Sorgen zu machen brauchte. Aber das war eine Einstellung, die ich längst kannte. Panzerbesatzungen fanden, wer sich ohne Panzerschutz im Gelände bewege, habe nicht alle Tassen im Schrank, Infanteristen behaupteten, nur Verrückte könnten sich mit einem fahrbaren Sarg wie einem Panzer in die Schlacht wagen. Kurz nachdem ich unseren Vorposten verlassen hatte, war mein Gesichtsfeld durch die *bocage* so eingeschränkt, dass ich mich nur noch kriechend fortbewegen konnte, wenn ich nicht von einem feindlichen Vorposten überrascht und beschossen werden wollte. Nachdem ich auf diese Weise ungefähr die halbe Strecke bis zu den deutschen Stellungen unter den Bäumen zurückgelegt und unterwegs häufig Beobachtungshalte eingelegt hatte, beschloss ich, nun sei es Zeit, wieder umzukehren. Immerhin hatte ich wenigstens festgestellt, bis wohin das Gelände vor uns feindfrei war.

Auf dem Rückweg, bei einbrechender Dunkelheit, kam ich wie immer viel schneller voran. Da ich jetzt wusste, dass es keine deutschen Vorposten gab, die mir hätten gefährlich werden können, dachte ich mir nichts dabei, den Weg zwischen den Hecken zu verlassen und aufrecht über die Wiesen zu gehen. Als ich mich einem grossen Gebüsch näherte, sah ich dahinter plötzlich eine schemenhafte Gestalt hervorspringen, die sich im nächsten Augenblick duckte, als wolle sie schiessen.

«Halt, nicht schiessen!» brüllte ich.

Der Soldat liess die Maschinenpistole sinken. «Verdammt, ich hätte dich beinahe abgeknallt.» «Warum?» fragte ich ihn.

«Bei der Ablösung hat die vorige Besatzung uns gesagt, dass du dort draussen bist und auf dem Weg zwischen den Hecken zurückkommen würdest. Als dann jemand ausserhalb der Hecke auf uns zugekommen ist, haben wir ihn für einen deutschen Heckenschützen gehalten.»

So leicht kann man durch eigenes Feuer umkommen – nicht durch Fahrlässigkeit, sondern durch ein Missverständnis. Ich hatte damit ausdrücken wollen, ich würde aus der gleichen Richtung zurückkommen, und die anderen hatten mich beim Wort genommen, obwohl ich keine fünf Meter von dem bewussten Weg entfernt gewesen war. Daher hätte den Posten keine Schuld getroffen, wenn er mich erschossen hätte.

Mit Todesfällen durch eigenes Feuer ging die britische Armee recht vernünftig um. Falls nicht ganz offensichtlich grobe Fahrlässigkeit vorlag, wurden die Toten vernünftigerweise als «im Kampf gefallen» registriert. Das war ein Trost für ihre Angehörigen, statt die im Allgemeinen schuldlosen Täter zu frustrieren und mit unnützen Schuldgefühlen zu belasten

Zwei Tage später war ich mit Ducas in dem gleichen Abschnitt vor unserer Front unterwegs. Diesmal kamen wir schneller voran, denn obwohl die Lage sich theoretisch jeden Tag ändern konnte, war ich schon dort draussen gewesen, so dass wir aufgrund logischer Annahmen einige kalkulierte Risiken eingehen konnten.

Wir waren bereits über den von mir erreichten entferntesten Punkt hinaus, als Ducas mich plötzlich am Arm packte, damit ich stehen blieb. Er deutete auf den Wurzelbereich eines schlanken Baums rechts vor uns. Auf den ersten Blick sah ich dort nur einen kleinen Haufen trockener Blätter. Aber das berühmte Adlerauge des Fran-

zosen hatte unter dem braunen Laub eine kleine hellbeige Scheibe erkannt, in deren Mitte eine Drahtschlinge sass.

Ich bewegte mich sehr vorsichtig darauf zu, denn wir hatten den Verdacht, eine Sprengfalle entdeckt zu haben. Obwohl Ducas Einwände erhob – er war dafür, das Ding überhaupt nicht anzufassen –, machte ich mich daran, ein Blatt nach dem anderen wegzunehmen. Dies war einer jener Tage, einer jener gefährlichen Tage, an dem ich das Gefühl hatte, mir könne überhaupt nichts passieren. Ich forderte Ducas auf, in Deckung zu gehen und seinen Kopf für den Fall, dass etwas hochging, unten zu behalten, während ich weiter behutsam das Laub wegräumte.

Wie sich zeigte, bildete die Scheibe mit dem Drahttring den Abschluss des Holzgriffs einer deutschen Stielhandgranate. Als ich den grössten Teil des Stiels freigelegt hatte, sah ich, dass der zylinderförmige Kopf der Handgranate in einem weissen Leinenbeutel steckte. Ich schob meine Hände von allen Seiten vorsichtig darunter, bis die Fingerspitzen sich in der Mitte trafen. So tastete ich nach einem Druckschalter, der die geballte Ladung hochgehen lassen würde, sobald er entlastet wurde. Als ich keinen fand, holte ich tief Luft und zog die Handgranate aus der Erde. Der mit Draht an ihr befestigte Beutel war voller Eierhandgranaten.

Hier handelte es sich offenbar um eine deutsche Sprengfalle, die nachts mit einem Stolperdraht verbunden wurde. Jede Berührung hätte eine gewaltige Detonation ausgelöst, die leicht einen ganzen Spähtrupp hätte vernichten können. Nachts hätte niemand etwas gesehen – nicht das kaum sichtbare Ende des Handgranatenstiels und erst recht nicht den sehr dünnen Stolperdraht. Zu unserem Glück war der Draht tagsüber nicht angeschlossen, damit er die Spähtruppentätigkeit des Feindes nicht behinderte.

Wir gingen noch etwas weiter bis fast zu der Baumreihe vor. Dort fanden wir als Klopapier benützte deutsche Zeitungen, die bewie-

sen, dass ganz in der Nähe ein feindlicher Vorposten eingerichtet worden war. Da dies eine wichtige Meldung war, kehrten wir um. Die mitgenommene Sprengfalle brachte ich dem Pionieroffizier der Brigade, weil ich vermutete, ihn werde interessieren, welche Sprengmittel der Feind einsetzte. Aber das war eine irri- ge An- nahme.

«Schaffen Sie das verdammte Ding ’raus und in die hinterste Ecke des Obstgartens, bevor es hochgeht», forderte er mich auf.

«Das tut es nur, wenn wir’s zünden, Sir», antwortete ich. «Bisher ist’s nicht hochgegangen, obwohl ich es schon eine Stunde mit mir herumtrage.»

Dieses Aufklärungsunternehmen sollte noch einen merkwürdigen Nebeneffekt haben. Ein Soldat der Vorpostenbesatzung, von der ich mich verabschiedet hatte, als ich ins Niemandsland aufgebrochen war, hatte zufällig wieder Dienst, als ich zwei Tage später mit Ducas zurückkam. Er nahm an, ich hätte die ganze Zeit «dort draussen» verbracht. Und da er auch gehört hatte, dass ich den Deutschen bei der Essensausgabe zugesehen hatte, erzählte er herum, der Mann mit der Lammfellmütze (meine beige Wollmütze) lebe praktisch im Niemandsland, «und weil er fliessend Deutsch spricht, stellt er sich sogar zum Essenfassen bei ihnen an, wenn er hungrig ist». Ehrfürchtige Blicke empfangen mich überall.

Harry Drew, zu 3 Troop, 6 Commando abkommandiert, stiess am 2. August auf eine ähnliche Sprengfalle, die aber nicht deaktiviert war. Er führte einen Zweimannspähtrupp, als er über einen fast unsichtbaren Draht stolperte, der straff über den Weg gespannt war. «Deckung! Sprengfalle!» brüllte er noch. Sergeant Hare von No. 6 Commando war dicht hinter Drew, der sich hingeworfen hatte. Die fast augenblickliche Detonation erwischte Hare und verwundete ihn schwer am rechten Knie. Drew kehrte um und lief zurück, um

Sanitäter mit einer Tragbahre zu holen, aber Hare gelang es, unsere Front kriechend zu erreichen. Er war eher da, weil Drew in seinem Bestreben, rasch Hilfe zu holen, in eine englische Sprengfalle geraten war. Sie war versehentlich zurückgelassen worden, und ihr loser Stolperdraht wickelte sich um seinen Knöchel.

«Ich hörte ein Klicken, aber als ich merkte, dass der Draht zu einer englischen Splitterhandgranate 36 führte, war es schon zu spät. Nach einer gewaltigen Detonation wurde ich von den Hüften abwärts von einem Hagel von Granatsplittern getroffen.» Damit war sein Einsatz in der Normandie beendet. Später behauptete er im Scherz, der einzige Soldat zu sein, der an einem einzigen Tag eine deutsche und eine englische Sprengfalle ausgelöst hatte.

Anfang August 1944 wurde unsere Brigade endlich in den Bois de Bavent verlegt. Dort bezog No. 4 Commando eine Reihe von Schützengräben dicht unter einem Hügelkamm am Hinterhang – in jedem Graben zwei Mann, die Fuss an Kopf schlofen. Regen und Granatwerferbeschuss zwangen uns dazu, die Stellungen mit starken Ästen und ausgestochenen Grassoden zu überdachen. Um die Mücken möglichst abzuhalten, verhängten wir den Eingang mit Regenumhängen oder Wolldecken.

So einfallsreich diese Vorkehrungen auch waren – die Mücken waren noch einfallsreicher, wenn es darum ging, zu uns zu gelangen. Mein Partner war ein junger Mann aus dem King's Liverpool Regiment, ein «Kinky Boy», wie die Soldaten seines Regiments in dieser Hafenstadt genannt wurden. Eines Abends sagte er: «Ich will heute nacht nicht wieder von den kleinen Mistviechern halb totgebissen werden. Was hältst du davon, wenn wir beide je zehn Mücken umbringen, nachdem wir den Eingang fest verschlossen haben? Dann können keine neuen zu uns 'rein, und wir haben nachts unsere Ruhe.»

Ich war natürlich einverstanden. Wir zündeten Fackeln aus zusammengedrehten Zeitungen an und verbrannten damit die unter der

Dachabdeckung sitzenden Mücken. Nachdem wir je zehn erlegt hatten, hörten und sahen wir noch immer welche. Also brachte jeder noch mal zehn und dann weitere zehn um, womit wir in einem einzigen Unterstand sechzig Mücken erlegt hatten. Dann gaben wir auf – nicht etwa, weil keine Mücken mehr da waren, sondern aus Erschöpfung. Es war, als ergäbe man sich einem weit überlegenen Feind.

Bewegte ich mich abends im Freien und schlug mit der flachen Hand auf mein Barett, erwischte ich mindestens sechs Mücken auf einmal. Über jedem Baum stand ein trichterförmiges schwarzes Gebilde: eine Wolke aus Mücken. Sie stachen durch unsere Kampfanzüge, obwohl der Stoff ziemlich dick war, oder bohrten sich so tief hinein, dass man sie nicht sah, bis sie einen stachen. Sie waren sogar schuld an Ausfällen. Männer kippten alle möglichen Insektenvernichtungsmittel in ihre Schützenlöcher, und einige von ihnen kippten von den Dämpfen um, während die verdammten Blutsauger munter weiterlebten. Andere wollten die Quälgeister mit brennbaren Flüssigkeiten ausräuchern und gingen dabei so leichtsinnig vor, dass sie sich selbst Verbrennungen zuzogen.

Wir wurden immer häufiger von 8,8-cm-Kanonen beschossen und mit zunehmend zielsicherem Granatwerferfeuer eingedeckt. Der scharfe Schussknall der deutschen Acht-acht war unüberhörbar, aber darauf folgte kein langgezogenes Pfeifen, das einem Gelegenheit gegeben hätte, in Deckung zu gehen. Man hörte nur ein kurzes *krach-bumm-zack*, das nicht länger zu dauern schien, als man braucht, um diese drei Worte zu lesen.

Wir fanden jedoch eine wirkungsvolle Methode, die Verluste durch Granatwerferfeuer verhinderte und so einfach war, dass wir uns sehr ärgerten, nicht schon früher darauf gekommen zu sein. Das Abschussgeräusch feindlicher Granatwerfer erinnerte an Axthiebe weit entfernter Holzfäller. Oft wurde es jedoch durch die Geräusche eigener Aktivitäten überdeckt, so dass die Granaten ohne Vor-

warnung bei uns einschlugen. Also postierten wir einen Mann mit einer Trillerpfeife draussen im Niemandsland, das im Bois de Bavent mit dicht belaubtem Unterholz bestanden war. Dort konnte er die Axthiebe in der Ferne weit besser hören, und sobald er seine Trillerpfeife schrillen liess, stürzten alle sich Hals über Kopf in ihre Unterstände.

No. 3 Commando lag östlich von uns und war in zehn Minuten zu Fuss durch den Wald zu erreichen. Seit unserer Verlegung waren Kommunikation und Informationsaustausch zwischen den Männern von 3 Troop schwieriger geworden als in Amfréville, dessen zentral gelegene Kirche uns als Anlaufstelle gedient hatte. Deshalb suchte ich Sergeant Ken Bartlett, der unsere Gruppe bei 3 Commando führte, regelmässig in dem höchst eleganten Unterstand auf, den er in ihrer Stellung mitten im Wald hatte. Er war ein Kamerad aus meiner Zeit bei den Old Hampshires, ein in München geborener ausgezeichnete Cellist.

Ich gelangte nur auf einem Umweg zu No. 3 Commando, denn ich musste eine kleine Strasse überqueren, die von unseren Linien leicht abfallend direkt zur deutschen Front hinunterführte. Die Deutschen hatten einen kleinen Betonbunker, der diese Strasse überwachte, so dass ich sie ausser Sichtweite oberhalb einer Kurve überqueren musste.

Nicht unbedingt in der Absicht, mir den Umweg zu ersparen, erfand Oberst Peter Young, der Kommandeur von 3 Commando, eine originelle Methode, den Bunker zu vernichten und die Strasse für uns zu öffnen. Er besorgte sich aus einem Dorf hinter der Front ein Paar Rollschuhe, befestigte sie an einem Bangalore-Torpedo und belud das Provisorium noch mit möglichst viel Sprengstoff. (Ein Bangalore-Torpedo ist ein mit Sprengstoff gefülltes Stück Wasserrohr, das dazu dient, Gassen in feindliche Draht Hindernisse zu sprengen.) Youngs Pionieroffizier und Sprengmeister berechnete die Länge der Zündschnur unter Berücksichtigung des Gefälles der Strasse

und der durch Versuche ermittelten Geschwindigkeit dieses seltsamen Vehikels.

Dann wurde die Zündschnur angezündet und die rollende Bombe aus der Kurve geradeaus die Strasse hinuntergeschickt. Die Deutschen hörten den Lärm der bergab auf sie zuratternden Rollschuhe. Aus Neugier und vielleicht auch aus Sorge wegen des seltsamen Vehikels, das da auf die zukam, stürmten sie aus ihrem Bunker, um es abzufangen. In diesem Augenblick ging die Sprengladung hoch. Nun konnte ich Ken Bartlett viel leichter besuchen.

Kens Unterstand gehörte zu einer locker angeordneten Gruppe, in deren Mitte ein Radio, das jemand «organisiert» hatte, in einem Baum hing, damit die Männer die BBC-Nachrichten hören konnten. In Kens Unterstand gab es tatsächlich einen weissen Spitzenvorhang, den er vor unserer Verlegung in die Wälder in einem leerstehenden Haus «befreit» hatte, der Vorhang war fein genug, um die Mücken abzuhalten. Bei meinen Besuchen sassen wir da und verfolgten, wie der Krieg anderswo vorankam. Einmal wurden wir dabei von Granatwerferfeuer überrascht und mussten überstürzt in Kens luxuriösem «Heim» Zuflucht suchen. Aber für das im Baum hängende Radio gab es keine Deckung. Es erhielt einen Volltreffer, und damit war Schluss mit den Nachrichten.

Ken Bartletts luxuriöser Unterstand erinnert mich an einige Vorurteile in bezug auf Bequemlichkeiten an der Front, die auch auf meine Unterkunft in Bréville mit der Rosenvase und meinen späteren «Superunterstand» zutrafen. Bei Soldaten, die an der Front zu bequem lebten, behaupteten die Kritiker, entwickle sich eine Bunkermentalität. Sollte die Lage es erfordern, seien sie weniger bereit, herauszukommen und der Gefahr entgegenzutreten, sondern verharrten lieber in der imaginären Sicherheit ihrer behaglichen Umgebung. Das mag in manchen Fällen stimmen, aber ich bin überzeugt, dass das für motivierte Elitetruppen nicht gilt. Ich glaube im Gegenteil, dass wir durch die Fähigkeit, aus einer schlimmen Lage

das Beste zu machen und unter angemessenen Umständen zu leben, besser ausgeruht waren, was unsere Kampfmoral hob. Das galt auch für unsere Verpflegung. Ich bewunderte unseren Koch bei No. 4 Commando (ganz sicher ein Freiwilligem denn die Commandos hatten kaum Funktionspersonal, nicht einmal Köche). Auf einer kleinen Lichtung in dem regennassen Wald, in dem unsere Stellungen lagen, kippte er Konservenbüchsen mit dem verhassten M & V (Meat & Vegetables) auf ein Brett. Dann übergoss er das Zeug langsam mit übriggebliebenem heissen Tee, der das Affenfett auflöste und der Natur zurückgab – unter der vielleicht allzu optimistischen Annahme, es sei biologisch abbaubar. Tee nahm er, da bei uns grösster Wassermangel herrschte. Der Tankwagen musste über einen staubigen Strassenabschnitt fahren, der vom Feind einzusehen war, das wurde nur selten und mit Artillerieunterstützung riskiert. In der Zwischenzeit wuschen und rasierten wir uns auch mit dem übriggebliebenen Tee. Der Koch sortierte die einzelnen Gemüse aus und dünstete sie getrennt in normannischer Butter, wozu er noch Schnittlauch von der nächsten Wiese und einige «befreite» Gewürze gab. Dank seiner lobenswerten Bemühungen, unsere Lebensqualität zu heben, wurde die schreckliche Verpflegung tatsächlich geniessbar und darüber hinaus sogar schmackhaft.

Das Angenehmste an meinen Besuchen bei 3 Commando war der Ziegeleiteich in der Nähe von Bartletts Stellung. Auf dem Gelände einer aufgelassenen Ziegelei lag ein quadratischer Teich, der bei der Herstellung von Ziegeln und Dachpfannen gebraucht worden war. Ken und ich gingen darin in unseren blauen Militärturnhosen schwimmen – ein unglaublicher Luxus so dicht hinter der Front. Sich gebadet und sauber zu fühlen war ein kostbares Privileg. Allerdings hatte die Sache einen Haken: Die 10-cm-Granatwerfer von 3 Commando standen in der Nähe des Teichs hinter der Fabrik. Wir diskutierten über eine Gefahm die wir als real empfanden: Was war, wenn die Deutschen mit Feuer zur Artilleriebekämpfung ant-

worteten? Ich fragte Ken: «Glaubst du, dass wir wie mit Sprengstoff gefischte Fische tot sind, wenn eine Granate in den Teich geht, während wir schwimmen?» Er wusste es auch nicht, also gingen wir hastig ans Ufer, sobald unsere Granatwerfer zu schiessen begannen.

Zwei Tage nach der Sache mit dem Radio geriet ich auf dem Weg zu Ken in ein beängstigendes Bombardement. Überall um mich herum schlugen Granaten ein. Inzwischen war ich jedoch ein «alter Soldat», der seine Umgebung für den Fall, dass es plötzlich knallte, gewohnheitsmässig nach guter Deckung absuchte. Ob es sich dabei um Artillerie- oder Werfergranaten, MG-Feuer, den Schuss eines Scharfschützen oder eine Handgranate handelte, war nebensächlich. Der zufällig oder absichtlich zum Ziel gewordene Soldat braucht schnellstens Deckung.

Sobald die erste Granate detonierte, verschwand ich also mit einem Hechtsprung unter dem umgestürzten Baum, den ich mir schon zuvor für diesen Fall ausgesucht hatte. Unter seinem Stamm befand sich eine flache Mulde, die mir eben genug Platz bot, und ich zwängte mich so weit wie möglich hinein, um den Sturm abzuwarten. Als er vorbei war, klopfte ich mir den Staub ab, stellte überrascht fest, dass ich ohne einen einzigen Kratzer davongekommen war, und ging weiter. Ich überlegte mir unwillkürlich, dass es verdammt lange hätte dauern können, bis jemand mich auf dieser nur selten begangenen Route gefunden hätte, wenn ich schwerverwundet liegeengeblieben wäre.

Am nächsten Tag wurde beim Morgenappell bekanntgegeben: «Der Brigadier sucht Freiwillige für ein potentiell gefährliches Unternehmen. Alle Interessenten versammeln sich um fünfzehn Uhr dreissig gefechtsmässig ausgerüstet in dem Obstgarten am Hintergrund.»

Ich machte, was ein alter Soldat in solchen Fällen tut: Ich fragte meine Gewährsleute im Stab von 4 Commando, worum es dabei

gehe. Aber das brachte mich nicht weiter, denn sie wollten oder konnten mir keine Auskunft geben. Da ich ihnen abnahm, dass sie tatsächlich ahnungslos waren, fragte ich Ken Bartlett. Er hatte Zugang zu Oberst Young und würde bestimmt etwas wissen.

«Ah, freut mich, dass du kommst, Peter. Was ist mit diesem gefährlichen Unternehmen los? Der Oberst hat keine Ahnung, behauptet er.»

«Dann bleibt nur eine Möglichkeit. Wir gehen zum Brigadestab runter und quetschen unsere Freunde in der Funkstelle aus!» Dort begrüßten uns unsere liebsten Informanten am Eingang ihres mit einem Antennenwald besetzten Unterstands.

«Nett, dass ihr mal wieder vorbeischaut, Jungs. Wir haben euch schon erwartet. Unsere Antwort lautet: *Nein*, wir haben keine Ahnung. Ehrlich!»

Wir kehrten enttäuscht und verwirrt um. Trotzdem waren wir uns einig, dass wir uns melden würden. «Schliesslich», sagte Ken, «haben wir uns bisher für jedes verdammte Unternehmen gemeldet. Warum sollten wir jetzt damit aufhören?» Bei 4 Commando zog ich meine Fallschirmjäger-Tarnjacke an und stopfte mir sämtliche Taschen mit Handgranaten und MP-Magazinen voll. Dazu setzte ich meine «Lammfellmütze» auf. Nun war ich abmarschbereit.

«Und wohin sind *Sie* unterwegs?» Der Adjutant von 4 Commando hielt mich auf, als ich an seinem Unterstand vorbeikam.

«Zum Treffpunkt der Freiwilligen, die der Brigadier angefordert hat, Sir.»

«In dieser Aufmachung?»

«Es hat ‚gefechtsmässig ausgerüstet‘ geheissen, Sir.» «Trotzdem müssen Sie sich ein bisschen ordentlicher anziehen. Gefecht oder nicht, schliesslich ist das eine Formation des Brigadiers.»

«Ja, Sir.» Ich veränderte meine Aufmachung also geringfügig,

verwünschte im stillen den Adjutanten, weil er mich mit Kleinigkeiten belästigte, und achtete sorgfältig darauf, dass er mich nicht wieder sah, als ich erneut zu ernsterem Tun aufbrach.

Im Obstgarten traf ich mit Bartlett zusammen. Auch viele der französischen Commandos waren gekommen. Der Brigadegeneral war noch nicht da, deshalb wurde befohlen: «Weggetreten!» Der Nachmittag war feuchtheiss, und wir lagerten uns im spärlichen Schatten der Apfelbäume im Gras. Wir klaubten unreifes Fallobst von der leicht abfallenden Wiese, assen es, um unseren Durst zu löschen, und spekulierten darüber, was für ein Auftrag uns erwarten mochte. «Antreten!» Wir sprangen auf und traten willkürlich in Linie an, da wir aus allen möglichen Einheiten der No. 1 Brigade kamen. Dann fuhr ein Jeep mit Brigadegeneral Mills-Roberts und einem Adjutanten vor.

«Stillgestanden! Rührt euch. Der Brigadier führt jetzt die Einsatzbesprechung durch.»

«Gentlemen», begann Mills-Roberts, auf dem Rücksitz des Jeeps stehend. Er sprach ähnlich wie damals General Sturges, als er No. 3 Troop in sein gefährliches Unternehmen eingewiesen hatte (das dann abgesagt worden war). «Als erstes muss ich mich bei Ihnen entschuldigen, denn ich habe keinen riskanten Auftrag für Sie. Ich weiss, dass Sie enttäuscht sind, aber ich stand vor einem schwierigen Problem. Ein hiesiger französischer Freund hat mir ein Geschenk gemacht, das ich mitgebracht habe.»

Mir fiel erst jetzt auf, dass er neben sich auf dem Rücksitz des Jeeps einen grösseren Gegenstand hatte, der mit einem grossen braunen Sack abgedeckt war. Mills-Roberts zog diese Verhüllung jetzt mit melodramatischem Schwung weg: ein Bierfass wurde sichtbar. Er erklärte uns, es sei zwecklos, das Bier an die Brigade zu verteilen, weil dann jeder nur einen Fingerhut voll erhielt. Deshalb habe er beschlossen, es mit den «tapfersten Commando-Soldaten unter

meinem Befehl zu teilen. Holen Sie's sich! Stellen Sie sich mit Ihren Kochgeschirren an.» Er schenkte das Bier selbst aus und hatte seinen Spass dabei. Als ich dann an der Reihe war, hielt ich Mills-Roberts das einzige Kochgeschirr hin, das ich besass: das nierenförmige beige deutsche mit dem in den Deckel eingekratzten Namen *Hock*. Ich fand es viel besser als das kleinere englische Kochgeschirr, das ich längst weggeworfen hatte.

Der Brigadegeneral betrachtete es sichtlich amüsiert. «Mit dem brauchen Sie nicht wiederzukommen, um sich nachschenken zu lassen», sagte er und machte es randvoll.

Die meisten der französischen Commandos wirkten unglücklich, und wir hörten, wie sie untereinander halblaut nörgelten – nicht nur weil ihnen ein guter Wein lieber als jedes Bier gewesen wäre, sondern auch weil sie fanden, ihr mannhafter Mut sei für einen leichtfertigen Scherz missbraucht worden. Ken und ich hatten Verständnis für ihre Auffassung, teilten sie aber nicht. Wir tranken unser Bier, um das unreife Obst hinunterzuspülen, und gingen zu unseren jeweiligen Einheiten zurück.

## 21.

### «Nur noch einen Angriff»

Die statische Rolle unserer beiden Commando-Brigaden rief bei allen Dienstgraden beträchtliche Frustration hervor. Es war gut und schön, versichert zu bekommen, wir hielten die Schlüsselposition der Invasionsfront, aber Angelpunkt zu sein (selbst ein noch so wichtiger) hiess notwendigerweise Stillstand, und diese Rolle musste Angehörigen der Special Forces zuwider sein.

Ausserdem hielten wir unseren langen Frontabschnitt mit sehr schwachen Kräften, was in der 6<sup>th</sup> Airborne Division, der wir unterstellt waren, überall der Fall war, aber auf die beiden Brigaden mit den grünen Baretten erst recht zutraf. Unsere Kameraden mit den roten Baretten hatten zwei Bataillone vorn und eines in Reserve, wir standen alle vorn und hatten keine Reserven. Wir gaben uns grosse Mühe, durch viele Spähtrupps und gelegentliche Störangriffe stärker zu wirken, als wir tatsächlich waren. Das war kostspielig, denn dabei nahmen wir Verluste in Kauf, zu denen weitere kamen, die wir jeden Tag durch feindliches Artillerie- und Werferfeuer erlitten. Da die Deutschen inzwischen recht genau wussten, wo wir lagen, wurde ihr Feuer immer treffsicherer.

Eigentlich litten wir alle an einer leichten Kriegsneurose. Wir von 3 Troop vielleicht weniger, weil wir viel unterwegs waren und nicht in unseren Schützengräben hocken mussten wie die anderen. Andererseits waren alle unsere Gräben winzige, Platzangst hervorrufende Schützenlöcher, nicht die grossen, regelrecht gemütlichen Gemeinschaftsunterstände des Ersten Weltkriegs. In stressreichen Augenblicken, wenn es wieder einmal Granaten regnete, hatte man nur

ein Gesicht und drei Erdwände vor sich. Tagein, tagaus stets das gleiche Gesicht. Berücksichtigte man das alles, war unsere Stimmung trotzdem erstaunlich gut.

Nachdem die massenhaften Latrinenparolen, wir würden in aller nächster Zeit heimgeschickt, sich in der dünnen Luft über den normannischen Hecken verflüchtigt hatten, taten die Stabsärzte der Commando-Brigaden sich schliesslich Anfang August zusammen und empfahlen, unsere dezimierten Einheiten zur Auffrischung nach England zurückkehren zu lassen.

«Diese Männer sind abgekämpft und für weiteren Dauereinsatz nicht tauglich», berichteten sie.

«Nur noch einen Angriff», lautete die Antwort von oben, «und diesmal meinen wir einen Sturmangriff.»

Die Nachricht, dass wir endlich vorrücken durften, wirkte als ein wundervolles Stimulans, das uns unsere Frustration und Erschöpfung vergessen liess. Der weiträumig umgangene Feind sollte sich inzwischen auf das jenseitige Ufer des Flusses Dives zurückgezogen haben.

Am 17. August 1944 führte Oberst Dawson, der von seiner Verwundung genesen und zurückgekehrt war, um No. 4 Commando wieder von Oberstleutnant Menday zu übernehmen, unseren Vormarsch durch die sommergrünen Wälder an. In vorsichtiger, aber wagemutiger Stimmung hatte er sich eine grosse violette Dahlie unter sein zweites Mützenabzeichen, den Wappenschild der ihm unterstellten französischen Commandos, gesteckt.

Wir rasteten in der Nähe eines verlassenem kleinen Hofes. Im Obstgarten standen zwei Mirabellenbäume, deren Verlockung wir nicht widerstehen konnten. Wir stopften uns mit ihren saftigen grüngelben Früchten voll.

Plötzlich wurden wir unsanft daran erinnert, dass wir uns weiterhin im Krieg befanden, auch wenn die Deutschen auf dem Rückzug waren. Zwei Jäger Focke-Wulf FW 190 – die ersten, die wir seit Wo-

chen gesehen hatten – flogen so tief an, dass wir sie erst hörten, als sie schon über uns waren. Ihre Bordwaffen hämmerten, als sie im Tiefstflug über uns hinwegdonnerten. Sie erzielten zwar keine Treffer, aber sie rüttelten uns auf und störten unsere friedliche ländliche Idylle nachhaltig. Bis wir uns in Deckung warfen, waren sie schon wieder verschwunden.

Dieser fehlgeschlagene Luftangriff hatte jedoch auch sein Gutes. Wir wussten jetzt ziemlich sicher, dass in der näheren Umgebung keine feindliche Infanterie stand, denn die Jäger hätten nicht riskiert, die eigene Truppe zu treffen. Also konnten wir einfach die Landschaft genießen, während wir durch die schönen Wälder vorrückten.

Am 18. August erhielten wir Befehl, über den nächsten Fluss hinweg anzugreifen. Der moderne Krieg schien in Etappen von einem Fluss zum anderen fortzuschreiten. Wir sollten den kleinen Fluss Dives bei Tageslicht in der Nähe des Dorfs Dozulé überschreiten, das die Deutschen in Erwartung unseres Kommens niedergebrannt hatten. Das Flüsschen schlängelte sich durch eine flache, deckungslose Landschaft, die von einer hohen, grasbewachsenen Hügelkette am anderen Ufer einsichtig war. Das bedeutete, dass wir uns dem Fluss nähern, ihn überqueren und diese Hügel stürmen mussten, auf denen der Feind in gut ausgebauten Stellungen lag.

Die nächste Latrinenparole bestätigte die Hochachtung, die wir für unseren Brigadegeneral empfanden, denn Mills-Roberts hatte diesen Plan angeblich abgelehnt, was unseres Wissens noch kein Kommandeur gewagt hatte. Er hatte gesagt, er wolle stattdessen nachts angreifen. Die Bonzen waren skeptisch. Eine nächtliche Flussüberquerung – vor allem mit abgekämpften Truppen – war das schwierigste Unternehmen überhaupt. Aber als Mills-Roberts stolz garantierte, dass seine Männer das schaffen würden, durfte er es versuchen.

In der Nacht zum 19. August 1944 verliessen wir den Wald und folgten einem Bahngleis, indem wir auf den Schwellen gingen. Wir kamen so gut voran, dass wir eine Pause einlegen mussten, damit unser Zeitplan eingehalten wurde. Diese Wartezeit kam uns endlos lang vor: Alle lungerten herum, machten möglichst ein Nickerchen und wünschten sich, es ginge weiter.

Kanadische Pioniere hatten uns eine denkbar primitive Brücke über den Fluss gebaut. Sie bestand aus einzelnen Planken, jede etwa zweieinhalb mal zwanzig Zentimeter gross, die auf verankerten Schlauchbooten verlegt waren. Mills-Roberts bezeichnete sie als «Kapok-Sturmbrücke ... Bestandteil der normalen Pionierausrüstung», aber in unseren Augen war sie bestenfalls eine wacklige Improvisation.

Damit wir nicht das Gleichgewicht verloren und in den Fluss klatschten, standen die Pioniere bis zum Bauch im Wasser, und wir benützten ihre erhobenen Arme als Geländer. Ich weiss nicht einmal, ob sie an einer seichten Stelle im Flussbett standen oder sich an den Schlauchbooten festgebunden hatten, es war zu dunkel, als dass man das hätte feststellen können. Wir erreichten das andere Ufer sicher und ungehört: die gesamte Brigade in Reihe hintereinander. Bei der Annäherung hatten wir Strassen und Wege gemieden und waren hauptsächlich der Bahnstrecke gefolgt. Wenn 1'500 Mann unterwegs sind, ist «ungehört» natürlich eine Übertreibung. Die Deutschen mussten etwas gehört oder geahnt haben, aber sie beschossen nicht die Bahnstrecke, sondern die Strassen, so dass ihre Granaten ungefährlich über uns hinweggingen.

Dann liess Mills-Roberts sein Markierungsteam unsere Route bezeichnen. Seine brillante Idee bestand darin, dass zwei Männer, denen weitere Soldaten Feuerschutz gaben, zwischen sich eine Trommel mit weissem Band trugen, durch die ein Stock gesteckt war. Mit diesem Band, das normalerweise zur Markierung von Minen-

feldern diente, bezeichneten sie eine sichere Route, der alle anderen leicht folgen konnten, ohne sich wegen Minen Sorgen machen zu müssen.

Als wir das buschbestandene Flussbett verliessen, begannen Nebel aufzusteigen, die den kommenden Tag ankündigten. Die feindlichen Vorposten wurden von Stosstrupps ausgeschaltet, die sie völlig überraschten. Aber die grösste Überraschung für die Deutschen war die Erkenntnis, dass eine ganze Brigade den Fluss überschritten hatte, ohne entdeckt zu werden, und jetzt mitten zwischen ihnen war. Wir waren schon halb die Hügel hinauf, bevor auch nur ein Schuss fiel. Dann kam es zu mehreren heftigen Gefechten, die damit endeten, dass die Masse der Brigade den Höhenzug besetzt hielt. Der Hügelrücken und ein niedrigerer Hügel rechts des Hauptkamms, zu dem No. 4 Commando entsandt worden war, waren unsere Angriffsziele gewesen.

Dieser Angriff im Morgengrauen des 19. August 1944 fand zu einem Zeitpunkt statt, an dem wir eigentlich schon lange nicht mehr in Frankreich hätten sein sollen. Nachträglich stellten wir überrascht fest, dass wir ahnungslos an einem schweren Geschütz vorbeimarschiert waren, das in einer der nebelverhangenen Hecken stand. Die Geschützbedienung musste abgehauen sein, falls das Geschütz nachts nicht unbemannt und unbewacht dagestanden hatte. Wie riskant das Unternehmen war, zeigte sich, als No. 4 Commando in einem nahegelegenen Chateau auf erbitterten Widerstand stiess. Nach schweren Feueregefechten hissten die im Château verschanzten Deutschen die weisse Flagge. Unsere kleine Gruppe, die losgeschickt wurde, um ihre Kapitulation entgegenzunehmen, wurde prompt von deutschen MGs niedergemäht.

Obwohl denkbar war, dass diese Attacke in Unkenntnis der angebotenen Kapitulation erfolgt war, stachelte sie unsere Männer zu einem wilden Angriff an. Das Château wurde erobert, und seine Verteidiger kamen mit erhobenen Armen in die Morgensonne hinaus. Einer der Verwundeten war der deutsche Kommandant, ein ge-

lehrt wirkender Mann Mitte Dreissig, bartlos, mit unmilitärisch lockigem Haar das von ersten grauen Strähnen durchzogen war.

Er lag blass und schwach auf einer Tragbahre auf der Wiese, auf der unsere Sanitäter die Verwundeten beider Seiten abgestellt hatten. Als er merkte, dass ich die Gefangenen einzeln zum Verhör zu mir bestellte, liess er mich sofort um ein Gespräch bitten.

«Ich kann hier nicht so liegen», begann er. «Ohne meine Mütze sehe ich unmöglich aus, ich bin anscheinend unachtsam gewesen und habe sie verloren, als ich getroffen worden bin. Sie liegt bestimmt noch dort. Kann jemand zurückgehen und sie mir holen? Ich kann nicht in so unglaublich nachlässigem Aufzug hier liegen.»

«Bedauerlich, aber nicht zu ändern.»

«Kann ich mir wenigstens die Haare kämmen? Helfen Sie mir, Kamm und Taschenspiegel herauszuholen?» Ich tat ihm diesen Gefallen.

Gewiss, er stand unter Schock, aber er hatte auch einen Hang zum Melodramatischen. Unter den gegenwärtigen Umständen fand ich das lächerlich und irritierend, denn wir erlebten gerade einen heftigen Raketenwerfer-Angriff auf unsere Wiese. Die Geschosse schlugen überall zwischen den willkürlich abgestellten Tragbahren ein. Wer noch auf den Beinen war, flüchtete hastig in den flachen Graben am Rand dieser Wiese. Da ich mit den Gefangenen beschäftigt gewesen war, flüchtete ich um den Bruchteil einer Sekunde später in Deckung als die anderen und kam kaum noch in den Graben, in dem bereits meine Kameraden lagen. Dort landete ich auf jemandem, der schneller als ich gewesen war. Gut war, dass ich's bis in den Graben geschafft hatte, schlecht war, dass er so flach war, dass mein Hintern auf höchst peinliche Weise über den Rand hinausragte.

Verschlimmert wurde die Situation dadurch, dass der Soldat, auf dessen Rücken ich so plötzlich gelandet war, hysterisch zu kreischen begann, Vielleicht glaubte er, getroffen zu sein, was in gewis-

ser Weise natürlich stimmte. Oder er war nur wegen der ganz in unserer Nähe einschlagenden Geschosse nervös. Jedenfalls regte mich das auf.

«Hör mal, bist du eigentlich blöd? Was dich treffen könnte, müsste erst mich durchschlagen. Warum zum Teufel brüllst du so herum?» Zum Glück hörte die Beschiessung wieder auf, und wir konnten alle aufstehen und uns abklopfen. Einige Verwundete waren nochmals verwundet worden. Ich setzte meine Befragung des deutschen Offiziers fort.

Unser Stabsarzt und die Sanitäter liefen von einer Tragbahre zur nächsten und gaben Freund und Feind Morphiuminjektionen. Als sie zu dem deutschen Offizier kamen, wies er die Spritze tapfer zurück: «Nein! Nicht für mich. Erst wenn meine Leute versorgt sind.» Er stand so unter Schockwirkung, dass er vor Zähneklappern kaum sprechen kann. «Ich schäme mich», fügte er hinzu, «weil ich Schwäche zeige.»

Ich erklärte ihm nicht gerade freundlich, dass er vielleicht gar kein Morphium bekommen würde, falls es nicht für alle reichte. Der Arzt würde es jedem geben, der es brauchte, er hatte keine Zeit, zwischen den Tragbahren hin und her zu laufen und einzelne Verwundete auszuwählen.

Nachdem der Offizier eine Spritze bekommen hatte, beruhigte er sich etwas und hob dann mühsam den Kopf. «Kann ich kurz mit meinem Oberfeldwebel sprechen?»

«Nein, ausgeschlossen!» wehrte ich ab.

«Aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort als deutscher Offizier, über nichts militärisch Bedeutsames zu sprechen.»

Ich überlegte, ob ich bei meiner Weigerung bleiben sollte. Ich würde natürlich zuhören, wenn die beiden miteinander sprachen, und in ihrem jetzigen verwirrten Zustand würden sie vielleicht nützliche Informationen preisgeben.

«Also gut.»

Ich rief den deutschen Oberfeldwebel her, einen untersetzten stämmigen Mann mit Nickelbrille und Bürstenhaarschnitt.

«Oberfeldwebel Luther.»

Luther trat einen Schritt vor, stand stramm und schlug die Hacken zusammen. Er hob den rechten Arm, als wolle er «Heil Hitler!» sagen, überlegte sich die Sache aber doch anders und grüßte stattdessen unbeholfen militärisch.

«Luther, ich muss Sie etwas sehr Wichtiges fragen. Glauben Sie, dass wir uns zu schnell ergeben haben?»

«Nein, Herr Leutnant.»

«Wissen Sie das bestimmt?»

«Ja, Herr Leutnant.»

«Das erleichtert mich sehr. Sie können wegtreten, und vielen Dank, Luther.» Der deutsche Oberfeldwebel machte kehrt und wurde mit den übrigen marschfähigen Gefangenen abgeführt. Sein Vorgesetzter wandte sich erneut an mich.

«Das Bewusstsein, mein Vaterland nicht im Stich gelassen zu haben, macht mich glücklich. Mir ist ein Stein vom Herzen gefallen. Und ich bin froh, bei Ihnen in Gefangenschaft geraten zu sein – nicht bei den Russen, nicht mal bei den Amerikanern. Schliesslich haben wir uns schon immer gemocht.» «Wirklich?»

«Natürlich! Wir haben abwertende Spitznamen für alle unsere Feinde, aber nicht für Sie. Wir nennen Sie ‚Tommy‘, was fast ein Kosenamen ist, und Sie empfinden ganz ähnlich, denn Sie nennen uns ‚Hans‘. Wir reden uns gewissermassen mit Vornamen an.»

Im nächsten Augenblick kamen zwei Sanitäter, hoben «Hans» oder den «Hunnen» mit seiner Tragbahre hoch und brachten ihn in Sicherheit. Ich stellte mir unwillkürlich vor, dass er mich vielleicht «Saujude» genannt hätte, wären unsere Rollen vertauscht gewesen und ich als österreichischer Emigrant enttarnt worden.

Unterdessen war der Funkverkehr zum Hauptteil der Brigade auf dem Höhenzug abgerissen, deshalb mussten wir versuchen, so schnell wie möglich wieder Verbindung zu bekommen. Eine Drei-

mannstreife wurde mit dem Auftrag entsandt, zur Brigade vorzustoßen und anschliessend Bericht über ihre Lage und Verteilung zu erstatten. Als sie nach Stunden noch nicht zurück war, wuchs unsere Besorgnis. Schliesslich stellte Major Bill Boucher-Myers von No. 4 Commando, der vor Kurzem nach einer Verwundung zur Truppe zurückgekehrt war, einen weiteren Spähtrupp zusammen, der denselben Auftrag wie der erste hatte und zudem feststellen sollte, was aus unseren Kameraden geworden war. Er hatte anscheinend gehört, dass ich Erfahrung mit solchen Unternehmen hatte, denn er forderte zwei MG-Schützen und mich als Begleiter an.

Für den Fall, dass wir nicht durchkamen, gab es einen weiteren Plan. Eineinhalb Stunden nach unserem Abmarsch sollte eine Jeepkolonne mit den drei wichtigsten Nachschubgütern – Munition, Verpflegung und Sanitätsmaterial – mit Höchstgeschwindigkeit zu den Männern hinauffahren, die den Höhenzug besetzt hielten. Das würde ein verzweifelter Versuch sein, das feindliche Feuer und etwaige Hindernisse, die der Feind vielleicht aufgebaut hatte, zu durchbrechen. Um die Erfolgsaussichten dieses Unternehmens zu erhöhen, würde unsere Artillerie das Gebiet beiderseits der Strasse massiv mit Nebelgranaten beschiessen, damit die Jeepkolonne nicht zu sehen war.

Wir vier begannen unseren Spähtrupp vorsichtig. Nach etwa einer Viertelstunde mussten wir einen Bach mit unangenehm steilen Ufern überwinden, den die Strasse auf einer kleinen Brücke überquerte. Dort sahen wir, was unseren Vorgängern zugestossen war. Sie waren der Versuchung erlegen, den Bach nicht einzeln, sondern gemeinsam zu überschreiten. Mitten auf der Brücke waren sie in feindliches Kreuzfeuer geraten, und dort lagen jetzt ihre Leichen – oder vielmehr ihre in weitem Umkreis verstreuten Leichenteile. Wir sahen sie schon aus einiger Entfernung, machten sofort halt, brachten ein Bren-MG seitlich in Stellung und beobachteten das Gebiet vor uns mindestens zehn Minuten lang durch unsere Feld-

stecher. Erst dann riskierten wir, nacheinander einzeln über die Brücke zu rennen.

Wir wurden nicht beschossen. Wie vermutet hatte der Feind seinen Hinterhalt bereits aufgegeben. Aber das alles hatte Zeit gekostet. Wir stiegen über zerfetzte Leiber, Arme und Beine hinweg, folgten der schmalen Landstrasse, die den Hügel hinaufführte, und nutzten einen flachen Graben am linken Strassenrand als Deckung. Bei herabsinkender Dämmerung wurde es schwierig, genau zu erkennen, was vor uns lag. Plötzlich sahen wir ungefähr hundert Meter vor uns eine Bewegung auf der Strasse. Boucher-Myers, der führte, und ich duckten uns in den Strassengraben, während er die MG-Schützen nach vorn winkte. Sie kamen schnell herangekrochen und wollten gerade das Feuer eröffnen, als wir glaubten, im Dämmerlicht ein grünes Barett zu sehen.

«Halt! He, Sie dort vorn! Hier ist Number Four Commando, um Verbindung aufzunehmen.»

Ein Handzeichen, dann trafen wir mit dem vom oben entsandten Spähtrupp zusammen, der versuchen sollte, mit uns Verbindung aufzunehmen. Major Boucher-Myers sprach mit dem Kommandeur der Commandos, die den Höhenzug erobert hatten. Trotzdem waren sie dort oben zunächst von der britischen Zweiten Armee abgeschnitten, bis die Verbindungsstrasse offengehalten werden konnte. Schliesslich traten wir den Rückmarsch an. Als wir der Strasse bergab folgten, begannen rechts und links von uns Nebelgranaten zu detonieren und die Landschaft in weissliche Nebel zu hüllen. Das war nicht ungefährlich, denn obwohl unsere Artillerie statt Sprenggranaten nur Rauchgranaten verschoss, hätten wir diesen feinen Unterschied kaum wahrgenommen, wenn eine der Salven danebengegangen wäre und uns erwischt hätte.

Als wir uns der Brücke näherten, konnten wir zwischen dem Krachen der Einschläge das Motorengeräusch der Jeeps hören. Und als wir eben die Brücke erreichten, rührte die Kolonne darüber hinweg.

Ich fand dieses Schauspiel grässlich, denn ein Jeep nach dem anderen brauste mit Höchstgeschwindigkeit über die Brücke und überfuhr dabei die sterblichen Überreste der drei Männer des ersten Spährupps. Ich wusste, dass das nicht zu ändern war, aber ich war trotzdem entsetzt.

Am nächsten Tag forderte Boucher-Myers mich auf, ihn bei einem ungewöhnlichen Vorhaben zu begleiten. Unsere Vorposten hatten gemeldet, draussen im Niemandsland seien Kurzschüsse deutscher Granaten niedergegangen – nicht Nebeloder Sprenggranaten, sondern andere, die Propagandaflugblätter über die Landschaft verstreut hatten. Da uns keines der Flugblätter erreicht hatte, wollte Boucher-Myers sie sich jetzt selbst ansehen.

Kurz nachdem wir unsere Linien verlassen hatten, stiessen wir auf die in weitem Umkreis niedergegangenen Flugblätter. Wir fanden drei verschiedene Ausführungen, die alle in einer inkompetenten Mischung aus englischem und amerikanischem Slang verfasst und in Tonfall und Inhalt so komisch waren, dass ihre Wirkung auf Männer wie uns gleich null sein musste. Man hätte den Deutschen eine bessere Propaganda zugetraut, schliesslich war das angeblich ihre Stärke. Der Major war von den Flugblättern fasziniert. Zwei Varianten waren zweifarbig in Schwarz und Rot gedruckt und illustriert.

Das dritte Flugblatt enthielt nur Text. «Willkommen auf dem Kontinent!» begann es. «Hallo, Boys! Da seid ihr endlich, *old chaps!*» Unter dem Untertitel «Wem habt ihr dieses Invasions-Dinner zu verdanken?» lasen wir: «... ihr müsst die Suppe auslöffeln, die ein gewisser Mr. Joe euch eingebrockt hat ... dieser Mr. Joe aus Moskau ...» Las man weiter, wurde klar, dass dieses Flugblatt für die Amerikaner bestimmt war, denn sie wurden darin – trotz der Anrede mit «*old chaps*» – viermal erwähnt, und es endete mit der Frage: «Für Stalin sterben – und Israel?»

Die zweifarbigen Flugblätter waren ebenso kümmerlich, aber etwas interessanter anzusehen. Eines zeigte eine Skizze des Brandenburger Tors in Berlin, ihm gegenüber dem Londoner Tower und darüber ein grausiges Skelett mit einer Brandfackel in der Hand. «BERLIN und jetzt – LONDON!» stand darunter. Auf der Rückseite hiess es: «*Höllenhunde über England! Seit zwei Jahren versuchen alliierte Bomber, eine deutsche Stadt nach der anderen auszuradiieren, wobei sie Millionen unschuldiger Frauen und Kinder getötet oder verletzt haben ... Jetzt seid ihr dran! Seit dem 16. Juni um Mitternacht wird eine neue deutsche Fernwaffe mit ungeheurer Zerstörungskraft ständig zu massiven Grossangriffen gegen London und Südostengland eingesetzt. Wir verabscheuen diesen Krieg gegen die wehrlose Bevölkerung, aber ihr habt uns den Kampf aufgezwungen. Die Angriffe gehen weiter, bis ein entscheidender militärischer Erfolg erzielt ist ...*»

Solche Propaganda konnte nur bewirken, dass jeder englische Soldat noch verbissener kämpfte. Aber das beste Flugblatt war das zweite mit der Überschrift «Als du von deiner Frau Abschied genommen hast». Es zeigte einen englischen Korporal mit schief über dem linken Ohr sitzendem Schiffchen – in der britischen Armee strikt verboten – in emotionaler Umarmung mit seiner blonden Frau in Trägerrock, weisser Bluse und Kopftuch. «Als du von deiner Frau Abschied genommen hast, hast du sie in dem Glauben zu trösten versucht, durch diese allerletzte, grosse gemeinsame Anstrengung aller Alliierten *werde der Krieg bestimmt in ein paar Monaten zu Ende sein ...* Ihr steht jetzt deutschen Soldaten gegenüber, die das Vorfeld ihrer Heimat verteidigen ...» Und es schloss mit der Mahnung: «Hast du schon nach Hause geschrieben? Tu's sofort! In ein paar Stunden kann's zu spät sein!»

Einige dieser Flugblattgranaten hätten offenbar schon früher verschossen werden sollen, aber vermutlich war die deutsche Artillerie anderweitig beschäftigt gewesen. Trotzdem hatten selbst wir Männer aus No. 3 Troop manchmal Schwierigkeiten, die Deutschen zu

verstehen. Bill Boucher-Myers wollte jedem der sieben Troops von No. 4 Commando einen Satz Flugblätter als Andenken mitbringen. Also krochen wir beide auf allen vieren herum und sammelten siebenundzwanzig Flugblätter ein: drei für jeden Troop und je drei für ihn und für mich.

Auf dem Rückweg musste ich plötzlich lachen.

«Was ist so lustig?» fragte der Major.

«Erst gestern haben wir einen deutschen Befehl erbeutet, in dem ihre Soldaten davor gewarnt werden, *unsere* Flugblätter aufzuheben. Darin heisst es: ‚Damit angetroffene Soldaten unterhalb Majorsrang werden standrechtlich erschossen!‘ Ist es nicht eine Ironie des Schicksals, Sir, dass Sie als Major und ich unter Lebensgefahr im Niemandsland herumgekrochen sind, um den Deutschen zu helfen, ihre Propaganda an den Mann zu bringen?»

Diese Flugblätter erregten bei 4 Commando grosse Heiterkeit. Durch seine misslungene Propaganda hatte der Feind unsere Kampfmoral gewaltig gestärkt und so genau das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung erzielt. Die ganze Episode machte uns wundervoll deutlich, dass wir dabei waren, den Krieg zu gewinnen.

## 22.

# Sieg für den Skipper, Frankreich und Italien

Die Deutschen, die auf Bryan Hilton-Jones geschossen und ihn verwundet hatten, waren zu vorsichtig gewesen, um ihn nachts hereinzuholen. Wir hatten geglaubt, er sei tot, und dass sie ihn schwerverwundet dort draussen liegen liessen, hätte ihn auch beinahe das Leben gekostet. Er war so gut wie tot, als er bei Tagesanbruch hereingeholt wurde, und ein in dieser Nacht gemachter Gefangener musste ein Grab für ihn ausheben. Aber sie kannten den Skipper nicht wie wir. Irgendwie schaffte er es, am Leben zu bleiben.

In einem deutschen Lazarett in Pont l'Évêque erholte Hilton-Jones sich langsam. Sein deutscher Militärarzt, der den unbändigen Lebenswillen und die Sprachbegabung des jungen walisischen Offiziers offenbar faszinierend fand, gab sich mit seiner Behandlung besondere Mühe. Er verschrieb ihm eine spezielle Diät, die nicht nur nach militärischen Begriffen luxuriös, sondern selbst im Land der Feinschmecker *haute cuisine* wzx. Die beiden wurden Freunde. Eines Tages hatte der Stabsarzt eine Überraschung für den Skipper. Er teilte ihm vertraulich mit, die Engländer seien dabei, Pont l'Évêque zu erobern, und die Deutschen planten, das Lazarett zu evakuieren. Der alliierte Angriff würde zweifellos durch heftiges Trommelfeuer eingeleitet werden, aber wenn Hilton-Jones diesen Sturm hier durchstehen wollte, war der Arzt bereit, zu lügen und ihn als nicht transportfähig zu bezeichnen. Dann würde er bestimmt morgen oder spätestens übermorgen wieder bei seinen eigenen Leuten sein.

Bryan Hilton-Jones dankte ihm.

Das 46 Royal Marine Commando und die 6<sup>th</sup> Airborne Division befreiten Pont l'Évêque und mit ihm den Skipper in seinem Lazarettbett am Tag darauf.

«Meine Verpflegung wurde erheblich schlechter, als ich in britische Hände fiel», sagte der Skipper später.

Ich kam mit 4 Commando kurz nach der Befreiung nach Pont l'Évêque. An dem kleinen Platz vor der Kirche im Mittelpunkt dieser Provinzstadt hatte eine Bar geöffnet.

«Sie müssen den hiesigen Cointreau versuchen, der Crystalle heisst», hatte mir jemand empfohlen. Also schlenderte ich voller Bewunderung für den typisch französischen Sinn für Prioritäten hinein: eine Stadt war erobert worden, und die Bars hatten geöffnet. Und ich versuchte den Crystalle, einen wirklich ausgezeichneten Cointreau.

Einer der Befreier des Skippers war Henry Gordon (Geiser) von No. 3 Troop. Im Gegensatz zu einigen unserer Kameraden, die in ihrer Kindheit und frühen Jugend die von den Nazis ausgehende Gefahr nicht erkannt hatten (manche gaben sogar zu, in diesem leicht zu beeindruckenden Alter den schneidig uniformierten Glanz des Dritten Reichs bewundert zu haben), war Henry in einer ganz anderen Umgebung aufgewachsen, die ihn notwendigerweise zu einem der eifrigsten Freiwilligen im Kampf gegen einen vertrauten Gegner gemacht hatte. Er war ein Urenkel Wilhelm Liebknechts, des Gründers der deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, der nach der Märzrevolution des Jahres 1848 ins Londoner Exil hatte gehen müssen.

Henrys Grossonkel Karl Liebknecht (Wilhelm Liebknechts Sohn) war im Januar 1919 bei Unruhen in Berlin ermordet worden. Auch Henrys in Berlin geborener Vater war ein prominenter Sozialdemokrat, der nach der Machtergreifung der Nazis nur knapp mehreren Mordanschlägen entging. Die Familie Geiser flüchtete aus Dresden über Berlin und Schlesien nach Brünn in der Tschechoslowakei.

Die spanische Regierung verschaffte Henry einen Posten in ihrer Pariser Botschaft. Als dann in Spanien Francos Faschisten siegten, stellte die Botschaft ihm noch einen spanischen Reisepass aus, und ein englischer Labour-Abgeordneter half ihm, nach England zu gelangen, wo ich ihn bei den Old Hampshires kennenlernte. Henry war noch immer derselbe ausgezeichnete Fussballspieler wie vor seiner Odyssee, als er bei Dresden-Süd Mittelstürmer gewesen war. Er gehörte zu den ersten Freiwilligen von 3 Troop.

Nach der Räumung von Pont l'Évêque zogen die Deutschen sich weiter mit einer solchen Geschwindigkeit zurück, dass die Commandos ohne Fahrzeuge nicht mit ihnen Fühlung halten konnten. Ich erinnere mich an einen Tag, an dem wir auf einer einsamen Landstrasse, neben der ein Kartoffelacker lag, auf Lastwagen des Versorgungs- und Nachschubdiensts der britischen Armee warteten. Ich zündete rasch eine Tablette Trockenspirit in meinem aufklappbaren kleinen Dreibeinkocher an, warf etwas frisch eingetauschte normannische Butter in mein erbeutetes deutsches Kochgeschirr und forderte meine Kameraden auf, Kartoffeln zu ernten und zu schälen. Hungrige Mägen sorgten für willige Hände. Alle waren sich darüber einig, noch nie bessere Pommes frites gegessen zu haben. Und wir ächzten enttäuscht, als die Lastwagen ankamen und wir unser Festmahl beenden mussten.

Unsere Schlüsselposition gehörte nun der Vergangenheit an, denn die Amerikaner unter General Courtney Hodges und die Kanadier unter General H. D. G. Crerar waren bei Torigni, Villers-Bocage, Évreux und Thury-Harcourt durchgebrochen. General J.-P. Leclercs französische 2. Panzerdivision und General George Pattons US-Panzer riegelten die Lücke bei Falaise ab und schlossen dort starke feindliche Kräfte ein, während die alliierte Luftwaffe ihre

Panzer und Geschütze vernichtete. Einer unserer Meldefahrer kam über und über mit Trümmerstaub bedeckt aus dem Kampfgebiet zurück.

«Ich sollte eine Nachricht in ein Dorf bei Falaise bringen. Ich bin dreimal daran vorbeigefahren und habe versucht, es zu finden. Aber von dem Dorf ist nichts mehr übrig – nur Trümmerhaufen, abgeschossene Panzer, verendete Pferde und tote Deutsche.»

Der Weg nach Paris war jetzt frei. Es ging nur noch darum, die letzten Widerstandsnester auszuräuchern. An einem Tag der letzten Augustwoche standen wir im Morgengrauen vor der Kleinstadt Bezeville südöstlich des Seebads Honfleur. Oberst Dawson, der schlanke, blonde Kommandeur von No. 4 Commando, schickte mich mit einem Doppelauftrag voraus: Ich sollte feststellen, ob der Feind Bezeville noch besetzt hielt und ob es dort Unterkünfte gab, in denen wir uns ein bis zwei Wochen ausruhen konnten. Damit sollte der Einsatz der Commandos, der ursprünglich nur für die Landung am D-Day vorgesehen gewesen war, endlich zu Ende gehen.

Um möglichst schnell festzustellen, ob Bezeville feindfrei war, folgte ich vorsichtig der kleinen Landstrasse zwischen weiten Feldern, die von den üblichen Hecken begrenzt waren. Manchmal blieb ich einen Augenblick stehen, um die in der Morgendämmerung graugrüne Landschaft vor mir zu beobachten, bevor ich weiterging. Am Ortseingang stand ein imposantes kleines Landhaus – ein zweigeschossiger Bau mit Erker- und Mansardenfenstern, in dem der Feind sich ohne Weiteres zur Verteidigung eingerichtet haben konnte.

Plötzlich sah ich vor mir eine Bewegung und duckte mich, mit dem Zeigefinger am Abzug meiner Maschinenpistole. Zwischen einigen Büschen erschien ein Mann, der im fahlen Morgenlicht auf mich zukam. Dieser kleine, ältere Mann, ein Zivilist, begann mir zuzuwinken. War er übergeschnappt? Wer sich bei Tagesanbruch zwischen die Deutschen und uns wagte, riskierte ziemlich sicher er-

schossen zu werden. Wir gingen langsam weiter aufeinander zu. Als wir uns dann gegenüberstanden, umarmte er mich und küsste mich auf beide Wangen.

«*Vous êtes les alliés!* Ich bin der hiesige Bürgermeister. Willkommen! Endlich sind Sie da!»

«Wo sind die *Boches*, Monsieur?»

«Die rücken gerade am anderen Ende des Orts ab. Sie nehmen eine Menge Sachen mit, die ihnen nicht gehören, aber das ist jetzt unwichtig ...»

Er versicherte mir, er könne uns leicht alle unterbringen. In seinen Scheunen sei reichlich Platz, und seine guten reifen Äpfel stünden uns zur Verfügung.

«Danke, Monsieur. Ich muss sofort zurück, um meinem Oberst Meldung zu erstatten.»

«Nein», sagte der Bürgermeister energisch. «Ich bestehe darauf, dass Sie erst in mein Haus dort drüben mitkommen und meine Familie kennenlernen und ein Glas mit uns trinken – Sie sind die Befreiung.»

Nachdem ich fünf oder sechs Gläser getrunken und von seiner Frau, seiner atemberaubend schönen Tochter Olga und dem gesamten Haushalt umarmt und geküsst worden war, musste ich ihnen begreiflich machen, dass mein Oberst bestimmt schon glaubte, die Deutschen hätten mich erwischt, und deshalb jeden Augenblick einen Angriff befehlen konnte. Die Commandos blieben zwei Wochen dort, genossen die Äpfel, erholten sich und erkundeten die schönen Seebäder Honfleur und Trouville. Wir hatten sogar erstmals Gelegenheit, unser Invasionsgeld auszugeben, weil einige Geschäfte schon wieder geöffnet hatten. Beim ersten Ausgang sahen Gary Mason und ich, wie eine ältere Dame eine grosse Tasche mit auf dem schwarzen Markt gekauften Lebensmitteln die Strasse zu ihrem Haus hinaufschleppte. Wir liefen hinüber um ihr die Tasche zu tragen. Als wir sie ihr abnahmen, war sie sichtlich in Sorge, wir würden damit durchbrennen. Aber als wir sie und ihre Tasche wohl

behalten zu Hause ablieferten, war sie so dankbar, dass sie uns auf der Stelle zum Abendessen einlud. So gut assen wir in Frankreich nie wieder. Die alten Afrikakämpfer von No. 6 Commando, mit denen wir am D-Day gelandet waren, hatten recht gehabt, als sie gleich bezweifelt hatten, dass wir nach der Invasion «höchstens zwei Wochen» drüben bleiben würden.

Letztlich wurden daraus drei Monate, wir waren länger im Dauereinsatz als jede andere Einheit. Da wir keine Reserven hatten, waren wir alle ständig «vorn», weil unser Abschnitt der Invasionsfront mit weniger Männern nicht zu halten gewesen wäre. Auch die kanadischen Fallschirmjäger, die uns am D-Day nachmittags so grosszügig ihre Zigaretten zugeworfen hatten, weil sie glaubten, ihren Auftrag ausgeführt zu haben und auf dem Rückweg nach England zu sein, blieben ebenso lange in Frankreich wie wir.

Es war Ende August 1944. Wir waren erschöpft, aber in bester Stimmung. Endlich heim! Ein grossartiges Gefühl, überlebt zu haben.

Ich verabschiedete mich von dem Bürgermeister, seiner Frau und der schönen Olga. Unsere Familien sind seither Freunde.

Einen Monat später, im September 1944, hörten die Männer von 3 Troop in Italien die Berichte über die Invasion in der Normandie aus erster Hand, da drei von uns, die in der Normandie Tapferkeitsoffiziere geworden waren, dorthin geschickt wurden, um Ersatzeinheiten zu kommandieren. Das waren Leutnant Ken Bartlett, früher bei 3 Commando, und die Leutnants Percy Shelley und David Stewart, die bei 45 Royal Marine Commando gekämpft hatten. Ihnen fiel es weniger schwer, den Befehl über ihre alten Kameraden zu übernehmen, als Griffith in Frankreich. Während er frisch von der Offiziersschule gekommen war, um Männer zu kommandieren, die schon im Kampf gestanden hatten, waren diese drei erfahrene Veteranen.

Angehörige von No. 3 Troop waren in Italien nur noch einmal am

Lago Comacchio im Einsatz. Bei dem dortigen Unternehmen wurden tausend Deutsche gefangengenommen, zur allgemeinen Enttäuschung erwiesen sie sich jedoch als kriegsgefangene Russen, die freiwillig oder unter Zwang zur turkmenischen 162. Division der deutschen Wehrmacht gegangen waren. Sie trugen Ärmelbänder mit der Aufschrift *Brigade Georgien*, und in ihren Reihen liess sich nur ein einziger Leutnant finden, der etwas Deutsch sprach.

Diese Gefangenen wurden provisorisch auf mit Stacheldraht abgesperrten Feldern untergebracht. Dann entstand plötzlich Wirbel, als ein deutscher General in seinem Befehlswagen vorfuhr, um sich zu ergeben. Der schäbig aussehende Sergeant Colin Anson (aus blossem Zeitmangel unrasiert) bemühte sich verzweifelt, Ordnung in das Durcheinander aus Horden noch abgerissenerer Gefangenen zu bringen. Der General sah sich vergeblich nach einer Art Empfangskomitee um. Als ihn keines begrüßte, sprach er Colin an, ohne ihn dabei jedoch richtig anzusehen.

«Ich bin ein General. Wo ist der Kommandant?»

«Sie müssen warten», knurrte Anson. «Wir haben mit Ihren Männern zu tun. Die kommen zuerst.»

Der geknickte General lief über seinem goldbestickten Kragen purpurrot an, worauf einige seiner Stabsoffiziere ihren Unteroffizieren befahlen, sein Gepäck abzuladen. Colin mischte sich ein: «Jeder Mann darf unabhängig von seinem Dienstgrad nur mitnehmen, was er tragen kann – nicht mehr.»

Eine neue Zeit war angebrochen. Aber anderswo war der Krieg noch keineswegs zu Ende.

## 23.

# Sechzehn nach Holland und Deutschland

Als die Number One Commando-Brigade endlich aus Frankreich heimkehrte, quartierten die zu ihr abkommandierten Gruppen von No. 3 Troop sich in Eastbourne ein, um ihre dezimierten Reihen mit neuen Soldaten aufzufüllen.

James Griffith, jetzt zum Hauptmann befördert, blieb unser Chef, und Eric Howarth hatte Oscar O’Neills Nachfolge als Troop Sergeant-Major angetreten. Viele von uns waren befördert worden, so dass zahlreiche neue Gefreite und Obergefreite herumliefen. Ich wurde Sergeant.

Falls es etwas wie den Geist von 3 Troop gab, verkörperte Eric Howarth ihn. Churchill hatte in einer seiner mitreissenden Kriegsreden gesagt: «Wir werden nicht erlahmen noch versagen ...» Hätte einer von uns die geringste Neigung erkennen lassen, das zu tun (und ich gebe zu, dass es solche Augenblicke gab), hätte Eric ihm ruhig und heiter ein gutes Beispiel gegeben. In seiner persönlichen Art unterschied er sich gewaltig von seinem Vorgänger, denn er brüllte nicht herum, wie es Usus war. Er erzielte bessere Ergebnisse, indem er den Troop inspirierte und uns klare, präzise Befehle erteilte. Sie waren stets vernünftig und oft durch eine Prise Humor abgemildert.

Erich Nathan war 1922 im württembergischen Ulm als Sohn eines jüdischen Anwalts und einer protestantischen Mutter zur Welt gekommen. Nachdem die Nazis Nathan senior ins KZ Dachau gebracht hatten, gelang es Frau Nathan, Erich und seiner Schwester, nach England zu fliehen. Zum Glück gab es dort eine Wiederverei-

nigung der Familie, die «Endlösung», die massenhafte Ermordung von Juden, war damals noch nicht beschlossen.

Erich Nathan studierte am Londoner Polytechnikum und am King's College in Cambridge. Als in England die Internierung verbündeter feindlicher Ausländer begann, wurde er nach Kanada verfrachtet – als einer von rund zweitausend Männern, die dort in mehreren mit Stacheldraht gesicherten Lagern untergebracht waren. Wie viele spätere Angehörige von No. 3 Troop litt er unter dem frustrierenden Erlebnis, von einer freundlich gesinnten Nation eingesperrt zu sein, obwohl es sein grösster Wunsch war, sich an dem Kampf gegen Hitler zu beteiligen.

Endlich gab es einen Hoffnungsschimmer, als das britische Innenministerium einen Mann namens Alec Paterson nach Kanada entsandte. Er war von Beruf Gefängniskommissar, aber auch, und das war wichtiger, ein grosser Humanist. Sir Alec sollte feststellen, ob es unter den Internierten vertrauenswürdige Männer gab, die willens und bereit waren, die Kriegsziele der Alliierten zu fördern. Als sich zeigte, dass Erich Nathan alle geforderten Eigenschaften besass, empfahl er seine sofortige Freilassung und setzte seine Rückkehr nach England durch, damit Erich sich seinen Herzenswunsch erfüllen und in die britische Armee, jedoch nur ins Pionierkorps, eintreten konnte.

Aber auf Erich und mehrere andere, die ausgewählt worden waren, um in Seiner Majestät Streitkräften dienen zu dürfen, wartete eine schlimme Enttäuschung. Die Rückkehrer fanden sich auf Feld eins wieder, als sie wegen Abstimmungsmängeln zwischen den beteiligten Stellen zunächst erneut in Huyton, dem Ausgangspunkt ihres Transports nach Kanada, interniert wurden. Die britischen Behörden hatten keine Anweisung, die dienstwilligen jungen Männer zur nächsten Annahmestelle zu schicken. Als Erich Nathan nach frustrierenden Verzögerungen endlich zum Pionierkorps kam, meldete er sich bei jeder Gelegenheit als Freiwilliger und kam so zu No. 3 Troop, wo er sich in Eric Howarth verwandelte.

Am D-Day hatte er unsere unter einem Unstern stehende Gruppe bei No. 4 Commando geführt, war aber nicht einmal vom Strand weggekommen. Seine Einheit landete am äussersten linken Rand der alliierten Invasionsfront. An diesem grauen Morgen wurde Eric auf dem schmalen Strand durch eine Granate schwer verwundet, bevor er auch nur die Düne erreichte.

In der kurzen Zeit an Land hatte Eric bereits zwei Gefangene gemacht, die sich als seine Retter herausstellen sollten. Da er sich bewusst war, dass er schwer verwundet war und als nach seiner eigenen Beschreibung hoffnungsloser Fall nicht mit einer raschen Evakuierung rechnen konnte, befahl er ihnen, bei ihm zu bleiben. Mit Splitterverletzungen an Brust und Unterleib war er kaum in der richtigen Verfassung, ihnen zu befehlen, irgendetwas zu tun, aber Eric war eben kein Mann, der sich durch widrige Umstände entmutigen liess.

Eric gab den Gefangenen sein Morphium und wies sie an, es ihm unabhängig davon, ob er bei Bewusstsein war oder nicht, in regelmässigen Abständen zu injizieren. Er erklärte ihnen, da sie nur durch ihn nach England und in Sicherheit gelangen könnten, sollten sie Ausschau nach Sanitätern halten, die ihn – und auch sie als Träger seiner Tragbahre – evakuieren würden. Dann verlor er das Bewusstsein. Die beiden Gefangenen hielten sich genau an seine Anweisungen. Trotzdem mussten sie über einen Tag lang warten, bis sie aufgesammelt und nach England gebracht wurden. Unterdessen war ihr Schützling mehr tot als lebendig.

Nach der siebten Operation begann Eric um seine Rückkehr in den aktiven Dienst zu kämpfen. Das tat er mit der für ihn charakteristischen Hartnäckigkeit. Er war lästig und setzte seine ganze Überredungskunst ein. Er bezeichnete die Idee, als Invalide aus der Armee und vor allem seinen geliebten Commandos ausscheiden zu sollen, als absurd und lächerlich. Dass er dabei letztlich siegreich blieb, überraschte keinen von uns. Troop Sergeant-Major O'Neill war

wegen eines Vorfalls, den Zeugen als krasse Ungerechtigkeit bezeichneten, zu seiner Stammeinheit zurückversetzt worden. Auf einem Spähtrupp hatte er nachdrücklich und offenbar durchaus gerechtfertigt gegen das selbstmörderische Verhalten eines unerfahrenen jungen Offiziers protestiert. Deshalb erhielt Eric seinen Posten, als die Brigade aus Frankreich zurückkehrte, und er leistete einen überragenden Beitrag bei der Ausbildung neuer Freiwilliger. Eric gab immer ein leuchtendes Beispiel und war allen Beichtvater, Berater und Kamerad.

Als wir mit den Neuen anstrengende Klettertouren in North Wales machten, fragte ich Eric, ob er Schwierigkeiten wegen seiner Verwundungen habe.

«Allzu schlimm ist's nicht», sagte er, «ausser bei bestimmten Bewegungen.»

Als die Möglichkeit sich eröffnete, war er mehrfach gedrängt worden, sich als Offizier zu bewerben. Aber er hatte immer abgelehnt, weil er fürchtete, während seines dreimonatigen Lehrgangs im OCTU (Officer's Cadet Training Unit) unseren nächsten Einsatz zu versäumen. Er wollte dabei sein, wenn wir wieder in den Kampf zogen.

Wir bildeten die neuen Freiwilligen so hart aus, wie wir selbst ausgebildet worden waren, und jagten sie kreuz und quer durch die Landschaft – «zu ihrem eigenen Besten», wie wir behaupteten. Ich erinnere mich an einen Eilmarsch, bei dem Eric ein besonders hohes Tempo anschlug. Gary Mason, ein vorbildlich freundlicher und gutmütiger Mensch, war unser Schlussmann. Unterwegs fielen unweigerlich einige Männer zurück und hätten am liebsten ganz aufgegeben. Das wollte Gary nicht dulden. Um Eric nicht zu enttäuschen, trieb er die Nachzügler mit aufmunternden Worten an und legte ihnen wohl auch kameradschaftlich die Arme um die Schultern.

Ein Neuling war ungeschickt genug, sich gegen diese Art Körperkontakt zu verwehren. «Korporal, das geht nicht. Sie dürfen mich nicht anfassen. Das ist nicht gestattet.»

«Oh, tut mir leid», antwortete Gary. «Das hatte ich ganz vergessen.» Dann verpasste der grossartige Fussballer Gary dem Beschwerdeführer einen gewaltigen Tritt in den Hintern. Eric bekam nichts davon mit, aber er hätte seine Methode sicher gebilligt. Danach blieb niemand mehr zurück.

Während wir Rekruten ausbildeten, landete die No. 4 Commando Brigade am 1. November 1944 auf der niederländischen Insel Walcheren vor der Scheldemündung. Diese Insel beherrscht die Zufahrt zu dem wichtigen belgischen Hafen Antwerpen. Die Alliierten brauchten diesen Hafen dringend, weil es immer schwieriger wurde, unsere vorrückenden Armeen über die normannischen Strände zu versorgen. Die meisten Kanalhäfen befanden sich noch in deutscher Hand oder waren noch nicht soweit instandgesetzt, dass sie als Nachschubhäfen dienen konnten.

Für die Landungen auf Walcheren bestand die No. 4 Brigade aus 4 Commando mit den beiden französischen Troops von 10 Commando, drei Royal Marine Commandos (41, 47 und 48) und den belgischen und norwegischen Troops von 10 Commando. An den Landungen bei Flushing und Westkapelle nahmen auch sieben Männer von 3 Troop teil: die Sergeanten Farr und Gray, die Obergefreiten Douglas, Hamilton und Latimer sowie Soldat Watson. Leutnant Vernon Dwelley, einer der Männer aus 3 Troop, der sich fürs OCTU entschieden hatte und vor Kurzem Offizier geworden war, wurde Nachrichtenoffizier von No. 4 Commando. Adjutant war dort der geheimnisvolle Hauptmann «Bunny» Emmet, als Leutnant einer unserer Offiziere bei 3 Troop. Er trug das Mützenabzeichen des Panzerkorps und dazu RAF-Schwingen. Das liess auf eine erlebnisreiche Laufbahn schliessen, aber Emmet, der ein grosser Schweiger war, sprach nie darüber.

Walcheren wurde von der deutschen 15. Armee gehalten, die sich gründlich auf die Abwehr alliierter Landungsversuche vorbereitet

hatte. Gut eingegrabene Truppen verteidigten ein Labyrinth aus Betonbunkern in den lockeren Sanddünen, die zum Deichsystem der Insel gehörten. Die RAF zerstörte diese Deiche an mehreren Stellen und setzte viele Bunker unter Wasser. Mosquitos und Raketen ver-schiessende Typhoons der RAF und Navy schossen die nicht überfluteten Bunker sturmreif. Letztlich musste jedoch unsere Infanterie die Übergabe eines feindlichen Stützpunkts nach dem anderen erzwingen.

Die Landung selbst forderte nur wenige Verluste, aber der Marine-stosstrupp, der die an Land gehenden Truppen sicherte, erlitt schwere Verluste. Von den Männern von 3 Troop traf es Hauptmann Emmet und auch Watson, der ihm an Land half. Der Tag war kalt und windig mit hohem Seegang, und die Landung wurde durch Unterwasserhindernisse wie Eisenpfähle mit Minen behindert, diese waren allerdings als die aus der Normandie bekannten. Mehrere Landungsboote schlugen leck, so dass ihre Insassen in eiskaltem Wasser zum Strand schwimmen oder waten mussten.

Hamilton, der fröhliche Österreicher, der mich in der Ausbildung immer um Bonbons oder Traubenzuckertabletten angeschnorrt hatte, gehörte zu den wenigen Unglücklichen, er fiel noch in der flachen Brandung.

Major Boucher-Myers (mit dem ich im Niemandsland feindliche Flugblätter eingesammelt hatte) sicherte den Brückenkopf mit No. 4 Commando. Freddy Gray und Maurice Latimer waren mit 41 Royal Marine Commando in Westkapelle. Dort hatte der Feind sein Feuer schon fast ganz eingestellt – nur die Besatzung eines hohen Turms an einem Ende des Dorfs nicht. Freddy gab seine Maschinenpistole Maurice, ging erkennbar unbewaffnet die Dorfstrasse entlang und rief laut: «Ergebt euch – ihr habt keine Chance!»

Darauf kam ein deutscher Feldwebel aus dem Turm und nannte seine Bedingungen, unter denen die Besatzung kapitulieren würde.

Latimer, flink wie immer, gelang es, unbemerkt an ihm vorbeizukommen, während Freddy mit ihm diskutierte.

Als sudetendeutscher Sozialist ging Latimer an die meisten Probleme in pragmatisch populistischer Manier heran. «Er fand, der gemeine Mann sei meistens vernünftiger als seine Vorgesetzten», erinnerte Gray sich, «deshalb schlich er sich hinter meinem Rücken und vor allem hinter dem des deutschen Feldwebels in den Turm und überredete die Deutschen, bedingungslos zu kapitulieren. Er führte sie hinten hinaus, damit ihr Feldwebel sie nicht sah. Dann erklärte er dem Feldwebel, diesem bleibe nun nichts anderes übrig, als sich auch zu ergeben, weil er keine Soldaten mehr habe.»

Am nächsten Tag brachen diese beiden Männer aus 3 Troop im Morgengrauen auf, um in die feindlichen Linien einzudringen und weitere Überläufer zu gewinnen. Sie stiessen auf einige deutsche Ordonnanzen, die ihren Offizieren den Morgenkaffee brachten. Kaffee wurde verschüttet und Porzellan zerbrach, als Freddy «Hände hoch!» brüllte.

«Wo ist der Kommandant?» fragte er die Ordonnanzen.

«Sie hatten Angst davor, es uns zu sagen, und brachen sogar in Tränen aus, als ich eine Antwort verlangte. Unterdessen hatte Latimer sich irgendwohin abgesetzt. Plötzlich tauchte ein grosser, verschlafener Mann aus einem Bunker auf, stand in der Morgendämmerung und verlangte seinen Kaffee. Das war offenbar der Mann, auf den wir's abgesehen hatten. Ich hatte gerade meine Maschinenpistole auf ihn gerichtet, als plötzlich Latimer wie aus dem Himmel kommend herangeflogen kam und auf ihm landete.»

Der durch Latimers ungestümen Angriff zu Boden gerissene demoralisierte Kommandant erklärte sich bereit, seinen Stützpunkt zu übergeben.

In der zweiten Novemberwoche hatten die letzten Deutschen auf Walcheren kapituliert, und noch vor Monatsende wurden die ersten Schiffsladungen in Antwerpen gelöscht.

Wir Angehörigen von No. 3 Troop, die in Eastbourne, Sussex, neue Freiwillige ausbildeten, bekamen Anfang Januar 1945 Urlaub. Am 9. Januar erhielt ich bei meiner Mutter in London ein Telegramm:

VORRANG CPL MASTERS P F [Meine Beförderung zum Sergeanten war noch nicht offiziell.]  
CLARIDA 3/5 DUKE ST LONDON W 1=  
DRINGENDER RÜCKRUF STOP SIE MELDEN  
SICH BEI STAB 3 TROOP  
0900 UHR MITTWOCH 10 JANUAR MELDUNG  
BEI CHEF 3 TROOP  
10 COMMANDO++

Ich nahm den Nachtzug nach Eastbourne und erfuhr bald, dass der Grund für den Rückruf war, dass die Deutschen zu ihrer Ardennenoffensive angetreten waren und Antwerpen zurückzuerobern versuchten. Unsere neuen Freiwilligen galten als noch nicht einsatzbereit, deshalb waren die sechzehn Mann von No. 3 Troop, die an diesem Abend an Bord eines Schiffs gingen, lauter alte Hasen: Davis, Drew, Fenton, Griffith, Harris, Henderson (Griffith' Ordonnanz und einer der wenigen echten Briten in 3 Troop), die Brüder Hepworth, Howarth, Mason, Nelson, Villiers, Seymour, Spencer, Turner und ich.

Als wir aus Tilbury ausliefen, orgelte eine deutsche V 1 in Richtung London über uns hinweg. Diese als «Vergeltungswaffe 1» bezeichnete, unbemannt fliegende Bombe FZG 76 sollte die englische Zivilbevölkerung terrorisieren. Es kam einem fast etwas pervers vor, an die Front zu fahren und so die an der Heimatfront drohenden Gefahren hinter sich zu lassen.

Auf der Überfahrt wirkte Walter Hepworth nervös, denn er hatte noch keine Fronterfahrung. Uns war vermutlich ebenso unbehaglich zumute, aber das bedeutete nicht, dass wir sanft und verständ-

nisvoll mit ihm umgingen. Schliesslich erzählte er uns, was ihm Sorgen machte.

«Da steht man also bis zur Brust in seinem Schützengraben, man sieht den Feind vor sich und schießt auf ihn, und er schießt auf einen. Und dann heisst's laden und schießen, laden und schießen, laden und schießen ... ständig laden und schießen.»

Er hatte offenbar zu viele Filme über den Ersten Weltkrieg gesehen. Daraufhin gab es viel unfreundliches Gelächter, das uns mehr aufheiterte als Walter.

Von Ostende aus fuhren wir mit einem ungeheizten Zug nach Eindhoven in den Niederlanden. Schliesslich trafen wir in Helmond ein, einem charakteristisch blitzsauberen niederländischen Landstädtchen. Hier waren die Fensterscheiben so sauber, dass man sie nur sah, wenn sie im Mondschein glitzerten. Als wir die Maas erreichten, hörten wir zu unserer Enttäuschung, die deutsche Ardenenoffensive sei zum Stehen gekommen. Natürlich waren wir froh, dass der Durchbruchversuch gescheitert war, aber wir hatten dazu beitragen wollen, ihn zu verhindern. Unser Brigadier Derek Mills-Roberts war offenbar unserer Ansicht: Nachdem wir nun einmal hier waren, würden wir mitkämpfen und einen nützlichen Beitrag leisten.

Wir sollten helfen, zur Vorbereitung des Rheinübergangs das Gebiet zwischen Maas und Rhein vom Feind zu säubern. Mills-Roberts war schockiert, als er hörte, dass bisher noch kein Spähtrupp die Maas überschritten hatte, und beschloss, diese Aufgabe mit seiner Brigade zu übernehmen. Einheiten, die vor uns am verschneiten Ufer des breiten Flusses gewesen waren, hatten gemeldet, auf dem anderen Ufer sei nichts vom Feind zu sehen. Sie vermuteten sogar, die Deutschen hätten sich zurückgezogen, obwohl ein Experiment, das die Kanadier vor einigen Wochen gemacht hatten, das Gegenteil bewies. Sie hatten ein unbemanntes Boot die Maas

hinuntertreiben lassen, um zu sehen, welche Reaktion es auslösen würde. Schon nach kurzer Zeit hatten am anderen Ufer MGs losgehämmert und das Boot versenkt. Seither hatten sie dort drüben jedoch kein Lebenszeichen mehr entdeckt.

Alles das interessierte uns von 3 Troop sehr. Wegen unseres guten Rufs erhielten wir den ehrenvollen Auftrag, dieses erste Spähtruppunternehmen über die Maas hinweg auszuführen. Drei Männer sollten nachts hinüberrydern, während zwei Maschinengewehre ihnen Feuerschutz gaben. Die Bootsbesatzung sollte das gegenüberliegende Ufer sowie den anschliessenden Uferstreifen erkunden, um Erkenntnisse über die Verteilung des Gegners zu gewinnen.

Allerdings ergab sich ein grosses Problem, noch bevor wir aufbrechen konnten: Wir hatten kein Boot. Das eine, das die Kanadier geopfert hatten, war das einzige an unserem Ufer gewesen. Also schickte Mills-Roberts Erkundungstrupp zu den Seen und Teichen der näheren Umgebung los. Ein Team kam mit einem brauchbaren Boot zurück.

Wer sollte den Spähtrupp bilden? Wie immer bei No. 3 Troop ging es nicht darum, Freiwillige zu finden. Vielmehr mussten die Zurückbleibenden bestimmt werden. Wir setzten wieder auf die altbewährte Streichholzmethode.

Als zwei Gewinner feststanden, beanspruchte Eric Howarth den dritten Platz für sich. «Schliesslich sind die meisten von euch beim Normandiefeldzug dabeigewesen, und ich habe ihn versäumt.»

Nun regte sich Widerspruch: «Verdammt, wer ist schuld daran, dass du so dämlich gewesen bist, dich treffen zu lassen? Zieh das dritte Hölzchen!» Aber das war nur scherzhaft gemeint. Eric war automatisch dabei. Wenn wir darüber nicht einer Meinung gewesen wären, wäre ich der dritte gewesen, da ich das nächste lange Hölzchen zog. So aber erhielt ich den Trostpreis: Ich würde den aus Drew und Mason bestehenden MG-Trupp führen. Sobald wir dafür eingeteilt waren, machten wir uns eiligst auf den Weg zur Maas,

um das gegenüberliegende Ufer mit Ferngläsern abzusuchen, solange es noch Tag war.

An diesem kalten, düsteren Spätnachmittag näherten wir uns der verschneiten, schmalen, sanft abfallenden Uferböschung vorsichtig, um nicht gesehen zu werden. Da es dort keine Büsche als Deckung gab, robbten wir durch den Schnee, um möglichst nahe an den Fluss heranzukommen. Dann lagen wir, auf unsere Ellbogen gestützt, auf dem Bauch und beobachteten das andere Ufer.

Wir sahen ein kleines Haus, das sich als Silhouette vor der weiten, flachen holländischen Landschaft unter dem hohen schiefergrauen Himmel abhob. Davor waren parallel zu einem Treidelpfad mehrere lange dunkle Kähne vertäut. Nirgends bewegte sich etwas. Wir hatten das Gefühl, allmählich zu erstarren. Unsere Körperwärme liess den Schnee schmelzen, und da die Aussentemperatur sank, gefror der Matsch wieder.

«He, dort drüben ist jemand!» flüsterte Harry Drew. «Gleich hinter oder auf dem zweiten Kahn von links.»

Weder Gary Mason noch ich hatten etwas gesehen.

Dann zündete der auf dem Kahn Sitzende sich eine Zigarette an. Wir hielten es für verrückt, dass dieser deutsche Posten sich so sicher fühlte, dass er hier an der Front rauchte. Gewiss, zwischen ihm und uns lag die Maas, aber selbst ohne ein Gewehr mit Zielfernrohr hätte das leicht seine letzte Zigarette sein können, wären wir nicht mit anderem Auftrag unterwegs gewesen.

Hätte ein einzelner deutscher Späher oder Beobachter sich so unvorsichtig verhalten? Wohl kaum. Ein einzelner Soldat wäre erfahrener gewesen, weil er sorgfältiger ausgewählt worden wäre. Dieser Mann, der dort drüben Wache schob, musste zu einer grösseren Einheit gehören. Auf Wache galt natürlich Rauchverbot, aber das nahm er nicht ernst, weil er seine Kameraden in der Nähe wusste und einen breiten Fluss zwischen sich und dem Feind hatte. Ausser-

dem war dieser Feind bisher nicht sonderlich aggressiv, er hatte noch nicht einmal versucht, die Maas zu überschreiten.

Das liess das geplante Unternehmen in völlig anderem Licht erscheinen. Lag dort drüben ein Zug oder eine Kompanie, war unser Spähtrupp ein Himmelfahrtskommando. Deshalb schickte ich Gary Mason zum Stab zurück, damit er meldete, was wir beobachtet hatten, und meinen Vorschlag übermittelte, das Unternehmen unter diesen Umständen abzublasen.

«Und sieh zu, dass du schnell zurückkommst, Gary, bevor Harry und ich hier erfrieren.»

Es wurde kälter und kälter. Gary hätte längst zurück sein müssen, aber er blieb spurlos verschwunden. Wir fingen an, uns Sorgen zu machen, weil wir hinter uns Schüsse gehört hatten. Mehrere Stunden vergingen. Endlich tauchte Gary aus der Dunkelheit auf.

«Wo zum Teufel hast du gesteckt?»

«Schluss für heute. Das Unternehmen ist auf deinen Vorschlag hin abgeblasen, Peter.»

Wir hatten fünfeinhalb Stunden lang in eisigem Schneematsch gelegen.

Gary erklärte uns den Grund für seine Verspätung. «Beinahe hätte mich wirklich der Teufel geholt. Ich bin plötzlich mitten in ein Feuergefecht geraten ... mir sind Kugeln von beiden Seiten um die Ohren gepfiffen. Dabei war nicht mal klar, wer auf wen geschossen hat. Konnte ein deutscher Spähtrupp über den Fluss gekommen sein? Ausgeschlossen, hab' ich mir gedacht.»

Aber genau das hatte 6 Commando geglaubt, als eine Streife der niederländischen Heimwehr vorbeigekommen war. In der noch neuen Situation wussten die beiden Einheiten nicht viel voneinander, und als die Männer der *Oranje Defens* «Halt!» gerufen hatten, hatte ihr Befehl so deutsch geklungen, dass unsere Seite das Feuer eröffnete, das die Holländer ihrerseits prompt erwiderten. Wie

durch ein Wunder war niemand erschossen oder auch nur verwundet worden. Ein Hauptmann von 6 Commando hatte zwei Löcher im Hosenbein: eine Kugel war hindurchgegangen, ohne sein Bein zu treffen.

Eine Woche später nahm Harry Drew in einem anderen Abschnitt an einem Spähtrupp über die Maas teil, bei dem No. 3 Troop seine besonderen Fähigkeiten perfekt nutzte. Sie fuhren mit einem Schlauchboot über den Fluss, um einen Gefangenen zu machen und mitzubringen. Die Nacht war finster und mild, und der Spähtrupp legte unbeobachtet an und bewegte sich unter Harrys Führung lautlos tiefer in feindliches Gebiet hinein. Plötzlich wurden sie angerufen, und Harry sah, dass sie auf zwei Posten gestossen waren, die vor einem Holzschuppen Wache hielten.

«Haben die verdammten Scheissfunker euch nicht gesagt, dass wir heute nacht Streife gehen?» fauchte Harry die beiden in seinem arrogantesten preussischen Tonfall an. «Los, vortreten, damit ich euch sehen kann!»

Die Posten bestritten, etwas davon gehört zu haben, und verschwanden hastig in dem Schuppen, weil sie nicht wussten, ob sie seinen Befehl ausführen sollten. Harry drohte ihnen, sie in die Luft zu jagen, wenn sie nicht herauskämen. Er wusste zwar nicht, wie er seine Drohung hätte verwirklichen können, aber die beiden kamen trotzdem heraus. Nun erklärte Harry ihnen, sie seien gefangen, und führte sie rasch zur Maas und dem Schlauchboot hinunter.

Auf der Überfahrt hämmerte hinter ihnen ein deutsches MG los, und die Kugeln pfften gefährlich nahe an ihnen vorbei. Vom anderen Ufer aus erwiderten unsere Maschinengewehre das Feuer, so dass zwischen den übers dunkle Wasser fliegenden Kugeln kaum noch eine schmale Gasse für das Schlauchboot blieb. Um sicherzustellen, dass seine Gefangenen nicht zu flüchten versuchten, indem sie in den Fluss sprangen, liess Harry die beiden paddeln.

Dieser Winterkrieg in den Niederlanden unterschied sich so sehr von unserem Einsatz in Frankreich, als ob man in einen ganz anderen Krieg geraten wäre. Die weiten, flachen, im Winter kahlen Felder zwangen beide Seiten dazu, mehr Platz zwischen ihren Vorposten zu lassen, als wir aus der Bocage gewöhnt waren. Hier war das Niemandsland nicht einige hundert Meter, sondern fünf bis sechs Kilometer breit, so dass wir die meiste Zeit in Häusern leben konnten.

Manche Begriffe änderten sich dramatisch. Was in den Niederlanden bei einer Artillerie- oder Granatenweferattacke als gefährlich knappes Entrinnen galt, wäre in der Normandie kaum einen Kommentar wert gewesen. Was einem verdammt knapp vorkommt, ist tatsächlich relativ.

Zum erstenmal erlebten wir, dass die Deutschen zumindest in einer Beziehung besser ausgerüstet waren als wir. Sie hatten reinweisse Schneehemden erhalten, während wir keine besaßen. Auch das veranlasste uns, auf den Abstand zu ihnen zu achten. Wir waren zu gut sichtbar.

Die Verantwortlichen entschieden, unsere Brigade anderswo einzusetzen. Wir wurden mit Lastwagen in einen anderen Teil Hollands, nahe Maastricht und der belgischen Grenze, gebracht, wo die Deutschen den Vormarsch der Alliierten vor der Stadt Roermond aufhielten. Obwohl wir bereits mit einem Brückenkopf jenseits der Maas standen, hatte der Feind dort massive Panzerhindernisse aufgebaut. Über die flachen holländischen Felder zogen sich zwei tiefe parallele Panzergräben, die mit Minen und Betonhöckern gespickt waren. Vor ihnen lieferte die deutsche Infanterie uns erbitterte Rückzugsgefechte. Wir sollten diese Widerstandsnester ausschalten und erkunden, ob die Panzergräben sich umgehen liessen.

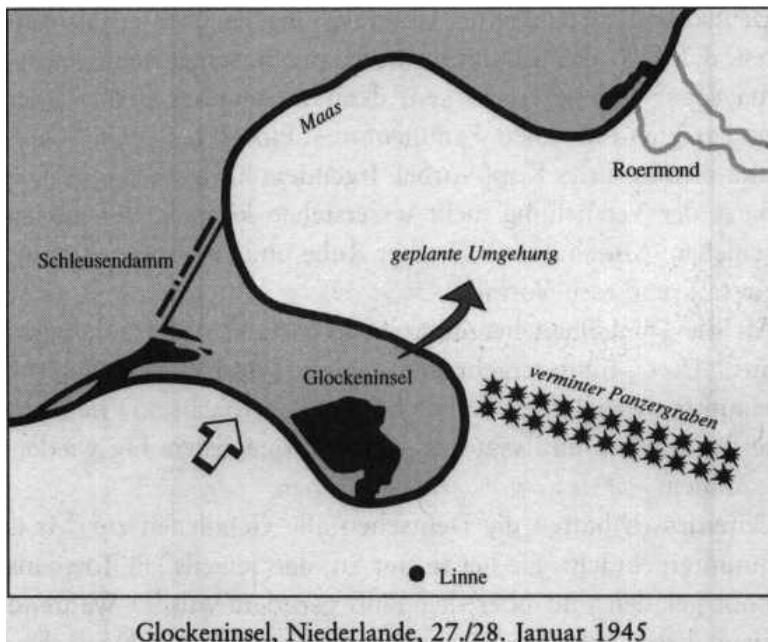
Das galt als eine mögliche Lösung, da genau an der Stelle, an der die Panzergräben aufs andere Ufer stiessen, in der Flussmitte eine kleine Insel lag, die wegen ihrer Form Glockeninsel hiess. Gelang

es, mit einem starken Stosstrupp auf die Insel überzusetzen und sie zu behaupten, konnten wir einen kleinen Spähtrupp etwas weiter flussabwärts hinter dem Doppelgraben an Land schicken. Damit sollte ein Grossangriff vorbereitet werden, der die Hindernisse umgehen würde.

James Griffith und Gary Mason sollten an diesem Unternehmen teilnehmen. Der Stosstrupp setzte in der Nacht zum 28. Januar 1945 über. Einheiten, die das Gebiet vor dem Eintreffen der Commando-Brigade besetzt hatten, hatten keine feindlichen Aktivitäten auf der Glockeninsel beobachtet. Sie glaubten, die Insel werde nur gelegentlich von Spähtrupps besucht oder es gebe dort eine deutsche Beobachtungsstelle. Sie hätten sich nicht mehr täuschen können.

Da wir jetzt über reichlich Boote verfügten, klappte das Übersetzen in dieser besonders kalten Winternacht lautlos und glatt. Aber sobald die Commandos sich nach der Landung zum ersten Deich hinaufarbeiteten, eröffneten sechs deutsche MGs schlagartig das Feuer. Da keine Schneehemden ausgegeben worden waren, wurde der sehr gut sichtbare Stosstrupp schwer getroffen, aber er wehrte sich erbittert. Sein Führer, ein Major der Royal Marine Commandos, fiel mit einem halben Dutzend weiterer Männer, aber Griffith und Mason blieben unverletzt. Griffith hatte Glück und erzielte sogar einen kleinen Erfolg: Er nahm einem gefallenem deutschen Offizier einige Schriftstücke ab, die wichtig zu sein schienen, und brachte sie mit zurück.

Als die Deutschen das Feuer eröffneten, folgten Gary Mason und zwei seiner Männer einem Offizier der Royal Marine Commandos an der linken Flanke das Ufer hinauf. Beim ersten Feuerüberfall wurde keiner von ihnen getroffen, aber als der Offizier wieder aus der Deckung aufstand, wurde er sofort niedergemäht. Gary und seinen beiden Männern gelang es, sich hinter zwei Boote zu werfen, die vor dem Deich umgekippt an Land lagen. Sie konnten sich schliesslich retten, aber Mason musste die eisige Maas durch-



schwimmen, deren Strömung das Boot mit den beiden anderen Männern beim Ablegen mitgerissen hatte.

Nach diesem missglückten Unternehmen sollte Eric Howarth eine wichtige Rolle zufallen. Überraschenderweise gelang es den Deutschen, schon einen oder zwei Tage später Flugblätter zu verbreiten, in denen sie über ihren Erfolg triumphierten und sogar die Namen von Gefangenen und Gefallenen nannten. Wir reagierten darauf, indem wir einen Lautsprecher aufstellten, damit Eric, der dabei in sicherer Deckung blieb, die Bitte äußern konnte, unsere Gefallenen von der Glockeninsel bergen zu dürfen.

Daran schlossen sich ungewöhnliche Verhandlungen an. Eric sagte, er werde mit einer kleinen unbewaffneten Gruppe auf die Insel hinüberfahren, um die Gefallenen zu bergen. Die Deutschen waren einverstanden.

Ein Boot legte ab, und Eric fuhr mit einigen Freiwilligen zu dieser schwierigen Mission auf die Insel hinüber. Sobald die Deutschen

sich von ihrer Überraschung darüber erholt hatten, dass Eric akzentfreies Deutsch sprach, schien sein Charisma sogar auf sie zu wirken, denn sie wurden freundlicher und zeigten ihm sogar Familienfotos. Plötzlich fiel ein Schuss und piff an Erics Kopf vorbei. Irgendein hartgesottener Nazi hatte der Versuchung nicht widerstehen können, auf ihn zu schießen. Mit charakteristischer Ruhe und Gelassenheit ignorierte Eric diesen Vorfall.

Als die Dunkelheit hereinbrach, noch bevor alle Gefallenen ans Ufer hinuntergebracht waren, lud der deutsche Hauptfeldwebel Eric ein, bei ihnen zu übernachten. Eric lehnte dankend ab und sagte, er werde am nächsten Tag wiederkommen.

Unterdessen hatten die Deutschen alle Gefallenen zur Maas hinuntergebracht. Sie liessen nur zu, dass jeweils ein Toter ins Boot geladen und über den Fluss gerudert wurde. Während einer dieser längeren Wartezeiten schlug Eric den Deutschen vor, sich zu ergeben, da sie doch einsehen müssten, dass der Krieg verloren sei. Daraufhin nahm der Hauptfeldwebel ihn rasch beiseite.

«Natürlich wissen wir, dass wir den verdammten Krieg verloren haben», sagte er, «aber man ist schliesslich Soldat.» Dann appellierte er an Howarth, der ebenfalls Hauptfeldwebel war, ihm das Leben nicht noch schwerer zu machen, indem er seinen Männern Flausen in den Kopf setzte, wenn seine Aufgabe schon schwierig genug war.

Einige Tage später erfuhren wir, die gesamte Inselbesatzung sei abgezogen und streng bestraft worden, weil sie mit uns verhandelt hatte. Die Männer und ihre Angehörigen büssten sämtliche Bürgerrechte ein und wurden wegen ihrer Verfehlung angeprangert. In Wirklichkeit waren sie menschlich und loyal gewesen – auch ihrer verlorenen Sache gegenüber. Das alles hörten wir, als die vorige Garnison durch eine neue aus zwei Feldwebeln und zweiundzwanzig Mann ersetzt wurde, die sich uns gleich am ersten Tag ergaben,

indem sie über den streng bewachten Damm kamen, der die Insel mit unserem Flussufer verband. Auch sie wurden ersetzt.

Als die dritte deutsche Besatzung sich auf der Glockeninsel eingerichtet hatte, führte Oberst Peter Young von No. 3 Commando einen originellen Schlag gegen sie, der an seine Rollschuhbombe in der Normandie erinnerte. Aus verschiedenen Berichten wusste er genau, wann die Deutschen ihre Garnison versorgten. Dafür benutzten sie ein grösseres Boot, das für uns unsichtbar flussabwärts hinter einer Biegung übersetzte. Da er die sprichwörtliche Pünktlichkeit der Deutschen und ihre Vorliebe für exakte Zeitpläne kannte, rechnete er damit, dass sie nicht im Traum daran denken würden, von ihrem Zeitplan abzuweichen. Deshalb sammelte er bei benachbarten Einheiten alle verfügbaren Sprengmittel ein und liess seine Pioniere ein Floss bauen, das damit beladen wurde. Auch die Strömungsgeschwindigkeit der Maas wurde von den Pionieren genau bestimmt.

Nachdem diese Vorbereitungen getroffen waren, zündete Young die Lunte an, deren Länge sorgfältig berechnet war, und stiess das Floss in die Strömung hinaus. Es war ein trüber, windiger Nachmittag, an dem er sein originelles Fahrzeug in die Flussmitte treiben und um die Biegung herum verschwinden sah. Dann wurde die Stille dieses verhältnismässig ruhigen Tags durch eine gewaltige Detonation zerstört. Wir wussten nicht, ob das deutsche Versorgungsboot gesunken war, aber der Sprengsatz liess die noch heilen Fensterscheiben aller Häuser auf unserem Ufer zersplittern.

Fenster mit zerbrochenen Scheiben waren ständig ein Problem, weil wir es zu schätzen wussten, bei kaltem Winterwetter in Häusern leben zu können. Zwei Faktoren machten es jedoch schwierig, im Krieg beschädigte Häuser wieder bewohnbar zu machen: die durch die glaslosen Fenster eindringende Kälte und die meistens fehlenden Ofenrohre. Die Deutschen hatten sie mitgenommen, um

ihre unterirdisch angelegten Stützpunkte beheizen zu können. In allen Häusern standen noch eiserne Öfen, die ohne Ofenrohre jedoch wertlos waren, weil man im Rauch erstickt wäre.

Um das zu ändern, brach ich zu einer Suche in bewohnten und leerstehenden Häusern der näheren Umgebung auf. Als in den unbewohnten keine Ofenrohre zu finden waren, klopfte ich an die Türen der von Einheimischen bewohnten Häuser hinter unseren Linien, nachdem ich mir das erforderliche niederländische Wort hatte sagen lassen. Trotz meines Akzents schien *kachelpijp* überall verstanden zu werden, ich entdeckte jedoch, dass ich *met een elleboog* (mit Bogenstück) hinzufügen musste, damit wir den Rauch ins Freie leiten konnten. Von freundlichen Holländern bekam ich tatsächlich einige dieser stahlblauen russigen Blechröhren, so dass unsere Gruppe von No. 3 Troop es endlich warm hatte. Das Scheibenproblem hatten wir einfach dadurch gelöst, dass wir die Fensterrahmen mit Strohsäcken ausgestopft hatten.

Eines Tages erzählte Eric Howarth beim Mittagessen, James Griffith schicke ihn nach England zurück, damit er Offizier werden könne.

Ich war überrascht. «Eric! Ich hätte nie geglaubt, dass du ausgerechnet jetzt abhauen würdest! So verpasst du vermutlich den Rheinübergang.»

«Man hat mir garantiert, dass ich nur kurze Zeit fort bin», sagte Eric. «Ich fahre nur rüber, um meine Leutnantssterne abzuholen, und komme gleich wieder zurück. Du weißt selbst, dass Montgomery die Ernennung weiterer Tapferkeitsoffiziere verboten hat, deshalb ist das die einzige Möglichkeit für mich.»

«Ich biete dir eine Wette an», schlug ich vor. «Für jeden Tag, den du vor der Rheinüberquerung zurückkommst, zahle ich dir zwei holländische Gulden. Für jeden Tag, den du danach zurückkommst, schuldest du mir zwei.»

«Die Wette gilt, Peter.»

Meine Gewinnchancen waren natürlich besser. Wir würden den Rhein schon bald überschreiten, aber wer konnte voraussagen, wie lange Eric in England aufgehalten werden würde, bis er seine Beförderung erhielt und zurückkehren konnte?

Vor seiner Abreise liess er sich von mir einen Satz Fotos mit allen Männern von 3 Troop, die am D-Day dabeigewesen waren. Er hatte sie wegen seines langen Lazarettaufenthalts nicht bekommen und wollte sie seiner Verlobten Audrey und seinen Angehörigen zeigen und ausserdem Abzüge machen lassen. Wir gaben uns nochmals die Hand, um unsere Wette zu bekräftigen, dann war er verschwunden.

No. 3 Troop arbeitete mit der englischen 7. Panzerdivision, den aus dem Nordafrikafeldzug berühmten «Wüstenratten», zusammen. Die bereits mit mehreren Commandos angewandte Taktik bestand daraus, dass die Commandos auf den Panzern sitzend ins Gefecht führen. Wurden deutsche Infanteriestellungen erkannt, bekämpften die Panzer sie mit Kanonen und Maschinengewehren, während die Commandos absassen und die gefährlichen Panzerabwehrkanonen ausschalteten.

Diese Taktik gefiel uns nicht. Kameraden, die an früheren Angriffen teilgenommen hatten, berichteten von dem grossen Respekt der Panzerbesatzungen vor Panzerabwehrwaffen. Sobald die Commandos absassen, wollten die Panzer natürlich in Bewegung bleiben, um kein stehendes Ziel zu bieten. Theoretisch sollten die Panzer uns wieder abholen, wenn wir unseren Auftrag erfüllt hatten. Aber das klappte meistens nicht. Nachdem der letzte Schuss gefallen war (oder wir den Feind soweit eingeschüchert hatten, dass er sein Feuer vorübergehend einstellte), waren unsere Panzer meistens nur noch als Punkte am Horizont sichtbar. Auf ihre Rückkehr zu warten, war nicht ratsam und fast immer zwecklos, so dass wir den

Rückmarsch zu Fuss antreten mussten. Die dann im scheinbar endlosen Niemandsland zurückzulegenden Entfernungen waren gross genug, um jedem die Laune zu verderben.

Wir stellten fest, dass die Vertreibung der Deutschen aus diesem Teil der Niederlande harte Arbeit war, als einmal ungefähr ein Dutzend feindlicher Soldaten ausreichte, um unsere Brigade zwei Tage lang aufzuhalten. In diesem Fall waren sie so gut auf dem erhöhten jenseitigen Ufer eines Bachs eingegraben, dass ein Frontalangriff unmöglich war, weil wir vor ihren Augen ins Bachbett hätten absteigen müssen, um anschliessend den Gegenhang zu erklettern. Da die Deutschen mit mehreren Panzerfäusten ausgerüstet waren, mied der zu unserer Unterstützung angeforderte Panzer die Nähe des Bachs und beschränkte sich auf sporadisches Kanonen- und MG-Feuer aus sicherer Entfernung.

Als sich herausstellte, dass der Feind zu schwach war, um die Bachfront auf gesamter Länge zu besetzen, beschlossen wir, den Bach eineinhalb Kilometer weiter nördlich zu überqueren. Ein Stosstrupp überschritt ihn dort und arbeitete sich dann das baumbestandene Ufer entlang vor. Aus dieser natürlichen Deckung heraus gelang es, die Deutschen zu vertreiben, die durch den Schnee zu einer Windmühle in der Nähe flüchteten. Ein Mann schaffte es, sich noch einen Tag unter Mehlsäcken zu verstecken, bis der Hunger ihn dazu zwang, sich zu stellen. Ich kann dafür garantieren, dass er wirklich gut versteckt war, denn ich hatte alle drei Stockwerke der alten Mühle selbst sehr gründlich durchsucht.

Die Leiche eines gefallenen Deutschen stellte uns vor die gewohnte Aufgabe, seine Einheit zu identifizieren. Die Durchsuchung der Uniformtaschen dieses stämmigen jungen Unglücklichen bestätigte, dass er der Einheit angehört hatte, von der wir wussten, dass sie uns gegenüberlag. Zu unserer Überraschung steckte in seiner Innentasche ein grösserer Geldbetrag in holländischen Gulden, ei-

nem universellen Zahlungsmittel bei Freund wie Feind. Wir sechzehn Männer hatten vereinbart, alles gefundene oder erbeutete Geld unter uns aufzuteilen. Als wir das an diesem Abend taten, weigerte Walter Hepworth sich, seinen Anteil anzunehmen.

«Ich will euer Blutgeld nicht haben», erklärte er uns. «Ich würd's nicht mal anfassen.» Uns war nicht recht klar, ob er das wirklich oder sinnbildlich meinte. Manche Geldscheine wiesen tatsächlich rotbraune Flecken auf.

Die Teilerei ging noch eine Woche weitem bis Tom Spencer, der begabteste Gauner und «Organisierer» von No. 3 Troop, ankündigte, er steige ebenfalls aus. «Ich bringe auf eigene Faust mehr zusammen als ihr alle miteinander.» Das bezweifelte niemand auch nur eine Sekunde lang.

Unterdessen waren unsere Fähigkeiten bei Erkundungsvorstößen sehr gefragt. James Griffith, unser Hauptmann, und seine Ordonnanz, der echte Brite Henderson, waren nachts in der Umgebung des Guts Spielmannshof unterwegs. Als sie sich den Aussengebäuden näherten, schlug ihnen MG-Feuer entgegen. Sie traten hastig den Rückzug an und konnten kaum glauben, dass sie beide unverletzt geblieben waren. Da der Spielmannshof als unbesetzt gegolten hatte, mussten wir feststellen, ob das ein zufälliger Zusammenstoß mit einem deutschen Spähtrupp gewesen war oder ob die Deutschen sich dort tatsächlich zur Verteidigung eingerichtet hatten.

In der folgenden Nacht machte Major Beadle von 45 Commando sich mit einem Stosstrupp auf, um das festzustellen. Sein Stosstrupp bestand aus fünfzig gutbewaffneten Soldaten und sechs Männern von 3 Troop. Wir verliessen den Frontabschnitt einer benachbarten Infanterieeinheit, um zu einem anderen Hof in der Nähe des Spielmannshofs zu gelangen. Während die Masse dort zurückblieb, um einen festen Stützpunkt einzurichten, sollten Griffith, Henderson und ich den Spielmannshof von links erkunden, während unsere

drei Kameraden von 3 Troop ihn von rechts erkundeten, bis wir wussten, ob der Feind ihn tatsächlich besetzt hielt.

Von Anfang an störte mich der Lärm, den wir machten. Alle Angehörigen dieses Stosstrupps waren dafür ausgebildet, sich lautlos zu bewegen, aber wenn sechshundfünfzig bewaffnete Männer gleichzeitig unterwegs sind, müssen die kumulierten Geräusche hörbar sein. In der stillen Winternacht erschienen sie mir nicht nur hörbar, sondern ohrenbetäubend.

Ich hielt James Griffith an und schlug vor, der Stosstrupp solle in Deckung bleiben, während wir so lange vorausgingen, bis wir einen geeigneten Platz gefunden hatten, um die anderen nachzuholen. Dann würde einer von uns zurückgehen, um den Stosstrupp hinzu- führen. Den Vorgang würden wir wiederholen, bis wir alle unser Ziel erreicht hatten.

«Gute Idee», sagte James und ging davon, um mit dem Major zu reden. Meine Idee funktionierte so gut, dass wir den ersten Bauernhof ohne Zwischenfall erreichten.

Dann passierte etwas Überraschendes. «Mir geht die letzte Nacht nicht aus dem Kopf», sagte Henderson. «Die verdammten MG-Kugeln haben mir praktisch die Hose aufgeschlitzt. Ich glaube nicht, dass ich noch mal dorthin mitgehen kann. Ich hab' einfach Schiss davor.»

Danach herrschte einen Augenblick Schweigen.

«Schon in Ordnung», erklärte James ihm, «Sie brauchen nicht mitzugehen. Masters und ich gehen allein. Machen Sie sich deswegen keine Sorgen. Bleiben Sie bei den anderen. Morgen sind Sie darüber hinweg.»

Der Bauernhof war unbewohnt, aber von Hühnern und Kaninchen bevölkert, was bewies, dass jemand sie fütterte – vielleicht die Deutschen drüben auf dem Spielmannshof.

Während die anderen drei nach rechts verschwanden, bewegten Griffith und ich uns in der hellen Winternacht linksherum auf den Spielmannshof zu. Noch unangenehmer wurde alles dadurch, dass die Strahlen unserer Suchscheinwerfer, die sehr nah waren, von den tiefhängenden Wolken reflektiert wurden. Diese als «Montys

Mondschein» bezeichnete Methode, die Landschaft zu erhellen, sollte verhindern, dass der Feind sich unbemerkt an uns heranarbeiten konnte. Leider erschwerte das von den Wolken und der dünnen Schneedecke zurückgeworfene Licht es uns ebenso, unbemerkt an den Feind heranzukommen.

«Zur Planung dieses Unternehmens hätte auch gehört, dass die Scheinwerfer ausgeschaltet werden», flüsterte James. «Und ich weiss, dass du in bezug auf Henderson meiner Meinung bist. Er ist ein guter Kerl, aber in seinem Zustand hätte er uns hier draussen nichts genützt. Bei den Deutschen wäre er wegen Feigheit vor dem Feind an die Wand gestellt worden. Deswegen gewinnen *wir* diesen Krieg.»

Wir waren dem Ziel schon so nahe, dass wir nur noch flüstern konnten. Wir bewegten uns äusserst langsam und vorsichtig, hielten gerade genug Abstand, um nicht von einem einzigen MG-Feuerstoss getroffen werden zu können, und machten immer wieder halt, um zu horchen. «Hörst du was?» fragte James mich flüsternd. Das war sonst nicht seine Art, fand ich, andererseits war er wie Henderson hier letzte Nacht beinahe umgekommen. Dazu kam ein weiterer Faktor: Ich war Sergeant, und er war mein Hauptmann. Ich würde unter keinen Umständen vorschlagen, wir sollten unsere Erkundung abbrechen. Diese Entscheidung lag bei ihm.

Dieses Spiel wiederholte sich zweimal, während wir uns der nun deutlich erkennbaren kahlen Hecke vor dem Spielmannshof näherten.

«Wieviel näher können wir heran, glaubt du?» flüsterte er mir ins Ohr.

«Wie wär's mit hundert Metern?» schlug ich ebenso leise vor.

«Oder sagen wir fünfzig für den Anfang?»

Er nickte wortlos.

Ich hatte eigentlich erwartet, dass wir möglichst bis auf den Spielmannshof vorstossen würden.

Dann hörte ich ein Geräusch: Metall auf Holz, als sei ein MG-Lauf

leicht an einen Baumstamm gestossen. Die Hecke stand keine zweihundert Meter vor uns, so dass wir uns in guter Schussweite befanden. Diesmal waren James und ich uns sofort einig, was zu tun war. Wir verschwanden weit schneller als wir gekommen waren – aber noch immer lautlos.

Als wir uns dem anderen Hof näherten, in dem der Stosstrupp lag, mussten wir bei der Annäherung vorsichtig sein. Aber wir waren dem Feind noch zu nahe, um unsere Posten anrufen zu können. Stattdessen schwenkten wir unsere Marschkompassse vor dem Körper, so dass unsere Männer die Leuchtziffern sehen konnten. Und als wir näher heran waren, piffen wir leise «Roll Out the Barrel» und «The Pennsylvania Polka», damals beliebte Melodien, die sie kennen würden.

Wir meldeten Major Beadle, der Spielmannshof sei von den Deutschen besetzt, das bestätigten auch die drei anderen, die ihn von rechts erkundet hatten.

«Wir sollen sie nicht angreifen oder vertreiben», sagte der Major. «Aber wir müssen trotzdem wissen, wie stark sie sind oder ob wir nur einen weiteren Spähtrupp vor uns haben. Ich möchte, dass alle hier in Deckung gehen und den Kopf unten behalten. Nur die Männer mit den Brens, den Granatwerfern und der PIAT gehen so weit, wie sie noch Deckung finden. Dann gebe ich den Feuerbefehl, und wir schießen zwei Minuten lang aus allen Rohren. Danach machen wir eine Pause und horchen. Antworten sie, wie ich hoffe, warten wir ihre erste Feuerpause ab und verschwinden schnellstens von hier, weil wir unseren Auftrag ausgeführt haben. Noch Fragen?» «Ja, Sir», sagte Tom Spencer. «Können wir ein paar dieser Tiere schlachten und mitnehmen? Wäre doch verdammt schade, sie für Jerry dazulassen.»

Der Major grinste. «Na gut, wenn Sie schnell und lautlos arbeiten.» «Sie werden keinen Mucks hören, Sir.»

Wenige Minuten später wurde dem Major gemeldet, alle seien in Stellung.

«Auf erkanntes Ziel – Feuer!» Der Lärm war eindrucksvoll. Nach zwei Minuten brüllte er: «Feuer einstellen! In Deckung bleiben!»

Danach herrschte tiefe Stille. Uns Männern von 3 Troop, die das Gefühl hatten, ihr guter Ruf stehe auf dem Spiel, kam sie endlos lang vor. Aber dann brach plötzlich die Hölle los, als ein halbes Dutzend MGs in ähnlicher Lautstärke wie unser Feuerüberfall loshämmerten. Auch wenn die Deutschen bestimmt einen Angriff erwartet hatten, schienen sie nicht gemerkt zu haben, dass so starke Kräfte unbemerkt so dicht an sie herangekommen waren. Wir schrien hurra, noch während geschossen wurde, und traten in der ersten Feuerpause hastig den Rückzug an, ohne Verluste erlitten zu haben. Hinter uns hörten wir, wie feindliche Granatwerfer sich auf unsere eben geräumte Stellung einschossen.

Unser nächtliches Unternehmen sollte ein Nachspiel haben. Wir hatten alle Befehl, nicht darüber zu sprechen, wo wir gewesen waren. Die Ziele irgendwelcher Erkundungsvorstösse sollten aus Sicherheitsgründen geheim bleiben. Einige Tage später waren wir an einem Morgen in unserem Haus eben dabei, unsere Schlafsäcke und Matratzen wegzuräumen, als draussen auf der Strasse Hufschläge zu hören waren. Wir liefen alle zu dem einzigen Fenster, dessen Scheibe heil war.

Eine kleine Gruppe berittener niederländischer Partisanen hielt, aus dem Niemandsland kommend, vor unserem Haus. Angeführt wurde sie von einer jungen Frau, einer blassen Schönheit, mit rabenschwarzen, langen glatten Haaren, die ihr schmales, ovales Gesicht umrahmten. Sie war mit einem deutschen Gewehr und einer Maschinenpistole bewaffnet und trug zwei gekreuzte Patronengurte vor der Brust.

Sie wirkte sichtbar erregt, während sie ihren riesenhaften Apfelschimmel zügelte. «Spielmannshof! Ihr seid auf dem Spielmannshof gewesen!» rief sie aus.

«Keine Ahnung, was ist ein Spielmannshof?»

«Doch, doch, ihr seid dort gewesen. Das weiss ich deshalb.» Sie zeigte auf uns oder vielmehr auf eine Stelle unterhalb des Fensterbretts. Wir sahen ebenfalls hin. Dort hing ein weisser Kaninchenbalg mit tennisballgrossen schwarzen Flecken. Tom Spencer hatte ihn zum Trocknen aufgehängt, nachdem er das Tier zu einem köstlichem Kaninchenragout verarbeitet hatte. «Dieses Tier würde ich überall wiedererkennen!»

Wir wechselten hastig das Thema. «Können wir irgendwas für Sie und Ihre Männer tun?»

«Ja, Waffen, Munition, Decken, Verpflegung.»

Wir gaben ihr alles, was wir entbehren konnten, und sie ritt mit ihrem Gefolge davon.

Wir waren ständig bemüht, unsere Verpflegung aufzubessern, deshalb unternahmen wir in der Zeit, in der wir uns auf die Rheinüberquerung vorbereiteten, häufig Erkundungsvorstösse über die deutsche Grenze. Dort staunten wir über die vielen Dörfer und Bauernhöfe, die wie im tiefsten Frieden vor uns lagen: unbeschädigte Häuser, reichlich Vieh und wohlgenährte Menschen.

Während wir eine ländliche Idylle dieser Art betrachteten, wandte Oberst Nicol Gray sich an mich. «Würden Sie dafür sorgen, dass jeder meiner Troops heute Abend eine von diesen bekommt?» Seine Handbewegung galt den Gänsen einer Herde auf einem Bauernhof. «Ich finde, das haben meine Jungs verdient, sie haben tapfer gekämpft.»

Also requirierte ich sieben wohlgenährte Gänse – fairerweise und so gut es eben ging von mehreren Bauernhöfen.

Einer der betroffenen Bauern protestierte aufgebracht. «Ich bin im Ersten Weltkrieg Soldat gewesen», sagte er, «und das hätten wir nie gemacht. Das war *verboten!*»

«Wenn das stimmt, haben die Zeiten sich geändert», stellte ich fest und fragte ihn, ob er wisse, was seine Landsleute in den Niederlanden und anderen besetzten Ländern gemacht hatten. «Wenn ein

paar Gänse der grösste Verlust sind, den Sie in diesem Krieg erlitten haben, haben Sie verdammt viel Glück gehabt», fauchte ich ihn an. «Sie sind nicht bombardiert, nicht gefoltert, nicht ermordet worden.»

Die Gänse schmeckten ausgezeichnet: die beste Mahlzeit, die wir seit Monaten gehabt hatten.

Ausser Fleisch und anderen Lebensmitteln brachten wir von solchen Beutezügen auch Rundfunkgeräte mit, um sie unseren niederländischen Gastgebern zu schenken. Die Deutschen hatten alle Radios beschlagnahmt oder «kastriert», damit sie nur die von ihnen kontrollierten Sender empfangen konnten. Wenn wir unterwegs waren, bestellten wir uns oft eine Mahlzeit.

«Machen Sie uns Rühreier mit Schinken», verlangten wir, und einer von uns begleitete die Hausfrau in die Küche, damit sichergestellt war, dass alle Zutaten frisch und ungiftig waren. Unsere Maschinenpistolen genügten immer, um unseren Wünschen Nachdruck zu verleihen, so dass wir es nie nötig hatten, Drohungen auszusprechen. Wir fanden, diesen Leuten geschehe es ganz recht, wenn sie von ehemaligen Opfern wie uns ein bisschen eingeschüchtert wurden. Die Letzten werden die Ersten sein, das steht in der Bibel.

## 24.

# Über den Rhein

Der für den nächtlichen Übergang über den Rhein ausgewählte Ort schien manchen von uns zu sehr auf der Hand zu liegen. Man hatte sich für die Stadt Wesel entschieden, von der aus strahlenförmig verlaufende Strassen zu allen wichtigen Zielen des alliierten Vormarschs führten: nach Osnabrück, Münster, Essen und weiter ins Ruhrgebiet. Der Feind würde sich dort verschanzt haben und auf unser Kommen warten.

Noch schlimmer wurde alles dadurch, dass wir wenige Tage vor dem Rheinübergang eine Londoner Zeitung erhielten, die ihn bereits als Tatsache meldete – auch die Besetzung von Wesel. Vermutlich war irgendeinem Kriegskorrespondenten, der nicht wusste, auf welchem Rheinufer Wesel lag, eine alte Meldung über Erfolge der Alliierten bei der Niederkämpfung letzter deutscher Widerstandsnester gegenüber Wesel in die Hände gefallen. Aus unserer Sicht war das ein schwerer Fehler, denn der Feind hatte diesen Bericht vermutlich auch gelesen. Tatsächlich hatte zu diesem Zeitpunkt noch kein alliierter Soldat ausser an der Remagener Brücke einen Fuss aufs andere Rheinufer gesetzt.

Die Überschreitung der Brücke von Remagen am 7. März 1945 gilt allgemein als erste Rheinüberquerung der Alliierten, und in gewisser Weise stimmt das auch. Wie ich von einem Gefangenen hörte, hatte es dort heftige Auseinandersetzungen zwischen einer SS-Division, die sich vor der Brücke zur Verteidigung einrichten wollte, und einer Infanteriedivision gegeben, die sich über die Brücke absetzen und sie sprengen wollte. Der Gefangene berichtete, der Streit

sei so eskaliert, dass beide Parteien zu schießen gedroht hatten, falls die andere Seite versuche, ihr Vorhaben zu sabotieren.

Während die Auseinandersetzung immer erbitterter wurde, traf die amerikanische Erste Armee ein und nahm beide Divisionen gefangen. Mein Informant sagte, seine Gruppe Soldaten der Infanteriedivision seien die einzigen deutschen Truppen auf dem linken Rheinufer gewesen, und er als altgedienter Stabsfeldwebel habe den Auftrag gehabt, ein Nachhutgefecht gegen die Alliierten zu führen. Er hatte vier Strassen zu überwachen, aber nur dreizehn Mann, wenn er sich mitzählte. Er teilte für drei der Strassen je vier Mann ein und übernahm die wichtigste selbst.

«Ich bin jederzeit vier Landser wert», sagte er unbescheiden, aber überzeugt. Als alles verdächtig ruhig blieb, entschloss er sich zu einem raschen Kontrollgang, um zu sehen, ob seine Männer wirklich aufpassten, und um ihnen ein paar aufmunternde Worte zu sagen: dass sie auserwählt seien, hier das Vaterland zu verteidigen, in Treue fest, die Wacht am Rhein und so weiter. Bei den beiden ersten Posten war alles in Ordnung, aber beim dritten erwartete ihn eine Überraschung.

«Keine fünfzig Meter weit entfernt standen drei Reisebusse, und die Amis stiegen seelenruhig aus, rauchten, schwatzten und setzten sich ins Gras – bestimmt über hundert Mann. Ich konnte's meinen Leuten nicht verübeln, dass sie nicht das Feuer eröffnet hatten. Sie wurden einfach ignoriert.»

Er rannte zur eigenen Stellung zurück, wo sein Funkgerät – seine einzige Verbindung zum anderen Rheinufer – stand, und rief den Divisionsstab.

«Verbinden Sie mich mit dem Herrn General!» verlangte er. Natürlich war das angeblich nicht möglich, aber er hatte den ganzen Russlandfeldzug mitgemacht und war ein alter Soldat, der sich nicht abwimmeln liess.

«Ich bin der einzige Feldwebel der deutschen Wehrmacht auf dieser

Seite des Rheins. Den Herrn General interessiert bestimmt, was ich melden will.» Jetzt wurde die Verbindung tatsächlich hergestellt.

«Herr General erinnern sich an die Geheimwaffe, von der Sie uns erzählt haben?» begann der Stabsfeldwebel. «Nun wird's Zeit, sie aus dem Keller zu holen. Ich bin Soldat gewesen – und ein guter dazu. Aber meine Laufbahn ist jetzt zu Ende. Mit meinem Beruf ist jetzt Schluss.» Damit machte er auch am Funkgerät Schluss und ergab sich.

Auf der rechtsrheinischen Seite der Brücke zogen die Deutschen alle Kräfte zusammen, um die Einbruchsstelle abzuriegeln und eine Ausweitung des alliierten Brückenkopfs zu verhindern. Das war ein nützlicher Nebeneffekt dieses Unternehmens, weil ihre dort eingesetzten Verbände nicht anderweitig verfügbar waren.

Die Number 1 Commando Brigade bereitete sich darauf vor, in Südholland, im Gebiet um Venray in Limburg, über den Rhein zu setzen. Obergefreiter Harris (Hans Hajos) und ich waren von 3 Troop für dieses Unternehmen zu 45 Royal Marine Commando abgestellt, weitere Angehörige von 3 Troop wurden den 3, 6 und 46 Royal Marine Commandos zugeteilt.

Eines Tages liess Oberst Nicol Gray, der Kommandeur von No. 45, mich holen und erklärte mir, er habe Lust, auf die Jagd zu gehen. Ob ich ihm von den Einheimischen eine Schrotflinte beschaffen könne? Als Zahlungsmittel übergab er mir sechs Stangen Zigaretten. Sein Auftrag illustrierte sehr treffend zwei Punkte:

Erstens erwartete man von uns Angehörigen von No. 3 Troop die Beherrschung sämtlicher Sprachen, wie ich bereits, kurz nachdem ich für den D-Day zu einer britischen Commando-Einheit abkommandiert worden war, bemerkt hatte. Die meisten unserer Kommandeure kamen gar nicht auf die Idee, dass die Tatsache, dass wir alle fließend Deutsch sprachen, keineswegs automatisch bedeutete, dass wir auch Französisch, Niederländisch und Flämisch beherrschten.

Zweitens galten Zigaretten während des Krieges überall in Europa als quasi-legales Zahlungsmittel. Anfangs mochte der Bürgermeister von Hauger noch entsetzt gewesen sein, als ihm für einen Mann Zigaretten geboten wurden, aber im weiteren Verlauf des Kriegs wurde diese Form von Tauschgeschäften allgemein üblich. Mit Bohnenkaffee, Zigaretten und Fahrradreifen konnte man so gut wie alles kaufen: Häuser, Sex und hoffentlich auch eine Schrotflinte.

Ich zog los und war sofort mit einem Problem konfrontiert. Auf Waffenbesitz von Zivilisten stand die Todesstrafe. Die Sache schien aussichtslos zu sein, aber der Wunsch eines Kommandeurs war nichts, was man auf die leichte Schulter nahm. Ausserdem waren Commando-Soldaten dafür ausgebildet, Eigeninitiative zu entwickeln. Ein Mann, der mich abwies, erklärte mir, die einzigen Waffen in der Umgebung seien im Besitz von Soldaten, der *Oranje Defens* (die niederländische Heimwehr) und vielleicht der Förster. Das Forsthaus lag am Stadtrand. Auf der Fahrt dorthin wurde ich von der britischen Militärpolizei kontrolliert, denn ich befand mich weit ausserhalb des Bereichs der Commandos und war mit grünem Barett und Fallschirmjäger-Tarnjacke recht auffällig. Die MPs wurde ich leicht wieder los, indem ich ihnen die ungeschminkte Wahrheit sagte: Ich war mit einem Geheimauftrag meines Kommandeurs unterwegs.

Zum Glück war der Förster zu Hause und machte auf, als ich klingelte. Aber er äusserte mit knappen Worten sein Bedauern. Waffen durften nicht verkauft werden, ausserdem brauche er seine dienstlich.

«Wie schade», meinte ich bedauernd. «Dabei wollte ich mit Zigaretten bezahlen.»

Er bekam sichtlich interessiert grosse Augen. «Haben Sie Zigaretten gesagt? Wie viele haben Sie denn?»

«Oh, jede Menge», antwortete ich unbekümmert. «Schön, dann versuche ich's bei der *Oranje Defens*. Vielleicht hat dort jemand eine Schrotflinte.»

«Jede Menge? Wie viele Schrotflinten wollen Sie? Ich kann drei doppelläufige Flinten Kaliber siebzehn-komma-sechs mit sehr schöner Gravur abgeben. Aber die kosten Sie sechs Stangen Zigaretten.»

Ich versuchte nicht, den Preis zu drücken, denn damit hatte ich zwei schöne Schrotflinten übrig. Die eine brachte ich Oberst Gray, der entzückt war, und mit den beiden anderen ging ich zu Hauptmann Easton, den ich flüchtig kannte. Als Schotte war er vermutlich auch Jäger. Noch wichtiger war, dass er einen Jeep hatte.

Ich kam gleich zu Sache und fragte Eaton, ob er eine sehr schön gravierte doppelläufige Flinte haben wolle und dafür bereit sei, eine weitere für mich in seinem Jeep nach England zu schmuggeln.

Wir wurden uns rasch einig. Ich würde ihm eine der Flinten geben, er würde die andere für mich nach England schmuggeln. («Ah, das mit den Schrotflinten war Pech», sagte der gute Hauptmann, als ich viel später meine Waffe abholen wollte. «Beschlagnahmt, wissen Sie. Sorry, alter Junge.» Vor meinem inneren Auge steht manchmal der wackere Hauptmann, wie er mit zwei Schrotflinten über seinen breiten Schultern durchs nebelverhangene schottische Hochland stapft.)

Unsere nächtliche Flussüberquerung bei Wesel, Deckname «Operation Plunder», sollte den Auftakt zu dem alliierten Vorstoss nach Deutschland hinein bilden. Dabei würde die am D-Day eingehaltene Reihenfolge genau umgekehrt ablaufen: Das geplante Luftlandeunternehmen sollte erst nach den ersten Infanterievorstössen stattfinden. Die Commando-Brigade würde mit Sturmbooten und Amphibienfahrzeugen des Typs Buffalo der Pioniere übersetzen. Diese Kettenfahrzeuge klangen wie Panzer, waren aber leider nicht vergleichbar gepanzert und bewaffnet. Sie hatten hohe Seitenwände und vorn eine Falltür als Ausgang für die Sturmtruppen.

Wir standen seit Tagen in Bereitschaft, um mit dem Übergang zu beginnen. Unser linkes Rheinufer lag kilometerweit unter einer riesigen künstlichen Nebeldecke, die uns husten und würgen liess, sobald der Wind aus der falschen Richtung kam. Wir stiegen manchmal sogar auf Bäume, nur um frische Luft zu bekommen. Der Rauch sollte natürlich unsere Vorbereitungen und die genaue Verteilung unserer Landungsfahrzeuge und Sturmtruppen tarnen. Wir hatten sogar Befehl, unsere grünen Barette mit dem schwarzen Futter nach aussen zu tragen, damit die feindliche Luftaufklärung oder Agenten oder Beobachter des Feindes aus der Anwesenheit von Commandos keine Schlüsse ziehen konnten.

Ian Harris und ich waren von No. 3 Troop zum 45 Royal Marine Commando abgestellt. Am 23. März erhielt ich morgens eine überraschende Nachricht. Auf der benachbarten Strasse war ein Artillerieeinheit vorbeimarschiert, und ein Kanonier Trevor, der trotz unserer Tarnversuche ein grünes Barett gesehen hatte, hatte sich erkundigt, ob ein gewisser Peter Masters in der Nähe sei. Henry Trevor war kein anderer als mein Cousin Hans Teweles aus Wien. Ich spürte ihn sofort auf, denn seine Batterie der 53<sup>rd</sup> Welsh Division lag nur wenige Kilometer von uns entfernt. Wir waren beide von diesem zufälligen Zusammentreffen begeistert. Seine Batterie lud mich zum Mittagessen ein, das wir miteinander auf einer Wiese lagernd einnahmen. Wir beschlossen, einen gemeinsamen Brief an meine Mutter und seine Eltern zu schreiben.

Während wir auf fremder Erde, wo die Büsche kaum grün waren, unseren Brief schrieben, rief der Batteriechef seine Männer zusammen, indem er mit einer Trillerpfeife das Signal zum Antreten gab. Er hatte eben erfahren, dass die langerwartete «Operation Plunder» in dieser Nacht steigen sollte.

«Wir als Gebirgsartillerie haben den ehrenvollen Auftrag, Number One Commando beim grössten Flussübergang des Krieges zu unterstützen. Alle Mann sofort auf ihren Posten!»

In der Tat eine grossartige Nachricht. Aber mir blieb keine Zeit, darüber nachzudenken. Soviel ich wusste, bedeutete das, dass 45 Commando inzwischen seine Zelte abgebrochen hatte und mit den Buffaloes zu irgendeinem Ausgangspunkt unterwegs war. Deshalb ging ich zu dem Batteriechef und erklärte ihm meine Sorge, worauf er bekanntgab, hier stehe einer der Commando-Soldaten. Dafür gab es Applaus. Dann versicherte er mir, er sei gern bereit, mich mit seinem Jeep zurückzubringen.

Wie sich zeigte, war meine Befürchtung unbegründet gewesen, aber ich kam trotzdem nicht zu früh. Der Adjutant liess mich holen und stellte mich einem blutjungen Leutnant der Royal Artillery vor, der unser vorgeschobener Beobachter sein würde. «Bei Sergeant Masters sind Sie gut aufgehoben», sagte der Adjutant.

Sobald wir allein waren, beugte der gutaussehende junge Offizier sich zu mir hinüber, überzeugte sich davon, dass wir nicht beobachtet wurden, und sagte in höchst vertraulichem Tonfall: «Ich möchte Sie um etwas bitten, Sergeant.» «Sir?»

«Sie kennen Unternehmen dieser Art schon, nicht wahr?» «Ja, Sir, mehr oder weniger», antwortete ich, während ich mich fragte, was als nächstes kommen würde.

«Und Sie glauben, dass wir auf den Feind stossen werden?»

«Wahrscheinlich, Sir.»

«Dann möchte ich Sie um einen grossen Gefallen bitten, wenn Sie nichts dagegen haben.»

Ich überlegte rasch, welche Form seine Bitte möglicherweise annehmen konnte: Ein Schnellkurs in Überlebenstraining? Ein Brief an eine ferne Geliebte? Aber mit solchen Vermutungen lag ich nicht einmal andeutungsweise richtig.

«Wenn wir auf den Feind stossen, Sergeant», sagte er eifrig, «überlassen Sie den ersten Schuss dann mir?»

O weh, da hast du einen komischen Vogel erwischt, dachte ich. Er glaubt anscheinend, wir gingen auf eine Safari. Ich beschloss, mei-

ne Maschinenpistole fünf Minuten bevor es ernst wurde durchzuladen. Laut log ich jedoch: «Sehr gern, Sir.»

Ab 21 Uhr gingen wir an Bord der Amphibienfahrzeuge vom Typ Buffalo. Eingeleitet worden war die «Operation Plunder» mit einem schweren Luftangriff, bei dem siebenundsiebzig Bomber Lancaster der No. 3 Bomber Group der RAF ab 17.30 Uhr 435 Tonnen Bomben auf Wesel abwarfen. Um 18 Uhr begannen sechs Artillerieregimenter – darunter bestimmt auch die Batterie meines Cousins Henry Trevor –, das jenseitige Rheinufer zu beschliessen. Ab 20 Uhr konzentrierten sie ihr Feuer auf die feindlichen Stellungen im Landungsgebiet auf der Gray-Insel, eine der Stadt Wesel zwei Kilometer westlich vorgelagerte dreieckige sumpfige Insel.

Laut Plan sollte 46 Royal Marine Commando zuerst landen und uns einen Brückenkopf am rechten Rheinufer sichern. (Diese Einheit war neu zur 1 Commando Brigade gekommen, weil No. 4 Commando mit der 4 Commando Brigade an der Landung auf der Insel Walcheren teilgenommen hatte.) Anschliessend sollte No. 6 Commando den Weg in die Stadt mit weissem Band markieren. Um die Gefahr durch Minenfelder zu minimieren, sollte die gesamte Brigade dem Band in Reihe folgen. Sobald das bebaute Gebiet erreicht war, würde No. 45 Commando nach Nordosten vorstossen und eine bogenförmige Linie sichern, die aber noch nicht bis zum Rheinufer reichte. Für die Ausweitung dieses Bereichs war No. 3 Commando zuständig – allerdings erst am nächsten Morgen. Das Brillante an diesem Plan war, dass im ursprünglichen Landungsgebiet fast keine Truppen verbleiben würden.

Dieser originelle Plan machte die Entscheidung für Wesel, die uns beträchtliche Sorgen gemacht hatte, weil sie sich geographisch so offensichtlich aufdrängte, mehr als wett. Bevor die Deutschen ihre mobilen Reserven für einen Gegenstoss einsetzten, mussten sie sicher sein, dass dies kein Scheinangriff war, denn sie konnten das

jenseitige Rheinufer nicht auf gesamter Länge verteidigen. Stattdessen hatten ihre Vorposten den Auftrag, den Fluss zu beobachten und jeden Übergangsversuch zu melden. Erst wenn einer dieser Angriffe eindeutig als der alliierte Hauptvorstoss identifiziert war, würden sie ihre mobilen Reserven einsetzen.

Wir gingen an Bord der Amphibienfahrzeuge, deren Inneres bald mit Männern und ihrer Ausrüstung vollgestopft war. Mein vorgeschobener Beobachter blieb ebenso neben mir wie sein Funker, der einen 22 Set, das sperrigste Funkgerät der britischen Armee, am Leibe trug. Normalerweise wurde dieses Gerät auf einem kleinen Handkarren befördert, aber für die «Operation Plunder» war diese Methode offenbar als unpraktisch verworfen worden.

Die Nacht war klar und mondhell, als wir lärmend in Richtung Fluss rasselten. Die Böschung am Rheinufer war so steil, dass alle in unserem Buffalo nach vorn fielen und die Männer an der Falltür im Bug fast erdrückten. Plötzlich klatschte das Fahrzeug wie ein Nilpferd ins Wasser, so dass wir alle nach hinten fielen. Dann befanden wir uns endlich auf ebenem Kiel, und tief im Wasser liegend, so dass uns die Gischt ins Gesicht spritzte, brummen wir über den dreihundert Meter breiten Rhein. Vor uns fand der nächste Luftangriff auf Wesel statt, bei dem zweihundert Bomber über 1'100 Tonnen Bomben abwarfen. Offenbar um zu verhindern, dass die Lancasters uns mit in ihr Zielgebiet einbezogen, verschoss Bofors-Flak rechts und links von uns Leuchtspurmunition. Aber Derek Mills-Roberts, unser Brigadegeneral, schien der Ansicht zu sein, sie verrieten unsere Position, denn ich hörte deutlich, wie er über den Krach hinweg den Befehl brüllte, die Flak solle das Feuer einstellen.

Ich bezweifle, dass die Kanoniere ihn gehört hatten, denn sie schossen weiter. Bei diesem Krach liess sich unmöglich sagen, wie schwer das feindliche Abwehrfeuer war. aber ein Blick über die Seite zeigte mir einen Buffalo, der mitten auf dem Rhein brannte. Später hörten wir die furchtbare Nachricht, dass Robbie Villiers

(der jedes Schloss knacken konnte) und Seymour, beide aus 3 Troop zu 46 Royal Marine Commando abgestellt, in den Flammen umgekommen waren.

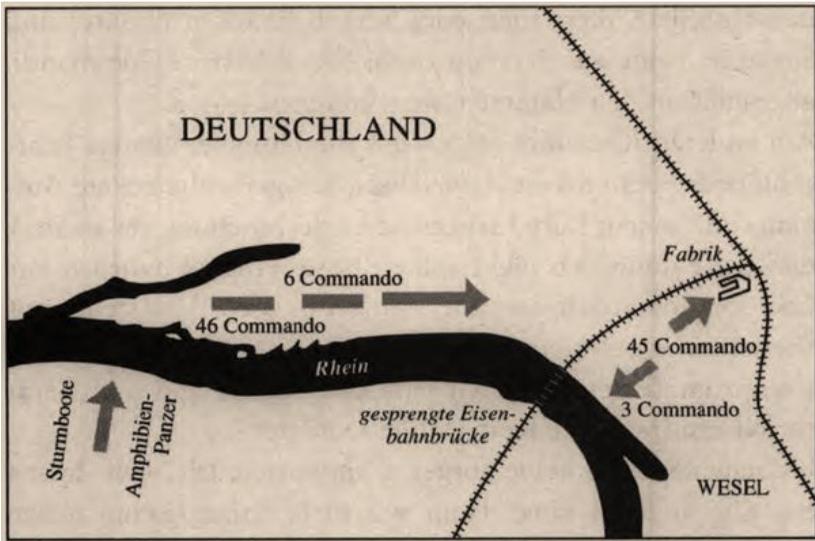
Am anderen Rheinufer sagten uns die Pioniere, die das Fahrzeug bedienten und als Ärmelabzeichen gelbe dreieckige Aufnäher mit einem Büffel trugen, die Uferböschung sei so steil, dass die Falltür sich nicht öffnen lasse. Folglich würden wir über die hohen Seitenwände klettern müssen. Das stellte uns vor unvorhergesehene Probleme.

«Wie zum Teufel sollen wir jetzt den Funker und sein Gerät rauskriegen?» fragte mein Artillerieoffizier.

«Machen Sie sich keine Sorgen», antwortete ich. «Wir lassen erst alle anderen raus, damit wir Platz haben. Dann heben wir ihn waagrecht hoch und legen ihn oben auf die Seitenwand des Buffalos. Als nächstes steigen Sie aus, und ich klettere hinauf und lasse ihn zu Ihnen runter.» Wir wollten nicht, dass er sein Funkgerät, das so sicher an ihm festgeschnallt war, abnehmen musste.

Das Ausstiegsmanöver klappte ganz gut, aber wir waren kaum abmarschiert, um zu 45 Commando aufzuschliessen, als mein Schutzbefehlener mir zuflüsterte: «O Gott, ich habe meine Karte verloren!»

Er hatte seine Kartentasche abgelegt, als ich den Funker zu ihm hinuntergelassen hatte. Ich trabte zurück und liess mich auf alle viere nieder, um den Erdboden danach abzusuchen, aber das Gelände war überall so zertrampelt, dass die genaue Stelle, wo wir gewesen waren, unmöglich wiederzufinden war. Eine verzweifelte Lage, denn auf seiner Karte waren die Koordinaten aller Ziele angegeben, die er im Notfall beschiessen lassen konnte. Aber zum Glück gelang es uns irgendwie, den zu 46 Royal Marine Commando abgestellten Artilleriebeobachter ausfindig zu machen, worauf mein Mann die nötigen Informationen im Licht einer Taschenlampe unter einer Wolldecke hastig auf eine Ersatzkarte übertrug.



No. 6 Commando hatte den Rhein mit Sturmbooten, nicht mit Amphibienfahrzeugen, überquert. Das hatte nicht gut geklappt, denn die Strömung war so stark, dass die leichten Boote nur sehr schwer steuerbar waren. Noch schlimmer war, dass einige der Aussenbordmotoren versagten. Mehrere Boote kenterten in der fünf Knoten schnellen Strömung, so dass die Männer an Land schwimmen mussten. Bemerkenswert war, dass Major Powell, der zu ihnen gehörte, das schaffte, ohne sein Monokel zu verlieren, das er immer trug.

Unterdessen hatten die Bandverleger ihren Auftrag erfüllt und das breite weisse Band ausgerollt, das sonst dazu diente, Minenfelder zu kennzeichnen. Wie in Frankreich trugen sie eine riesige Spule an einem Stock als Achse zwischen sich. Das auch nachts gut sichtbare Band gab einem die tröstliche Gewissheit, sich ungefährdet dort zu bewegen, wo sich schon andere vor einem bewegt hatten. Mein Artillerieoffizier kam leider weder zu seinem ersten Schuss, noch traf er am Ufer auf den Feind. Er war natürlich da, aber wir gerieten nicht mit ihm ins Gefecht, weil wir an den deutschen Ver-

teidigungsstellungen vorbei landeinwärts vorstiessen, statt unseren Brückenkopf am Ufer entlang auszuweiten. So blieben wir unbelästigt, weil die Deutschen ihren Gegenangriff zurückhielten, bis feststand, dass es sich um ein alliiertes Grossunternehmen handelte. Als sie dann starke Kräfte ins Landegebiet entsandten, ging ihr Stoss ins Leere, weil der ursprüngliche Brückenkopf restlos geräumt worden war.

Inzwischen waren wir auf unserem Nachtmarsch am 24. März in die Stadt gelangt, und 45 Commando war dabei, sich in dem ihm zugewiesenen Bereich zur Verteidigung einzurichten. Ich begleitete meinen Artillerieoffizier nicht mehr, denn Oberst Gray, Kommandeur von 45 Commando, hatte mir befohlen, ihn und seine Ordonnanz bei der nächsten Phase des Unternehmens zu begleiten. Auf einmal geriet unser Vormarsch ins Stocken, und wir hörten hinter uns die unverkennbare Stimme des Brigadegenerals, der uns zum Weitermarschieren aufforderte. Wir drei rannten auf der Strasse nach vorn, um festzustellen, warum unser Vormarsch ins Stocken geraten war.

Plötzlich gab es eine gewaltige Detonation, die uns alle drei buchstäblich umblies. Ich sah Sterne vor den Augen und hatte das Gefühl, meine Haut müsse platzen.

Offenbar waren wir aus nächster Nähe mit einer Panzerfaust beschossen worden. Die in diesem Kriegsstadium als deutsche Standardwaffe zur Panzerabwehr eingesetzte Panzerfaust bestand aus einer kegelförmigen Hohlladung, die aus einem Rohr, das die Treibladung enthielt, abgeschossen wurde. Mit dem an eine Fahrradbremse erinnernden Abzug wurde das Gerät aktiviert, dessen Sprengkraft einen Panzer ausser Gefecht setzen konnte.

Die Panzerfaust war vor uns eingeschlagen und hatte uns mit einem Hagel aus Metallsplintern und Teilen des Strassenbelags überschüttet. Erstaunlicherweise war dabei nur Oberst Gray an der linken Schulter verwundet worden. Ein kleines Stück weiter sah ich auf

einem Trümmerhaufen zwei tote deutsche Volkssturmmänner auf dem Bauch liegen.

Aus einem Reflex heraus trat ich gegen ihre Stiefelsohlen. Zu meiner Verblüffung rappelten sich beide Männer auf und hoben die Hände. Ich durchsuchte sie, und da wir sie nicht mitnehmen konnten, befahl ich ihnen, mit erhobenen Händen die Strasse entlang weiterzugehen und sich der ersten Einheit zu ergeben, der sie begegneten. Bestimmt hatten die beiden auf uns geschossen, aber dann ihre Panzerfaust weggeworfen. Der Oberst musste dringend ärztlich versorgt werden, deshalb begleitete seine Ordonnanz ihn zu den Sanitätern.

Wenig später zeigte sich, warum unser Vormarsch ins Stocken geraten war: Unsere Vorhut war auf drei deutsche Pioniere gestossen und hatte sie gefangengenommen, ohne einen Schuss abgeben zu müssen. Sie wurden zu einer Reihe mehrstöckiger Gebäude gebracht, in deren Kellern sich der Stab von 45 Commando eingerichtet hatte: einer diente als Befehlsstand für Oberst Gray, im nächsten waren die Funker untergebracht, und ein dritter war für die drei Gefangenen bestimmt, mit deren Verhör ich sofort begann.

Die Gefangennahme feindlicher Pioniere im Frontbereich gab immer Anlass zu gewisser Sorge. Was hatten sie dort sprengen sollen? Ich bildete mir fast ein, eine brennende Lunte zu riechen, deshalb war ich entschlossen, so rasch wie möglich festzustellen, welchen Auftrag sie gehabt hatten.

Die Standardmethode für Gefangenenverhöre begann mit dem Grundsätzlichen: durchsuchen und voneinander trennen. Ian Harris und ich richteten rasch unseren Vernehmungsraum ein, indem wir eine Wolldecke über einen Tisch warfen, hinter dem ich so imposant wie möglich thronte, während Ian neben dem Gefangenen stand.

«Einheit?» blaffte ich. Die Gefangenen waren alte Soldaten mit für einen feindlichen Spähtrupp ungewöhnlich hohen Dienstgraden.

Der erste Kriegsgefangene antwortete gelassen: «Ich brauche Ihnen nur Namen, Dienstgrad und Stammnummer anzugeben.»

Und genau das tat er. Ich liess ihn sofort hinausbringen. Der zweite Mann reagierte ebenso, aber der dritte war zum Glück arrogant.

«Division?» fragte ich ihn.

«Ich gehöre keiner Division an», sagte er selbstbewusst.

«Dann welchem Bataillon?»

«Ich gehöre auch keinem Bataillon an.» Er hatte sichtlich Spass daran, mich mit seinen Antworten zu triezen.

Vor meinem inneren Auge stand plötzlich etwas, das ich mir in der Ausbildung notiert hatte: dass man auf Seite 8 oder 17 deutscher Soldbücher die Abkürzung *z.b.V.* finden konnte. Der Vermerk *zur besonderen Verwendung* bezeichnete Spezialisten auf Armee-Ebene, die keiner Division, sondern direkt dem Armeestab unterstanden. Ich blätterte beiläufig in seinem Soldbuch. Tatsächlich war darin *z.b.V.* vermerkt. Ich warf das Soldbuch nonchalant auf den Tisch.

«Fangen wir mit ‚z.b.V.‘ an», schlug ich vor.

Er zuckte, als habe ihn ein giftiges Tier gebissen. «Woher wissen Sie das? Ich sage kein Wort mehr!»

Ich liess ihn hinausbringen und dafür den ersten Gefangenen hereinholen. «Fangen wir mit ‚z.b.V.‘ an.»

Auch er fuhr zusammen. «Woher wissen Sie das?»

«Wir wissen alles über Sie. Und was wir nicht genau gewusst haben, haben Ihre Kameraden uns erzählt. Wir kontrollieren jetzt nur, ob sie die Wahrheit gesagt haben.»

Wenig später kannte ich ihren Auftrag: Sie hatten überprüfen sollen, ob die Rheinbrücke bei Wesel ausreichend zerstört war. Das betraf uns nicht weiter, denn britische Pioniere hatten im Schutz der Vernebelung eine Pontonbrücke gebaut, die am nächsten Morgen in Position gebracht werden sollte.

Die Deutschen waren gefangengenommen worden, als sie auf den Gleisen einer Bahnstrecke entlangmarschiert waren. Ich hatte mir

die Karte genau angesehen, achtete aber darauf, dass sie nirgends herumlag, als ich fortfuhr: «Sie sind auf dem Gleis an der Fabrik und vorher an der Kirche vorbeigekommen.» Das war die wahrscheinlichste Route, ich beschrieb sie jetzt so, als sei ich dabei gewesen – oder als habe einer der drei sie mir geschildert.

Es entwickelte sich ein Verhör, wie man es sich erträumt: ein Spiel, bei dem die drei Gefangenen mitspielten, erstaunt darüber, was ich anscheinend wusste, und mich verbessernd, wenn ich mich irrte. Ian Harris und ich arbeiteten als Team zusammen. Sobald ich langsamer wurde, stellte er dem Gefangenen von der Seite her eine neue Frage. Wir achteten darauf, unser Vernehmungstempo beizubehalten, indem wir die Männer auswechselten, sobald ihre Auskunftsfreudigkeit vorläufig erschöpft zu sein schien.

Auf diese Weise erreichten wir unser Ziel bei allen dreien. Sie glaubten tatsächlich, wir wüssten alles über sie.

Zuletzt sagte ich: «Und dann sind Sie aus Norden in dieses Dorf gekommen ...» (das einzige Dorf, das in der angegebenen Richtung auf der Karte lag).

«Nein, wir sind nicht von weiter hergekommen», unterbrach der Gefangene mich.

Diese Tatsache bestätigten die beiden anderen, als wir sie einzeln befragten. Das bewies uns, dass sie aus dem genannten Dorf gekommen waren. Als ihrer Armee direkt unterstellte Spezialisten waren sie bestimmt beim Armeestab angesiedelt gewesen – in diesem Fall vermutlich im Befehlsstand der für einen Gegenangriff bereitstehenden Kräfte.

Ich stürmte hinaus, um diese Erkenntnisse Oberst Gray zu melden, aber als ich unseren Keller verliess, kam ich an demjenigen der Funker vorbei. Sie hatten ihre langen, dünnen Antennen durchs Kellerfenster ins Freie gesteckt, so dass sie draussen über dem Gehsteig aufragten.

«Mit wem habt ihr Verbindung?» fragte ich sie.

«Mit der Artillerie auf dem anderen Ufer.»

«Worauf schiesst sie?»

«Auf nichts Besonderes. Wir geben ihr Routineziele.» «Dann weiss ich ein gutes Ziel für euch. Wieviel Artillerie könnt ihr anfordern?»

«Soviel wir wollen, auch ‚Uncle‘- und ‚Victory-Ziele.» Im Sprachgebrauch unserer Artilleristen bezeichnete das die grösstmögliche Konzentration – alle verfügbaren Geschütze der ganzen Armee.

Ich gab die sechsstelligen Koordinaten des Dorfes an, in dem sich ein deutscher Armeestab befinden konnte, und hörte, wie sie weitergegeben wurden, als ich zur Strasse hinauf und in Grays Befehlsstand im nächsten Keller hinunterhastete. Ich hatte es eilig, den völlig unbefugte erteilten Schiessbefehl für unsere gesamte Artillerie nachträglich legalisieren zu lassen. Oberst Gray sass – oder hockte zusammengesunken – an einem wie in unserem Keller mit einer Wolldecke bedeckten Tisch. Sein linker Oberarm und die Schulter waren mit einem durchgebluteten Verband bedeckt. Als ich eintrat, kippte die Ordonnanz ihm gerade einen Eimer Wasser über den Kopf. Der Oberst hatte viel Blut verloren und wurde immer wieder ohnmächtig. Da er seinen Posten nicht räumen wollte, hatte er strikten Befehl gegeben, ihn sofort wieder zu wecken, falls er das Bewusstsein verlor. Das kalte Wasser wirkte, Gray schüttelte sich wie ein nasser Hund und setzte sich auf.

«Kann ich Sie einen Augenblick sprechen, Sir?»

«Was gibt's, Masters?»

«Wir wissen aus Gefangenenaussagen, wo der Befehlsstand der zum Gegenangriff bereitstehenden deutschen Kräfte liegen könnte – allerdings natürlich nicht sicher.»

Seine Miene hellte sich sichtbar auf. «Ausgezeichnet!» sagte er. «Setzen Sie die Artillerie gleich darauf an!» «Das habe ich schon getan, Sir.»

Im nächsten Augenblick hörten wir den fernen Donner der Abschüsse, dann orgelten viele schwere Granaten über uns hinweg, um in einem schmetternden Crescendo zu detonieren. Selbst in un-

serem Keller erzitterte der Boden unter unseren Füßen. Das war ungeheuer befriedigend. Genau dafür waren wir von No. 3 Troop ausgebildet worden.

Ob wir den feindlichen Befehlsstand wirklich ausgeschaltet hatten, weiss ich nicht, aber jedenfalls blieb der erwartete Gegenangriff aus.

Ich stellte fest, dass Eric Howarth den Rheinübergang meiner Vorhersage entsprechend verpasst hatte, und begann die zwei Gulden pro Tag zu zählen, die unsere Wette mir einbringen würde.

Am nächsten Morgen um 10.30 Uhr füllte der Himmel sich mit Flugzeugen, die mehr als ein Fallschirmjägerkorps hinter den feindlichen Linien absetzten. Dieses Luftlandeunternehmen war ebenso genussvoll anzusehen, wie es den Feind ängstigen musste. Ich führte einige der Gefangenen nach oben, damit sie es beobachten und sich von der Hoffnungslosigkeit ihrer Lage überzeugen konnten. Bis das erste Bataillon des Cheshire Regiments uns verstärkte, hatte die Commando-Brigade nicht genügend Männer, um die tausend Gefangenen, die wir in Wesel gemacht hatten, richtig zu bewachen, so dass es darauf ankam, sie möglichst zu entmutigen. Es gab auch keinen geeigneten Platz für so viele Gefangene. Aber dann dachte jemand an die riesigen Bombenrichter zwischen den Ruinen von Wesel, in denen sie leicht von ein paar Männern mit Maschinenpistolen bewacht werden konnten.

Der weiteste Punkt, bis zu dem das 45. Commando vorstossen sollte, war eine Drahtfabrik direkt an der Bahnstrecke. Sie bildete das Ende der Linie, die unsere Brigade erreichen und halten sollte. Als wir in die Fabrik eindringen, stellten wir fest, dass sie gar keinen Draht, sondern Kloschüsseln herstellte. Vor uns standen lange Reihen weisser Porzellanschüsseln in militärisch ausgerichteten Formationen. Am nächsten Tag traf deutsches Artilleriefeuer die letzte

Lagerhalle, die Kloschüsseln erlitten schwere Verluste, und es wurden grosse Lücken in ihre Reihen gerissen.

Hauptmann Rileys Troop von 45 Commando hatte unweit dieser Fabrik in einem Haus auf der anderen Seite der Bahnstrecke einen Vorposten eingerichtet. Die Männer meldeten, sie seien von einer deutschen Einheit in einem etwa dreihundert Meter entfernten ähnlichen Haus beschossen worden, wobei ein Mann durch MG-Feuer gefallen sei. Nach dem gewaltigen alliierten Luftlandeunternehmen schien das ein überraschend aggressiver Akt zu sein, denn die Deutschen mussten wie wir beobachtet haben, dass hinter ihnen Geschütze und Unmengen von Waffen und Gerät abgesetzt worden waren – von einigen tausend Fallschirmjägern ganz zu schweigen. Obwohl viele der anfliegenden Maschinen Flaktreffer abbekommen hatten, war klar zu erkennen gewesen, dass das Unternehmen erfolgreich gewesen war, so dass die Situation des Feindes in dieser Stellung sich bald dramatisch verschlechtern würde. Deshalb wurde ich losgeschickt, um zu versuchen, die Deutschen zum Aufgeben zu überreden. Dazu nahm ich zwei sorgfältig ausgewählte Gefangene mit, die beide Feldwebel waren: einer bei der Infanterie, der andere bei der Luftwaffe. «Müssen wir da mit?» fragte der Luftwaffenfeldwebel, ein knorriger altgedienter Soldat, der es sich leisten konnte, diese Frage zu stellen.

«Natürlich», antwortete ich. «Nach dem Völkerrecht dürfen Kriegsgefangene für lebensrettende Aufgaben eingesetzt werden, indem Sie diesen Auftrag ausführen, können Sie das Leben einiger Ihrer Kameraden, Ihr eigenes Leben und auch unser Leben retten.» Das mochte eine etwas weite Auslegung sein, die aber bewies, dass der Mann mit der Waffe im Vorteil war, wenn es darum ging, die Genfer Konvention auszulegen. Im Gegensatz zu Arlen in der Normandie zog ich es vor, jemanden für mich verhandeln zu lassen.

Ich befahl meinen Gefangenen, die Besatzung des Stützpunkts im Schutz der weissen Flagge (mein an einen Stock geknotetes Taschentuch) ultimativ zur Übergabe aufzufordern. Dann machte ich sie mit dem MG-Schützen bekannt, der ihnen unterwegs Feuer-schutz geben würde.

«Das hier ist Bill, unser MG-Schütze», erklärte ich ihnen. «Er erschiesst Sie, sobald Sie den geringsten Versuch machen, sich nicht an meine Anweisungen zu halten. Sie sollen dort hinübergehen – nicht laufen – und dabei diese weisse Fahne hochhalten. Sie machen den anderen klar, dass ihre Lage aussichtslos ist, dass sie sehr bald von Panzern angegriffen werden und sich ergeben müssen, wenn sie überleben wollen. Die anderen haben drei Minuten Zeit, ohne Waffen und mit erhobenen Händen rauszukommen. Werden Sie aufgefordert, bei ihnen zu bleiben, sagen Sie, dass Sie das nicht können, weil ein Maschinengewehr auf Sie gerichtet ist. Dann kehren Sie um und kommen langsam hierher zurück. Rennen dürfen Sie nur, wenn Sie bedroht werden – und dann auch nur hierher, sonst werden Sie sofort erschossen. Ist das klar?»

Sie nickten mürrisch und zogen sorgenvoll los.

Ich beobachtete die beiden aufmerksam. Der deutsche Soldat im vordersten Graben hörte sich an, was sie zu sagen hatten, und forderte sie dann mit weit ausholender Armbewegung auf, in den Stützpunkt zu kommen. Wir warteten gespannt – vor allem Bill mit dem Zeigefinger am Abzug. Aber die Gefangenen schüttelten den Kopf und zeigten in unsere Richtung. Zu unserer Überraschung kletterte der Deutsche aus seinem Graben und ging in aller Ruhe auf das Haus hinter sich zu. Mir fiel auf, dass dahinter einige weitere Gebäude standen. Der Mann war offenbar unterwegs, um Befehle eines Vorgesetzten einzuholen.

Sobald er verschwunden war, steckten meine Abgesandten wie zu einer hastigen Beratung die Köpfe zusammen. Im nächsten Augenblick machten sie kehrt und rannten – oder spurteten sogar – zu uns

zurück. Als sie unsere Stellung erreichten, wirkten sie erstmals richtig fröhlich, als freuten sie sich, den Krieg nun trotz ihrer Befürchtungen vielleicht doch zu überleben. Sie waren tatsächlich aufgefordert worden, in den Stützpunkt zu kommen, hatten aber abgelehnt.

«Das werden wir ja sehen», hatte der Deutsche im vordersten Graben daraufhin gesagt. Seine Äusserung hatte so drohend geklungen, dass die beiden lieber hastig die Flucht ergriffen hatten. Mein Ultimatum blieb ohne jegliche Antwort. Drei Minuten verstrichen, dann noch einmal drei. Hauptmann Riley erstattete Major Blake Meldung, der 45 Commando jetzt als Oberst Grays Stellvertreter führte, weil der Kommandeur ihm den Befehl wegen seiner Verwundung hatte übergeben müssen. Major Blake befahl Riley, den deutschen Stützpunkt, dessen Besatzung sich nicht ergeben wollte, anzugreifen.

Blakes Angriffsbefehl brachte den guten Hauptmann in eine schlimme Zwickmühle, denn ich hatte ihm gemeldet, wir sähen vermutlich nur die Spitze eines Eisbergs. Die Körpersprache des Deutschen, mit dem meine Abgesandten gesprochen hatten, liess darauf schliessen, dass er viele Kameraden hinter sich wusste. Riley dagegen hatte nur etwas über zwanzig Mann, so dass ein Sturmangriff von Anfang an zum Scheitern verurteilt zu sein schien. Trotzdem glaubte er, diesen Auftrag nicht ablehnen zu können, ohne feige zu wirken. Deshalb fragte er mich, ob es mir etwas ausmache, Major Blake die Beurteilung vorzutragen, die ich ihm gegenüber abgegeben hatte.

Für mich war dieses Telefongespräch, das er unmöglich hätte führen können, nicht weiter peinlich. Ich setzte dem Major die Tatsachen auseinander, wie ich sie sah, und fügte hinzu, möglicherweise könne der Stützpunkt sogar eingenommen werden, aber das würden nicht viele unserer Leute erleben.

Major Blake stimmte meiner Beurteilung zu und verschob den Angriff vorerst.

Wenig später rief Major Blake zurück. Er hatte die Meldung erhal-

ten, ein amerikanisches Luftlandebataillon, das den Rhein flussabwärts überquert hatte, werde uns, von Panzern der britischen Guards Armored Division unterstützt, in weniger als einer Stunde zur Hilfe kommen. Deshalb befahl er Riley, sich über die Bahnlinie in die Fabrik zurückzuziehen, damit wir nicht zwischen die Fronten gerieten, wenn die Amerikaner angriffen.

Wenig später wurde es nochmals aufregend. Aus der Richtung, aus der wir die Yankees erwarteten, rasselte ein Panzer heran, der jedoch zu früh kam, um einer der ihren sein zu können. Er war noch weit entfernt und in eine Staubwolke gehüllt, die eine Identifizierung unmöglich machte. Wir hielten ihn für einen feindlichen Panzer. Die einzige Waffe zur Panzerabwehr, über die unser Vorposten verfügte, war eine der vielen Panzerfäuste, die wir vor der Rheinüberquerung erbeutet hatten.

Wegen der mangelhaften Ausstattung von 45 Commando mit Panzerbekämpfungsmitteln waren Ian Harris und ich mit einem ganzen Jeep voller Panzerfäuste von einem Troop zum anderen gefahren. Mit spärlichsten Kenntnissen, die wir dem Studium der deutschen Bedienungsanleitung verdankten, unterwiesen wir die Commandos darin, die verdammten Dinger abzuschossen. Wir hatten so viele Panzerfäuste erbeutet, dass wir es uns leisten konnten, nicht nur selbst eine zu Demonstrationszwecken zu verschiessen, sondern auch andere einen Versuch machen lassen konnte.

Als wir zu Hauptmann Rileys Troop kamen, wollte er selbst eine Panzerfaust abschiessen. Aber er zielte viel zu niedrig und überschüttete seinen Troop mit einem Steinhagel, wobei ein Mann eine hässliche Halswunde davontrug. Der Verwundete musste evakuiert werden, und danach war niemand aus Rileys Troop mehr scharf darauf, diese Waffe einzusetzen. Alle fanden, ich als Panzerfaust-Ausbilder sei der richtige Mann, um den Panzer abzuschossen.

Also sprang ich in einen Schützengraben, legte mir die Panzerfaust zurecht und überflog im Geist nochmals die Bedienungsanleitung. Der Panzer war so weit entfernt, dass ich seine Abzeichen nicht erkennen konnte, aber die grösser werdende Staubwolke kam direkt auf mich zu. Plötzlich hörte ich ein Geräusch hinter mir und sah dort in einem Halbkreis die meisten von Hauptmann Rileys Männern hocken. Obwohl keiner von ihnen Lust hatte, auf den Panzer zu schießen, wollte sich auch keiner die Show entgehen lassen. Ich brüllte sie wütend an, sie sollten gefälligst in Deckung gehen. Unterdessen kam der Panzer immer näher, so dass ich nicht riskieren durfte, mich umzusehen, um festzustellen, ob die anderen wirklich verschwunden waren. Wie viele wahre Kriegserlebnisse hatte auch dieses ein ernüchterndes Ende. Kurz bevor es möglich gewesen wäre, den Panzer eindeutig zu identifizieren, bog sein Fahrer rechtwinklig in Richtung des Flusses Issel ab, was zumindest einer der Beobachter nicht im Geringsten bedauerte.

Wir arbeiteten uns sprungweise über die Bahnlinie vor, was bedeutete, dass jeweils eine Hälfte des Troops der anderen bei ihrem Rückzug Feuerschutz gab, bis wir die Fabrik für Sanitärporzellan erreicht hatten. Dort brachten wir unsere Maschinengewehre in Stellung und nahmen den feindlichen Stützpunkt unter Störfeuer, bis eine halbe Stunde später die Amerikaner eintrafen.

Wir hatten einen spektakulären Blick auf den ersten amerikanischen Angriff, den überhaupt irgendeiner von uns gesehen hatte. Er entwickelte sich vor uns in dem ebenen Gelände von links nach rechts, Panzer und Infanterie zogen kaum hundert Meter von uns entfernt vorbei. Ihre Angriffsmethode erschien uns ziemlich primitiv: Sie wendeten eine Taktik an, die bei den Royal Marines als «Augen zu und durch» bezeichnet wurde. Aber man neigt dazu, überkritisch zu sein, wenn man die Bemühungen anderer auf dem

eigenen Fachgebiet beobachtet. Die Amerikaner schienen sich kaum oder überhaupt nicht sprungweise vorzuarbeiten, sondern stürmten alle gleichzeitig zwischen den Panzern vor. Wie sie es schafften, sich dabei nicht gegenseitig ins Schussfeld zu geraten, war kaum nachzuvollziehen.

Die deutsche Stützpunktbesatzung leistete weiter Widerstand und brachte den angreifenden Amerikanern beträchtliche Verluste bei. Wir warteten den Ausgang des Gefechts besorgt ab. Ich machte mir zusätzlich Sorgen, ob meine Schätzung der Stärke der Stützpunktbesatzung richtig gewesen war. Nachdem der Sieg erkämpft und mehrere Züge deutscher Infanterie sich ergeben hatten, während weitere geflüchtet oder gefallen waren, wusste ich, dass ich recht gehabt hatte, als ich Major Blake von einem Angriff mit zu schwachen Kräften abgeraten hatte.

Die Gefangenen wurden uns übergeben und waren angetreten, um von Ian Harris und mir durchsucht und vernommen zu werden. Plötzlich trat Ian auf einen Unteroffizier zu und schlug ihn ins Gesicht. Das war für ihn so uncharakteristisch, dass ich im ersten Augenblick sprachlos war.

Der sichtlich erregte Ian gab zu, die Beherrschung verloren zu haben. Der Anblick der amerikanischen Gefallenen hatte ihn schwer mitgenommen. Die Deutschen hatten diesen Krieg verloren, aber die Nazis brachten weiter Menschen um. «Ich habe die beschissene Silberlitze auf seinen Schulterstücken gesehen», gestand Ian ein, «und einfach durchgedreht. Ich habe vergessen, dass er nicht der verantwortliche Offizier, sondern bloss ein kleiner Unteroffizier ist.»

Solcher Zorn wallte gelegentlich in allen Männern von No. 3 Troop auf, wenn wir daran dachten, was die Nazis uns Juden, unseren Angehörigen und Freunden angetan hatten. Er richtete sich normalerweise nicht gegen entwaffnete Gefangene, aber was wir gerade miterlebt hatten, war ein völlig sinnloses Massaker gewesen. Dem Feind mochte es als heldenhafter Kampf bis zum bitteren Ende er-

schiene sein, aber für uns, die wir die Last unserer Vergangenheit zu tragen hatten, schienen hier Fanatiker am Werk zu sein: Angehörige der Herrenrasse, die arrogant keinen Meter Boden preisgaben.

Die Tage vergingen, aber Eric Howarth war noch immer nicht zu uns zurückgekommen. Meine zwei Gulden pro Tag summierten sich allmählich. Ich wurde langsam reich.

Eines Tages fuhr ein Mann aus dem Brigadestab mit einem Jeep bei uns vor. «Gibt's bei euch Leuten einen Sergeant-Major von den Buffs?»

«Nein. Wir hatten einen, aber der müsste inzwischen Offizier sein. Ersatz für ihn ist noch nicht gekommen. Warum?» fragte ich.

«Hat er an seinem grünen Barett ein versilbertes Abzeichen der Buffs getragen?»

«Ja, das stimmt, wenn ich's mir recht überlege. Warum?» Erics Mützenabzeichen aus Messing, der Drache des East Kent Regiments, des als «Buffs» bezeichneten 3<sup>d</sup> Regiment of Foot, war versilbert gewesen.

Der Mann machte ein ernstes, verlegenes Gesicht. «Dann habe ich leider schlechte Nachrichten für Sie. Er ist gestern auf der Fahrt hierher umgekommen.»

Wir waren wie vor den Kopf geschlagen. Das konnte nicht Eric gewesen sein. Er war bestimmt Offizier geworden, bevor er England verlassen hatte, und hätte Leutnantssterne auf den Schulterstücken getragen. Obwohl wir hofften, hier liege eine Verwechslung vor, ahnten wir, dass das leider nicht der Fall war.

Es gab eine logische Erklärung. Offiziere, die einen der abgekürzten Kriegslehrgänge absolviert hatten, durften ihre neuen Sterne erst nach der Rückkehr zur Stammeinheit tragen. Deshalb war Eric auf seiner Rückreise am 3. April 1945 noch als Sergeant-Major unterwegs gewesen. Er hatte in einem Lastwagen, der Soldaten als Verstärkung an die Front brachte, vorn neben dem Fahrer gesessen, als das Fahrzeug von einer Granate getroffen worden war. Keiner

der anderen hatte auch nur einen Kratzer abbekommen, aber Eric Howarth und der Fahrer waren sofort tot gewesen.

Er hätte mir zweiundzwanzig holländische Gulden geschuldet. Obwohl er das Gegenteil versprochen hatte, hatte er unseren Rheinübergang am 23. März um elf Tage verpasst. Wie gern ich die Wette gewonnen und meinen Gewinn eingestrichen oder sie auch verloren hätte!

Auch die Fotos, die ich Eric geliehen hatte, sah ich nie wieder. Ich brachte es nicht über mich, sie von Audrey oder seinen Angehörigen zurückzuverlangen. Stattdessen liess ich mir Abzüge von den Fotos eines anderen machen – wie Eric es mit meinem vorgehabt hatte.

## 25.

# Helden

Einige Tage nachdem wir den Rhein überschritten hatten, teilte James Griffith mir mit, er werde mich zur Beförderung zum Offizier vorschlagen. «Natürlich musst du dich zuvor einer Befragung durch die Auswahlkommission des Kriegsministeriums unterziehen, die wahrscheinlich in Gent in Belgien stattfindet, aber damit hast du bestimmt keine Schwierigkeiten.» «James», wandte ich ein (wir waren allein, deshalb sagte ich nicht «Sir»), «ich glaube nicht, dass ich zum Officer's Cadet Training Unit will.»

«Trotzdem bin ich der Überzeugung, du solltest hin. Die Ausbildung ist eine Kleinigkeit und macht dir vielleicht sogar Spass. «  
«Jetzt? Der Krieg ist praktisch vorbei, und ich soll wieder die Schulbank drücken und bis über beide Ohren in Papierkram versinken? Das kann nicht dein Ernst sein. Ich bin Sergeant. Das ist die beste aller möglichen Welten.»

«Hör zu, Peter», sagte James geduldig. «Das kann dir nach dem Krieg beruflich nutzen. Nimm meinen Rat an und werd Offizier.»

«Warum kann ich nicht Tapferkeitsoffizier werden, wenn du wirklich findest, ich sollte zum Offizier befördert werden? Dann bräuchte ich nicht zum OCTU und könnte bei der Truppe bleiben, wo ich hingehöre.»

«Du weisst, dass Montgomery angeordnet hat, Beförderungen zum Tapferkeitsoffizier dürften nur noch in Ausnahmefällen ausgesprochen werden. Er sagt, dass sie die Fraternisierung mit Mannschaftsdienstgraden fördern. Das hast du schon mal gehört, stimmt's? Ein schrecklicher Gedanke!«

«Ich möchte wetten, dass der Brigadier mich befördern könnte, wenn er wollte. Soll ich ihn nicht einfach mal fragen?» James reagierte zurückhaltend. «Du hast natürlich das Recht, mit dem Brigadier zu reden, obwohl es mir lieber wäre, wenn du's nicht tätest.» Ich bestand jedoch darauf, und am nächsten Morgen um 9.30 nahm Griffith mich in ein Dienstzimmer im ersten Stock des Stabsgebäudes mit. Dort erwartete mich nicht der Brigadier, sondern Major Max Harper-Gow, sein Stabschef.

«James sagt mir, dass Sie den Boss sprechen wollen», begann Harper-Gow. «Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie darauf verzichten würden. Er hat ziemlich viel um die Ohren, und der Umgang mit ihm ist schon schwierig genug. Ihr Wunsch könnte ihn aufbringen – und Sie wissen, dass es besser ist, das nicht zu tun. Natürlich haben Sie das Recht, sich an den Brigadier zu wenden, aber ich bin mit James der Meinung, dass Sie zum OCTU gehen sollten. Er sagte mir, dass Sie ein guter Offizier wären. Niemand kann Ihnen befehlen, den Lehrgang zu besuchen, aber wir sind beide der Überzeugung, dass das Ihre Pflicht ist.»

Ich gab auf. Nun wollte ich nur noch aus dem modrigen Gebäude hinaus. Im Erdgeschoss war die unverkennbare Stimme von Brigadegeneral Mills-Roberts zu hören. Der Major hatte seine Stimmung richtig beschrieben. Mills-Roberts stauchte gerade einen Wachposten wegen nachlässiger Haltung zusammen. Dabei kehrte er der Treppe, die ich hinuntergehen musste, den Rücken zu, so dass ich nicht an ihm vorbeikam. Hätte ich mich mit einer gemurmelten Entschuldigung vorbeizuquetschen versucht, hätte er vermutlich auch mich zusammengestaucht. Aber als alter Soldat wusste ich genau, was in diesem Fall zu tun war. Als ich nur noch eine Stufe über ihm war, nahm ich geräuschvoll Haltung an. Er fuhr herum und wollte über den unverschämten Kerl herfallen, der ihn unterbrochen hatte, als ich ihn zackig, aber streng vorschrittmässig grüsste. Ein Gruss wie aus der Dienstvorschrift. Seine grimmige Miene

wurde zu einem Lächeln, dann strahlte er übers ganze Gesicht.  
«Guten Morgen, Sergeant.» «Guten Morgen, Sir.»

«Das ist schon besser! Weitermachen, Sergeant. Ich möchte mehr  
schneidige Soldaten wie diesen hier sehen.»

Ich war ein wenig schuldbewusst, aber andererseits auch mit mir  
zufrieden, weil ich unseren Brigadier mit seinen eigenen Waffen  
geschlagen hatte. Wieder draussen überlegte ich, was eigentlich  
passiert war und was noch geschehen würde. James meinte es gut  
mit mir, dessen war ich mir sicher. Wollte er wirklich meine beruf-  
liche Laufbahn nach dem Krieg fördern – oder schickte er mich  
heim, weil er verhindern wollte, dass ich noch zu Schaden kam,  
nachdem ich meinen Teil getan und bisher überlebt hatte? Ich sollte  
es nie erfahren.

Während ich wieder in England war, blieb Ian Harris als einziger  
Mann von No. 3 Troop bei 45 Commando zurück, wo er bald zu  
Oberstleutnant Blakes wertvollsten Leuten gehörte. Blake vertraute  
ihm in schwierigsten Lagen und wurde nie enttäuscht, weil Ian stets  
erfinderisch und mit furchtloser Entschlossenheit handelte. Als  
Junge hatte Hans Hajos in seiner österreichischen Heimat ein Internat  
im Burgenland besucht. Irgendwann fiel ihm auf, dass alle Mit-  
schüler einen kleinen Jungen, den einzigen Juden im Internat, schi-  
kanierten und verprügelten. Obwohl auch Hans Jude war, hatten  
seine Eltern ihn taufen lassen («zu seinem zukünftigen Besten»,  
hatten sie gesagt) und evangelisch erzogen, aber er fühlte sich nie  
sicher und hatte stets das Bedürfnis, bestätigt zu bekommen, dass  
er akzeptiert wurde, dass er dazugehörte.

«Plötzlich merkte ich, dass ich bei den Schikanen mitmachte. Ich  
war entsetzt, als der Junge, der unser Opfer war, mich verzweifelt  
anstarrte. ‚Auch du?‘ fragte er gepeinigt. Das klang so schlimm wie  
Cäsars ‚Et tu, Brute?‘ und sollte mich mein ganzes Leben lang ver-  
folgen.»

Als die Nazis die Macht übernahmen, wurde Hans selbst das Opfer aller möglichen Schikanen. Seine Mitschüler wussten zwar nicht, dass er Jude war, denn die wenigen eingeweihten Lehrer verrieten ihn nicht, aber die schwierige politische Lage schüchterte ihn so ein, dass er von selbst in die Rolle eines Opfers verfiel. Als die Krise so schlimm wurde, dass sie sogar seine körperliche Entwicklung beeinträchtigte und ihn aus dem Internat flüchten liess, gingen seine Eltern mit ihm zu einem Psychiater. Schliesslich lebten sie in Wien, wo es ganz natürlich war, einen Schüler Freuds aufzusuchen. Die Intensivtherapie war so erfolgreich, dass Hans sich nicht nur wieder normal entwickelte, sondern sogar den Mut hatte, ins Internat zurückzukehren. Er war jetzt grösser als seine einstigen Peiniger und fand grosse Befriedigung darin, die zu verprügeln, die ihn schikaniert hatten. Sein neugewonnenes Selbstbewusstsein kam ihm zugute, als er Soldat wurde: Er war der Prototyp des Freiwilligen, der die besten Eigenschaften eines Angehörigen von 3 Troop in sich vereinigte.

Ian zeichnete sich erstmals am 3. April 1945 in Osnabrück aus, als er in der deutschen Armee kämpfendes ungarisches Kontingent, das mit seinen deutschen Offizieren im Streit lag, zur Kapitulation überredete. Er genoss es, die scheinbar endlose Kolonne seiner feldgrauen Gefangenen mit einem Jeep in die Kriegsgefangenschaft zu führen. Von dieser Episode gibt es sogar Wochenschauaufnahmen, die Ian als wahren Führer zeigen, der streng und schweigsam neben seinem Fahrer sitzt.

Ians grösste Stunde kam jedoch drei Tage später, während 45 Commando am Übergang über die Weser teilnahm, wo der Feind entschlossen versuchte, den alliierten Vormarsch zum Stehen zu bringen. Die dabei der 11<sup>th</sup> Armored Division unterstellte Commando-Brigade stiess auf erbitterte Gegenwehr des 12. SS-Lehrbataillons. Obwohl der Krieg offenkundig verloren war, führten diese jungen Fanatiker unter Führung altgedienter Unteroffiziere ihren aussichtslosen Kampf fort.

Das Motiv der Fanatiker war die ihnen eingeblaute blinde Treue ihrem wahnsinnigen Führer gegenüber, und die Unteroffiziere gaben nicht auf, «denn man ist schliesslich Soldat», wie der eine auf der Glockeninsel uns schon früher erklärt hatte.

«Wir gerieten unter sehr heftigen und treffsicheren Beschuss aus Handfeuerwaffen des vor uns und an unserer linken Flanke eingegrabenen Feindes», berichtete Oberstleutnant Blake später. «Wegen des ebenen Geländes konnten wir am Flussufer entlang vormarschieren, aber dort mussten wir um jeden Fussbreit Boden erbittert kämpfen.»

Plötzlich wurden Blake und sein Stab von jungen SS-Leuten festgenagelt, deren Schützengräben nur wenige Meter über ihnen am Flussufer lagen.

«Oberstleutnant Blake sah mich an und machte nur eine Art Kinnbewegung zu den Gräben hinüber», erinnerte Ian Harris sich später. Wie Blake in seinem Antrag auf Verleihung der Military Medal an Ian Harris schrieb: «Offenkundig war spontanes Eingreifen nötig, um eine unangenehme Lage zu bereinigen [ein schönes Beispiel für britisches Understatement]. Corporal Harris erkletterte das Ufer, schoss in voller Sicht des Feindes an seiner linken Flanke mit seiner Waffe auf die nun vor seinen Füßen liegenden feindlichen Soldaten, tötete zwei und nahm einen gefangen.»

Ian erinnerte sich später, wie er sich von dem Gefangenen befreite, indem er «ihn mit einem Tritt in den Hintern in die Hände unseres Kommandeurs und seines etwa zehnköpfigen Stabes beförderte». Der Erfolg hatte ihn so kühn gemacht, dass er sich auf der Böschung weiterbewegte, bis er unter sich vier Commando-Soldaten mit einem Maschinengewehr sah, die den Feind, der im Laufschrift auf sie zukam, nicht sehen konnten.

«Da ich von oben die bessere Übersicht hatte, aber meine MP leergeschossen war, forderte ich den Korporal auf, mir das Maschinen-

gewehr raufzugeben, was er bereitwillig tat. Dann warf ich mich oben auf der Böschung hin und pumpte die Hundesöhne mit Blei voll.»

Die Verteidiger sichtigten ihn bald. Wenig später traf eine feindliche Kugel das Magazin seines Bren-MGs. Es zerplatzte wie eine stählerne Bananenschale, wobei Ian Harris das rechte Auge verlor.

Der letzte Fluss, der vor der Elbe und der Vereinigung mit der Roten Armee überschritten werden musste, war die Aller, ein Nebenfluss der Weser. Brigadegeneral Derek Mills-Roberts wollte sie in der Nähe der Ortschaft Essel auf einer noch unbeschädigten Strassenbrücke überschreiten. James Griffith sollte feststellen, ob die Brücke zur Sprengung vorbereitet war, damit die Deutschen sie nicht etwa sprengten, sobald sie merkten, dass die Commandos im Anmarsch waren. Griffith und ein weiterer Mann trugen Arbeitsanzüge (die leinengraue Khaki version unseres Kampfanzugs) und Turnschuhe, als sie zu ihrer Erkundung aufbrachen. Sie legten Schwimmwesten an und liessen sich die Aller hinuntertreiben, um in die Nähe der angepeilten Brücke zu gelangen.

Tatsächlich war die Strassenbrücke zur Sprengung vorbereitet, was keine Überraschung war. und flog mit riesigem Krach in die Luft, als die beiden sie fast erreicht hatten. Sie versteckten sich eine Zeitlang am Ufer und schwammen dann weiter, um wieder zur Brigade zu gelangen, die inzwischen zum nächsten möglichen Übergang, einer Eisenbahnbrücke über die Aller, unterwegs war. Sie schlossen sich dem Vormarsch an, während ihre Sachen am Körper trockneten.

Bruce Beattie, dem Nachrichtenoffizier der Brigade, erschien allein das heldenhaft, denn Anfang April 1945 war es in Norddeutschland sehr kalt. Sobald die Brigade den Fluss auf der Eisenbahnbrücke überschritten hatte, liess Mills-Roberts sie sich kreisförmig zur Verteidigung einrichten.

«Wir gruben uns ein», erinnerte Beattie sich, «und James, der einen

deutschen Bauern ‚gefangengenommen‘ hatte, liess ihn seinen Schützengraben ausheben. Ich erinnere mich noch an seine Anweisung, ‚einen mal zwei Meter und schön tief‘ zu graben, während er die gewünschte Form mit Handbewegungen andeutete.

Am nächsten Morgen stand ich in meinem Graben und unterhielt mich mit James, der daneben stand. Irgendjemand rief ihm zu, er solle wegen feindlicher Scharfschützen in Deckung gehen. Er antwortete: ‚Wissen Sie nicht, dass ich kugelfest bin?‘

Dann wandte er sich ab, um zu seinem Graben hinüberzugehen. Ich sah ihn nicht zusammenbrechen, aber als ich Rufe hörte, lief ich mit den anderen dahin, wo er lag. Der Querschläger eines Scharfschützen hatte ihn unterhalb der Rippen im Nierenbereich in den Rücken getroffen. Er war sofort tot. An diesem Abend wurde er in dem Wald beigesetzt, an dessen Rand er gefallen war.»

James Griffith starb am 11. April, und der Krieg in Europa war am 8. Mai 1945 zu Ende. Es war jammerschade um diesen schneidigen, tapferen Mann, der mein Bestes gewollt und mir geholfen, mir vielleicht sogar das Leben gerettet hat, als er mich fast mit Gewalt in die Offiziersausbildung drängte.

## 26.

# Ein Sohn als Retter

Nun bleibt nur noch eine Geschichte zu erzählen: die von Freddy Grays Suche nach seinen Eltern, die verhaftet und in ein Konzentrationslager gebracht worden waren.

Nach der Eroberung der Insel Walcheren war Freddy Gray (Manfred Gans) zum Tapferkeitsoffizier befördert worden. Die Royal Marine Commandos unterstanden der Royal Navy und brauchten sich deshalb nicht an Montgomerys Befehl zu halten, keine Tapferkeitsoffiziere mehr zu ernennen. Freddy erholte sich noch in Zuid Beveland von den Kämpfen um die Insel, als er in den letzten Kriegstagen in holländischjüdischen Kreisen das Gerücht hörte, seine Eltern könnten im KZ Theresienstadt (Terezin) in der Tschechoslowakei, auf das die Russen jetzt vorrückten, überlebt haben. Daraufhin brach Freddy am 7. Mai 1945 sofort mit Jeep und Fahrer in das rund 750 Kilometer entfernte Theresienstadt auf, wobei etwa hundertfünfzig dieser Kilometer von Deutschen, die noch nicht kapituliert hatten, und weitere dreihundert von der Roten Armee besetzt waren.

Wir hatten alle einmal davon geträumt, Konzentrationslager zu befreien, und Freddy hatte nicht die Absicht, irgendeine Chance zu verpassen, seine Eltern zu finden. Mit dem Jeep voller Proviant – nicht nur für unterwegs, sondern auch für die, die er lebend anzutreffen hoffte – fuhr er durch die Trümmerlandschaften zerbombter Städte: Kleve, Emmerich, Bocholt und dann seine Heimatstadt Borken. Sein Elternhaus war jetzt Sitz einer regionalen Dienststelle der Alliierten Militärregierung. Davor hatte das Klinkerhaus als Gestapo-Zentrale gedient und war in dieser Zeit sogar um einen Garagen-

anbau erweitert worden. Er kam an den nostalgischen Stätten früherer Wanderungen, Ausflüge und unbeschwerter Kindheitserinnerungen vorbei, die jetzt alle in Trümmern lagen.

Die angstvolle Ungewissheit, was ihn am Ende seiner langen Reise erwarten würde, lastete schwer auf ihm, als sein Fahrer und er fast ohne Pausen weiterfuhren. Münster, die nächste Grossstadt, erwies sich als verlassene Trümmerwüste, in der ausser einigen Militärpolizisten niemand unterwegs war. In Paderborn begegneten sie Flüchtlingen, die ihre kümmerlichen Habseligkeiten mit Leiterwagen, Fahrrädern und Kinderwagen transportierten, sie alle wollten jetzt nach Hause zurückkehren.

Eine plötzliche Veränderung trat in der Nähe von Kassel ein, wo offensichtlich vom Krieg verschont gebliebene Dörfer in einer Landschaft lagen, die so lieblich und romantisch wie auf einem deutschen Reiseplakat der Vorkriegszeit war. Als Freddy sich gerade daran gewöhnt hatte, sah er plötzlich wieder ein Dorf, das völlig zerstört war, weil sich darin Widerstandsnester gehalten hatten. In Kassel existierten die Stahlwerke, die er gekannt hatte, nicht mehr. Die Stadt war wegen ihrer Rüstungsbetriebe verteidigt und auch deshalb zerstört worden. Überall auf den Strassen standen abgeschossene deutsche Panzer, die in der strahlenden Frühlingssonne vor sich hinrosteten. Einigen Gruppen tatkräftiger ehemaliger Zwangsarbeiter und sonstiger Häftlinge war es gelungen, Lastwagen zu klauen, zu schnorren oder zu beschlagnahmen, an denen sie ihre Nationalflaggen befestigt hatten. So ratterten sie jetzt, gefährlich überladen, in Richtung Heimat.

Am Kasseler Kreuz, wo die aus Süden kommende Autobahn sich teilte, wurden Freddy Gray und sein englischer Fahrer Bob Bannister von amerikanischer Militärpolizei kontrolliert – zum ersten und einzigen Mal auf der gesamten Fahrt. Da sie befürchteten, sie könnten mit irgendeiner bürokratischen Begründung zurückgeschickt

werden, erlebten sie einige sorgenvolle Augenblicke. Aber obwohl die Militärpolizisten sichtlich überrascht waren, zwei britische Soldaten so weit von ihrer Einheit entfernt anzutreffen, ging alles glatt, und sie durften weiterfahren.

In der Nähe von Chemnitz wurde das Wetter kühler. Überall auf den Strassen patrouillierten amerikanische Streifen, und Freddy beschloss, in der Stadt zu halten und ein paar Fragen zu stellen. Wusste irgendjemand, wer Terezin im Augenblick besetzt hielt – Deutsche, Amerikaner oder Russen? Aber das wusste niemand. Chemnitz glich einem weissen Fahnenmeer: aus jedem Haus hingen fünf bis sechs Betttücher. Die Strassen waren leer, und die deutsche Zivilbevölkerung starrte sie erstaunt an. Sie fuhren nach Osten weiter, bis sie zu einem über die Strasse gespannten Drahtseil kamen, das jeglichen Verkehr aufhielt. Dort sprachen sie mit den amerikanischen und russischen Wachposten, die am Seil stehend miteinander schwatzten – hauptsächlich in Zeichensprache.

«Wie kommt ihr Amerikaner mit den Russen aus?»

«Wir kommen prima miteinander aus», sagte der Yankee. «Sie kommen herüber, um bei den Deutschen zu plündern, was sie viel gründlicher tun als wir. Wir gehen hinüber weil wir ausserhalb des amerikanischen Befehlsbereichs fraternisieren, das heisst die deutschen Mädchen vögeln dürfen. Sie haben schreckliche Angst vor den Russen, aber nicht vor uns. Die Russen vergewaltigen, wir bringen Nylonstrümpfe mit.» Von Vergewaltigungen durch die Russen wurde viel gesprochen, und es ist wahr, dass sie selten, wenn überhaupt versuchten, ihre aus Angehörigen vieler Völker bestehende Rote Armee zu zügeln. Aber ein Grossteil der sexuellen Aktivitäten – jedenfalls der anderer alliierter Truppen – wurde durch die moralischen Standards ermöglicht, die deutsche Frauen selbst setzten, einerseits aus schlichter materieller Not und andererseits sicher auch aus purem Hunger nach Liebe nach der jahrelangen Abwesen-

heit ihrer an der Front stehenden Männer. Um Brechts Mackie Messer zu zitieren: «Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral.»

Nachdem ein amerikanischer Oberst Freddy und seinen Fahrer grosszügig eingeladen hatte, bei ihm zu übernachten, wobei sie sich in einem luxuriösen Marmorbade erfrischten und ein opulentes Mahl genossen, fuhren sie am nächsten Morgen, dem 8. Mai 1945, weiter. Sie hatten keine Ahnung, dass dies der Tag des Kriegsendes in Europa war: das deutsche Oberkommando hatte vor den Alliierten kapituliert. Selbst wenn sie das gewusst hätten, wäre zu bezweifeln gewesen, dass der Befehl zur Einstellung der Kriegshandlungen schon alle deutschen Truppenteile erreicht hatte, so dass die beiden britischen Commandos keineswegs sicher sein konnten, nicht beschossen zu werden. Das Chaos bei den Nachrichtenverbindungen sollte noch tagelang anhalten.

Die Amerikaner standen vor fast unlösbaren Problemen, weil Massen von Flüchtlingen versuchten, die Demarkationslinien zwischen den alliierten Zonen zu überschreiten, an denen sie zurückgewiesen oder verhaftet wurden, während andererseits deutsche Kriegsgefangene und befreite alliierte Gefangene untergebracht und ernährt werden mussten. Der amerikanische Oberst arbeitete noch um 22 Uhr daran, praktische Auswege aus diesem Dilemma zu finden.

«Ah, die Russen», sagte er. «Wir vereinbaren heute etwas mit ihnen, und morgen ignorieren sie sämtliche Punkte unserer Vereinbarung.»

Einige seiner Soldaten drückten sich deutlicher aus: «Ich wäre zehnmal lieber an der echten Front. Die ist leichter zu halten als dieser Saustall.»

Freddy beschloss, ins nahegelegene Zwickau zu fahren, um sich zu erkundigen, ob im Erzgebirge, das er auf der Fahrt nach Terezin durchqueren musste, noch kämpfende deutsche

Truppen standen. Das konnte ihm niemand genau sagen. Die Amerikaner waren nur bis Zwickau vorgestossen, obwohl es gerüchteweise hiess, amerikanische Lastwagenkolonnen seien bis fast nach Prag

gelangt. (Typisch für das damalige Durcheinander war die Tatsache, dass die Deutschen Prag erst einige Tage nach dem 8. Mai 1945 übergaben.)

Am letzten amerikanischen Kontrollpunkt erkundigte Freddy sich, ob im Gebiet vor ihnen Russen stünden.

«Ich hab' noch keinen gesehen», antwortete der Wachposten. «Das ganze Erzgebirge wimmelt von Krauts. Wenn Sie Ihr Ziel erreichen und heil zurückkommen, haben Sie soviel geleistet wie bei jedem Kommandounternehmen. Viel Glück!»

Als sie die Stadt Aue erreichten, in der noch die Deutschen standen, sahen sie deutsche Polizeibeamte auf den Strassen und überall Hunderte von gutbewaffneten Soldaten. Einmal mussten sie kurz anhalten, als eine Menschenmenge den Jeep umringte: gutgekleidete und gutgenährte Männer und Frauen, die hart und verbittert wirkten. Einige von ihnen fragten: «Kommen die Russen? Warum nicht die Amis? Warum nicht ihr?» Deutsche Soldaten, die an ihren Strassensperren mit tadellos aussehenden und schussbereiten Pakgeschützen standen, wollten sich ihnen ergeben.

Freddy war froh, dort wieder herauszukommen, aber was vor ihnen lag, machte ihm verständlicherweise Sorgen. Weil er hoffte, sie würden dadurch wenigstens einen gewissen Schutz geniessen, nahm er einen verwundeten deutschen Soldaten und seine Freundin mit, die in die Heimatstadt des Soldaten wollten.

Die junge Deutsche bot dicke Scheiben knusprigen Landbrot mit Honig an. Das Mädchen passte gut in die reizvolle Landschaft, durch die sie fuhren: eine Schönheit in Erzgebirgstracht mit schwarzem Rock und bestickter weisser Bluse. «Ein herrliches Land habt ihr hier», sagte Freddy auf Deutsch, als ihre Mitfahrer sich in Schwarzenberg von ihnen verabschiedeten. Die junge Frau lächelte, sie erschien ihm nicht als Feindin, sondern eher wie ein Altarengel in einer der hiesigen kleinen Kirchen. Sie versicherte

ihm in ihrem bezaubernden Erzgebirgsdialekt, wer dieses Land verlasse, kehre irgendwann hierher zurück.

Die Landstrassen waren jetzt leer, die Dörfer vom Krieg unberührt. Auf den Feldern beiderseits der Strasse bestellten Bauern das Land in Handarbeit, und aus den Wäldern drangen die Axthiebe von Holzfällern. Einzelne tschechoslowakische Fahnen zeigten ihnen, dass sie sich auf dem Gebiet des Staats befanden, der die Tschechoslowakei gewesen war, bevor die Nazis ihn zerschlagen hatten. Diese Fahnen mit dem blauen Dreieck, das in ein weiss-rotes Feld hineinragte, mussten in den Jahren der deutschen Herrschaft gut versteckt gewesen sein, jetzt wehten sie im Wind der Freiheit über vielen Bauernhöfen.

Plötzlich tauchte vor ihnen ein Schwarm russischer Soldaten auf, der genau auf sie zukam. Berittene Kosaken blockierten die Strasse, während zwei grimmig dreinblickende Offiziere an den Jeep herangaloppierten.

Aber dann lächelten die Kosaken ebenso plötzlich breit, als sie die britischen Uniformen erkannten. Nach gegenseitigen Ehrenbezeugungen fuhren die beiden Commandos weiter.

Als nächstes kamen sie in ein grosses Dorf mit zweitausend Einwohnern – und fünfzehntausend voll bewaffneten deutschen Soldaten. Der Jeep mit Freddy und seinem Fahrer war sofort eingekeilt.

Gray versuchte es mit einer Allerweltsfrage: «Was ist hier los?»

«Sammelstelle Infanteriedivision», antwortete irgendjemand.

«Nehmt ihr uns gefangen?»

Auch diesmal wurden sie von weinenden Frauen angesprochen: «Retten Sie uns vor den Russen – die plündern uns aus und vergewaltigen uns!»

Freddy hörte sich sagen, das hätten die Deutschen in Polen, Russland, Holland «und besonders auch hier» ebenfalls getan. Die Frauen antworteten: «Gute und schlechte Menschen gibt's überall.»

Viele wunderten sich darüber, dass Freddy so ausgezeichnetes Deutsch sprach. Er machte ihnen klar, dass er hier die Fragen stellte und sie zu antworten hätten.

Dann bahnten sie sich langsam einen Weg durch die Menge und fuhren weiter. Unterwegs stiessen sie auf Massen von Männern in englischen Kampfanzügen: ehemalige Kriegsgefangene, die eine Sammelstelle zu erreichen versuchten, um in die Heimat zurückgebracht zu werden. Manche von ihnen sahen recht gut aus, aber andere Männer waren in schlechter Verfassung. Sie strahlten, als sie die Commandos erkannten, und Freddy und sein Fahrer verteilten Zigaretten.

«Keine Strafe ist zu schwer für das, was diese Nazischweine uns angetan haben», sagte jemand zu Freddy. «Aber warten Sie ab, bis Sie sehen, was sie den Juden angetan haben.» Freddys Mut sank.

Über die Russen äusserten die ehemaligen Gefangenen sich unterschiedlich. Manche hielten sie für unheimlich, andere lobten sie in höchsten Tönen. Alle sagten aber, dass viele Tschechen wollten, dass die Gefangenen als Schutz vor russischen Plünderern im Lande blieben. Einige hatten das getan und waren bei tschechischen Frauen oder Familien eingezogen. Nach ihren mageren Jahren im Stalag lebten sie so relativ behaglich und hatten ein Dach über dem Kopf und regelmässige Mahlzeiten, von Sex ganz zu schweigen.

Die meisten dieser Männer hatten es nicht eilig, nach Hause zu kommen – zumindest nicht, bevor nicht nach ihren Begriffen «anständige Vorbereitungen» getroffen waren. Einige hatten es sogar geschafft, deutsche Militärfahrzeuge zu erbeuten, aber die vermeintliche Sicherheit vor Plünderungen hielt nicht lange vor. Die gut bewaffneten Russen, denen es immer an Transportmitteln fehlte, hatten ihnen ihre Beute rasch wieder abgenommen.

In Komotau stiess Freddy endlich auf die richtige Rote Armee. Er sah lange Kolonnen von Panjewagen, die mit jeweils zwei Pferden gespannt waren. Dann kamen Panzer und Artillerie, auch seltsam

aussehende Pakgeschütze mit langen Rohren. Die wenigen Lastwagen stammten offensichtlich aus englischen oder amerikanischen Lieferungen im Rahmen des Leih- und-Pacht-Abkommens oder waren beschlagnahmt, geklaut oder von den Deutschen erobert worden.

Freddy stand jetzt nur noch in seinem Jeep, hielt sich mit einer Hand fest, winkte jeder Gruppe zu und grüßte sie im Vorbeifahren. Alle jubelten und erwiderten sein Winken. Die russische Militärpolizei bestand aus Soldatinnen, von denen jede zwei kleine Signalflaggen zur Verkehrsregelung hatte. Sie grüßten zackig, aber ansonsten war nirgends etwas von Disziplin zu bemerken. Überall kam es zu hoffnungslosen Verkehrsstaus, in denen die Offiziere schreiend und wild gestikulierend auf die Strasse rannten, einander anbrüllten und versuchten, sich durch ihren höheren Dienstgrad die Vorfahrt zu sichern. Irgendwann bewegte der ganze Zirkus sich dann doch weiter.

An einer Kreuzung fragte eine russische Militärpolizistin: «Seid ihr Amerikaner?»

«Nein, Engländer.»

Freddy überlegte sich, dass sie vielleicht besser Deutsch als Englisch konnte, und fügte hinzu: «Ich spreche auch Deutsch.»

Er hatte richtig vermutet, denn sie reagierte begeistert. «Britische Offizier spricht deutsch! Like me – ich sprechen alle languages!» Dann zog sie Freddy an sich, um ihn nach russischer Sitte zu umarmen.

Endlich erreichten sie Terezin, das die Russen erst vor zwei Tagen befreit hatten. Zivilisten zeigten ihnen den Weg zum Konzentrationslager, das sie als «das Ghetto» bezeichneten. In Gedanken war Freddy schon oft dort gewesen. Zu seiner eigenen Überraschung war er jetzt erstaunlich ruhig, obwohl er geglaubt hatte, er werde vor Aufregung fast sterben. Aber er hatte dasselbe mulmige Gefühl im Magen wie bei seinen ersten Fallschirmsprüngen.

Im Lager, einem abgesperrten Stadtviertel, nahmen die neuen russischen Wachposten am Tor Haltung an.

«Ich bin ein britischer Commando-Offizier. Ich habe gehört, dass meine Eltern möglicherweise hier sind.»

Sie holten den Wachhabenden, einen Hauptmann. «In einem Teil des Lagers ist Typhus ausgebrochen», erklärte er Freddy. «Sie müssen mir Ihr Wort geben, dass Sie nicht hineingehen, falls sie in diesem Teil sind, sondern zurückkommen und mir Meldung machen.»

«Mein Wort darauf.»

Der Jeep fuhr langsam durch die geöffnete Schranke. Leutnant Freddy Gray von 41 Royal Marine Commando, ehemals Manfred Gans aus Borken, stand aufrecht neben seinem Fahrer und hielt den kalten Rand der Windschutzscheibe umklammert. Er blickte sich suchend um.

Er sah die vertrauten Gesichter von Juden, von west- und osteuropäische Juden jeglichen Alters, die von Zwangsarbeit geschwächt und unterernährt, aber überraschend gut angezogen waren. Theresienstadt war das Vorzeigelager der Nazis für die Besuche des Internationalen Roten Kreuzes, aber in Wirklichkeit immer ein Durchgangslager für Transporte in die Gaskammern von Auschwitz gewesen.

Alle diese Menschen hatten eine Müdigkeit, eine Verzweiflung an sich, die sich nicht nur in ihren Blicken, sondern auch in ihrem Verhalten zeigte. Er versuchte, ihnen zuzulächeln, aber das gelang ihm nicht. Alle scharten sich um den Jeep, wobei manche zu schwach waren, um ihm auszuweichen, so dass der Fahrer im ersten Gang weiterkriechen musste. In gewisser Beziehung erinnerte das an die Befreiung von Dörfern und Städten in Frankreich, Belgien und Holland – und war doch völlig anders. Hier gab es keinen fröhlichen Optimismus, sondern nur gebrochene Menschen.

Aller Augen waren auf die Commando-Soldaten gerichtet, aber die Lagerinsassen waren zu verwirrt, um auch nur einen Laut von sich zu geben. Die beiden Männer versuchten ihrerseits, freundlich und

ermutigend zu wirken, aber sie konnten nicht anders, als entsetzt und grimmig dreinzublicken. Endlich hielten sie vor dem Gebäude der Lagerverwaltung, in dem auch zu dieser späten Stunde noch eine Lagerinsassin arbeitete. Freddy fragte sie mit gepresster Stimme auf Deutsch, ob Herr und Frau Gans hier seien.

Sie antwortete auf englisch, sie seien hier und am Leben, und erbot sich, ihn sofort zu ihnen zu führen. Das Gedränge war inzwischen so dicht, dass sie kaum noch durchkamen. Durch einige Fenster waren ungehobelte Stockwerksbetten – immer zwei oder drei übereinander – zu erkennen. Dann blieb ihre Führerin stehen: «Dies ist das Haus.»

Freddy hätte ein privates Wiedersehen vorgezogen, aber das war jetzt nicht mehr wichtig. Er zwang sich dazu, ruhig und beherrscht zu wirken. Er betrat das Haus, und im nächsten Augenblick lagen seine Eltern ihm vor Verzweiflung, Erleichterung, Ungläubigkeit, Hoffnung und Freunde wild schluchzend in den Armen. Freddy betrachtete seinen Vater. Obwohl er auf einen Schock vorbereitet gewesen war, musste er die Zähne zusammenbeißen, um sich nichts anmerken zu lassen. Er erkannte ihn kaum wieder, wäre ihm dieses ausgeehrte Wrack von einem Menschen, dem seine Kleidung um den hageren Leib schlotterte, auf der Strasse begegnet, hätte er ihn nicht wiedererkannt. Seinen eigenen Vater.

Der Wahlspruch des Skippers «Nie in Panik geraten!» half Freddy jetzt weiter. Er forderte seine Eltern auf, sich mit ihm hinzusetzen. Er musste jedoch sanft nachhelfen, damit sie sich wirklich setzten. Sie konnten nicht zu weinen aufhören. Einige ihrer Freunde kamen und versuchten ebenfalls, sie zu beruhigen. Dann mussten sie auf ein Podium hinaustreten, auf dem sie über der riesigen Menge standen, die sich aufgrund der wundervollen Nachricht versammelt hatte.

«*Masl-toiv*», flüsterten die KZ-Insassen. «Glückwunsch.» Sie, diese elenden Zerrbilder ehemals gesunder, würdevoller Menschen, bejubelten das unverhoffte Glück zweier der ihren. Es war herzer-

reissend. Die Nachricht von diesem unerhörten Ereignis machte blitzschnell in ganz Theresienstadt die Runde. Jeder wollte daran teilhaben, auch wenn es nur mit einem Händedruck war. Einige Mädchen brachten Blumensträuße – aus Wiesenblumen, denn wo hätten sie in Theresienstadt Schnittblumen hernehmen sollen? Als gute Hausfrau, die sie immer gewesen war, stellte Frau Gans sie in eine mit Wasser gefüllte Blechdose.

Als nächstes suchte Freddy den russischen Kommandanten auf und übergab ihm das russische Empfehlungsschreiben, das er mitgebracht hatte.

Der Kommandant sprach gebrochen Deutsch. «Sie haben Eltern gefunden? Gut, sehr gut. Morgen ich lassen Lager abriegeln – ist Gefahr für Gesundheit. Sie nix haben Erlaubnis, hier zu sein. Ich drücken nicht ein Auge zu, drücken beide zu. Sie müssen zu Dienst zurück, deshalb nicht werden interniert. Sie schon geimpft?» Der Kommandant und seine drei Ärztinnen machten einen sehr tüchtigen Eindruck. «Keine Eile, aber Sie bald fahren, Leutnant.»

Freddy sprach die ganze Nacht lang mit seinen Eltern. Sie schilderten ihm zum Beispiel die Schrecken des berühmten Konzentrationslagers Bergen-Belsen, von dessen 137'000 Insassen nur jeder sechste überlebt hatte. Eines Tages waren dort alle Mädchen unter vierzehn Jahren liquidiert worden. In den letzten Kriegstagen hatte die SS alle Lagerinsassen erschiessen wollen, aber der Kommandant hatte aus unbekanntem Gründen einen 24stündigen Aufschub verfügt, und am nächsten Tag waren die Engländer gekommen. Die Theresienstädter Juden hatten die Hilfe der Psychiater und Psychologen unter ihnen in Anspruch genommen. Nur diese Gespräche und die Juden angeborene Fähigkeit, selbst grausamste Verfolgungen zu überstehen, hatten die Überlebenden vor dem Wahnsinn bewahrt.

In dieser Nacht hielt Freddy vor den Lagerinsassen eine improvisierte Rede über den Kriegseinsatz der Alliierten. Keiner seiner Zu-

hörer wusste vom D-Day, den schweren Kämpfen in Frankreich, dem endlosen Winter in den Niederlanden und Belgien oder der Landung auf der Insel Walcheren, die besonders die holländischen Juden interessierte. Diese gehörten zu den engsten Freunden des Ehepaars Gans, weil Borken dicht an der holländischen Grenze lag. Die Lagerinsassen wussten weder von der Verwüstung Deutschlands durch alliierte Luftangriffe noch von der gewaltigen amerikanischen Militärmacht, die jetzt dabei war, Japan niederzuringen. Sie hatten nie etwas von der jüdischen Brigade der britischen Armee in Italien gehört und fragten sich, ob Juden wohl nach Palästina würden auswandern dürfen. Es war, als hätten sie alle wie Rip van Winkle einen langen Schlaf hinter sich, aus dem sie mit viel Glück wieder aufgewacht waren.

Die Zukunft der Theresienstädter Bevölkerung war unsicher. Die Jüngeren und Leistungsfähigeren würden bestimmt irgendwo und irgendwie überleben. Die meisten wollten in ihre Heimat zurück – nur die deutschen Juden nicht. Sie und einige der anderen wollten nach Palästina auswandern, machten sich aber Sorgen, ob die Briten sie überhaupt ins Land lassen würden. Würden die befreiten europäischen Staaten staatenlose Juden auch nur als Durchreisende dulden? Konnte es in Palästina, wo man jung und kräftig sein musste, um einen Agrarstaat nach zionistischen Idealen aufzubauen, eine Zukunft für alte, schwache, verbrauchte Menschen geben? Die Nazis hatten nicht nur gefoltert und gemordet, sondern eine ganze Gesellschaft, drei Generationen verschiedenster Opfer, zerschlagen.

Die Theresienstädter Lagerinsassen sahen in Freddy Gray ein lebendes Beispiel für einen der ihren, der sich zur Wehr gesetzt hatte. Das ermutigte sie und stärkte ihren Durchhaltewillen zu einem höchst wichtigen Zeitpunkt. Hätten sie dazu Gelegenheit gehabt, fanden sie, hätten sie am liebsten wohl auch etwas in dieser Art getan. Aber sie waren erst überlistet, hereingelegt und erniedrigt,

dann durch Hunger körperlich und geistig hilflos gemacht worden. Vielleicht, ganz vielleicht gab es für sie doch noch eine Zukunft. Freddys Eltern mussten in Quarantäne bleiben, und er musste das Lager verlassen. Er besprach die Lage mit Professor Meyers, dem Kopf der hier inhaftierten holländischen Juden, der früher in Den Haag im Friedenspalast gearbeitet hatte. Meyers war körperlich hinfällig, aber sein scharfer Verstand hatte darunter keineswegs gelitten. Seine Tochter und drei andere hatten es drei Tage vor Verhängung der Quarantäne geschafft, das Lager zu verlassen, sie wollten zu Fuss in die Niederlande zurück.

Als Freddy und sein Fahrer um zehn Uhr morgens abfahren, glich das fast einer heimlichen, überstürzten Flucht. Halb Theresienstadt hatte ihnen Briefe mitgeben wollen. Viele hatten ihnen allen Ernstes vorgeschlagen, sie in ihrem Jeep versteckt aus dem Lager zu schmuggeln. Dabei waren Freddy und Bob sich nicht einmal sicher, ob sie das Lager selbst würden verlassen dürfen.

«*Engelsk Offizier*», sagte Freddy so forsch wie möglich, als die Wachposten am Tor, die natürlich wussten, dass über das Lager eine Quarantäne verhängt war, zweifelnde Gesichter machten. Das wirkte. Die Posten grüssten nicht nur, während sie die Schranke öffneten, sondern traten auch lächelnd an den Jeep, um sie mit Handschlag zu verabschieden.

Auf der Rückfahrt nach Karlsbad zog Freddy für sich Bilanz. Es hatte ihm widerstrebt, seine Eltern zurückzulassen, aber er hatte für sie getan, was er konnte. Er hatte sie gefunden und ihnen genug Essen für sich selbst und andere dagelassen. Sein Vater hatte gesagt, seine mitgebrachten Zigaretten machten ihn im Lager zum Millionär, denn sie seien besser als Geld. Freddy wusste, dass es nicht lange dauern würde, bis sie mit seiner Hilfe über die Niederlande nach Palästina gelangen konnten.

Auf der Überlandstrasse waren wieder Hunderte von ehemaligen englischen und amerikanischen Kriegsgefangenen unterwegs, die

wie Brieftauben nach Westen strebten. Freddy suchte sich sorgfältig den Schwächsten aus: einen Amerikaner in völlig zeretzter Uniform, der nur aus Haut und Knochen zu bestehen schien. Freddy und der Fahrer hoben ihn in den Jeep, hatten aber leider nichts, was sie ihm hätten geben können, weil sie allen Proviant, alle Zigaretten und alle Kleidungsstücke in Terezm verteilt hatten. Wenigstens würde er in wenigen Stunden in guter, sachkundiger Pflege sein. Sobald sie die amerikanischen Linien erreichten, lieferten sie ihren Mitfahrer ab. Als Freddy eben das Offizierskasino betrat, führte ein tschechischer Partisan einen deutschen General herein. Er wollte sich mit 15'000 Mann ergeben, die noch im Erzgebirge standen, wo Freddy sie auf der Hinfahrt gesehen hatte. Der US-Kommandeur, ein tatkräftiger Oberst, war stolz darauf, die Commando-Ausbildung im schottischen Achnacarry überlebt zu haben. Da er seinem überforderten Logistikstab keine zusätzlichen Probleme aufbürden wollte, verwies er den General an die Russen, wobei Freddy als Dolmetscher fungierte. Und dann gab er ein Bankett, bei dem der Champagner auch für den kapitulationswilligen deutschen General und seinen Stab in Strömen floss. Unmittelbar danach wurden die Deutschen dem zuständigen russischen General übergeben. Dabei wurde viel salutiert.

Der russische General schüttelte Freddy und den Amerikanern die Hand und dankte ihnen für ihre Hilfe. Dann befahl dieser schlicht wirkende Mann mit dem runden Gesicht eindrucksvoll effizient und schneidend klar, was die Deutschen genau zu tun hatten, damit ihre Kapitulation wirksam wurde. Beginnen sollte alles mit einem soliden Tagesmarsch zu dem Ort, an dem sie verpflegt werden würden. Der deutsche General wandte ein, das sei zu weit.

«Sie werden sich an die Standards der Roten Armee gewöhnen müssen, Herr General», erwiderte der Russe gelassen.

Am sechsten Tag seiner Odyssee meldete Freddy Gray sich bei seiner Einheit zurück. Obwohl er erschöpft war, bekam er wieder fast

keinen Schlaf, weil alle von seinen Abenteuern hören wollten. Er suchte die Alliierte Militärregierung in Borken auf und sprach dort mit einem Hauptmann im ehemaligen Wohnzimmer der Familie Gans. Nachdem er einen Posten bei der Militärregierung dankend abgelehnt hatte, nahm er Verbindung mit niederländischen Regierungsstellen auf, um sich seiner letzten selbstgestellten Aufgabe zu entledigen. Er sorgte dafür, dass die entsprechende Gruppe von Überlebenden, der nun auch seine Eltern angehörten, so rasch wie möglich aus Terezin zurückgeholt wurde.

## 27.

# Nachwort

Seit damals sind Jahrzehnte vergangen. Der Zweite Weltkrieg ist ein Thema, über das Militärbegeisterte und Historiker diskutieren und wir, die wir dabei waren, nachdenken. Weil wir in der Kunst der Kriegsführung ausgebildet sind, gelingt es uns manchmal, Kriegserinnerungen in unsere Gespräche einzuflechten, wenn unsere Ehefrauen es nicht schaffen, uns rechtzeitig zurückzuhalten. Gelegentlich hört man: «Vergesst den Holocaust. Vergesst den Krieg.» Wir jüdische Soldaten können nicht anders, als uns an etwas zu erinnern, das für uns wahrhaftig ein heiliger Krieg gegen ein ungeheuerliches System war, das es darauf anlegte, uns, unsere Angehörigen und Freunde, in der Tat das zivilisierte Leben auf der Erde zu vernichten. Heute halten wir es für unsere notwendige Pflicht, von den damaligen Ereignissen Zeugnis abzulegen, damit sich dergleichen nie wiederholen kann.

Die Erfahrung verwandelte uns. Pazifisten wurden zu grimmig entschlossenen Kriegern, die bereit waren, absurde Risiken auf sich zu nehmen – nicht so sehr um der Illusion einer besseren Welt willen, sondern ganz einfach, um die von dem leibhaftigen Bösen ausgehende Gefahr zu bekämpfen. Nachträglich wundere ich mich nicht darüber, was wir getan haben, sondern frage mich vielmehr, ob wir noch mehr hätten tun können, um die Geisel der Menschheit, und das war unser Feind, zu vernichten. Ich finde, dass der bescheidene Beitrag, den 3 Troop zu diesem Erfolg geleistet hat, nicht vergessen werden sollte, vielmehr sollte er für alle aufbauend wirken, die in jener dunklen und befleckten Zeit schikaniert und gedemütigt wur-

den, und zugleich allzu leidenschaftslosen Zeitzeugen als Warnung dienen, zum Schutz ihrer eigenen Freiheit wachsamer zu sein.

Wir hatten in der Tat Glück, dass wir Gelegenheit hatten, an der Wiederherstellung menschlicher Würde mitzuwirken. Wäre es möglich, die Gefallenen unseres Troops zu fragen, würden sie sicher bestätigen, dass ihr Tod auf dem Schlachtfeld ihnen bei Weitem lieber als ein Tod im Konzentrationslager gewesen ist – ein Tod, den Adolf Hitler jedem einzelnen von ihnen bestimmt hatte.

Der zusammengewürfelte Männerhaufen von 3 Troop verstreute sich nach dem Krieg in alle Welt. Eine nüchterne Statistik besagt, dass von den insgesamt 87 Angehörigen unseres Troops neunzehn gefallen sind, aufgrund eines Unfalls in der Offiziersschule ist noch ein weiterer Toter zu beklagen. Zweiundzwanzig Mann wurden verwundet, sieben von ihnen so schwer, dass sie als dienstunfähig aus der Armee ausscheiden mussten. Achtzehn wurden Offizier, vier davon Tapferkeitsoffizier.

Dieser hohe Prozentsatz von Beförderungen zum Offizier ist in den Annalen der britischen Armee einmalig, aber leicht zu akzeptieren und zu verstehen. Schliesslich waren wir wegen unserer Intelligenz und Eigeninitiative ausgewählt worden. Wären wir geborene Briten gewesen, hätten viele von uns ihre Militärlaufbahn in der Offiziersschule begonnen und Karriere gemacht. Nach unserem Handicap, nicht nur Ausländer, sondern feindliche Ausländer zu sein, wurde unser Aufstieg später durch die Tatsache behindert, dass wir zu einem Commando-Troop gehörten und diesen nicht verlassen wollten, als sein erster Einsatz bevorstand. Andererseits gab es damals keine Möglichkeit, uns innerhalb des Troops zu befördern: zu viele Häuptlinge, zu wenige Indianer.

Ich finde, man hätte das Offiziersmaterial von 3 Troop viel früher ausbilden und zum Offizier befördern sollen, um dann spezielle Aufklärungs- und Nachrichtentrupps aufzustellen – jeweils unter

Führung eines dieser Offiziere. Diese Trupps hätten den britischen Commandos oder anderen Einheiten zur Verfügung stehen sollen. Sie hätten schon viel früher zu den jeweiligen Einheiten kommen und mit ihnen für den Einsatz üben sollen. Andererseits ist leicht einzusehen, dass die Aufstellung solcher offizierslastiger Formationen, noch dazu aus Ausländern bestehend, für das konservative militärische Establishment viel zu radikal gewesen wäre. Tatsächlich sind die Streitkräfte zu beglückwünschen, dass sie in dieser Beziehung überhaupt so weit gegangen sind.

Wie Bryan Hilton-Jones in seiner «Kurzen Geschichte» des Troops schrieb: «Der Troop genoss ein weit grösseres Mass an Freiheit und Unabhängigkeit, als solchen kleinen Einheiten normalerweise zugestanden wird, und zog, das muss zugegeben werden, daraus keine geringen Vorteile.»

Nach dem Sieg kam es für einige von uns überraschend, dass durchtrainierte Leute wie wir, die alle bisherigen Gefahren überlebt hatten, letztlich doch nicht unsterblich waren – auch wenn sie gar nicht in feindlichem Feuer standen. Ein paar erlitten später Herzinfarkte, mehrere sogar tödliche. Einige starben an anderen Krankheiten. Viele verschwanden spurlos, wahrscheinlich nicht aus finsternen Gründen. Sie liessen einfach die Verbindung abreißen. Die sie weiterhin hielten, konnten das nicht begreifen. Wie konnten diese guten Freunde, deren Leben durch alle möglichen gemeinsam überstandenen Gefahren untrennbar mit unserem verbunden war, ihre Kameraden im Stich lassen? Wir vermuten deshalb, dass die Verschollenen nicht mehr leben, obwohl gelegentlich einer gefunden wird oder einfach wieder auftaucht.

Es wäre zwecklos, hier detailliert über die Karrieren von Angehörigen von 3 Troop im Zivilleben zu berichten. Stattdessen will ich nur einige wenige Beispiele anführen. Zu erwarten war, dass sorgfältig ausgewählte Männer weiterhin die Eigeninitiative beweisen würden, die eine Voraussetzung für ihre Wahl war, und Karriere

machen würden. Drei wurden Juristen: Brian Grant wurde Richter, John Wilmers wurde Queen's Counsel, und Knobby Kendall wurde Rechtsanwalt und verfasste zahlreiche juristische Fachbücher. Kershaw stieg zum Vorstandsvorsitzenden der PR-Firma Ogilvy & Mather auf. Kingsley wurde zum Präsidenten der Institution of Chemical Engineers gewählt und zum Offizier des Order of the British Empire ernannt. Tennant wurde Präsident von International Tyre Dealers. Dwelly stieg zu einem der Vizepräsidenten von American Express auf. Miles arbeitete bei Cadbury und wurde dann einer der Vizepräsidenten der Werbeagentur J. Walter Thompson. Gordon nahm seinen alten Namen Geiser wieder an und bekleidete eine Führungsposition bei British European Airways. Ian Harris, M.M., wurde Fellow des Institute of Chartered Accountants. Nichols, Bentley, Ross, Terry, Trevor und andere waren im Geschäftsleben erfolgreich. Streeten wurde Fellow des Balliol College in Oxford und ein bekannter Wirtschaftswissenschaftler. Bartlett lebt wieder in seiner Vaterstadt München und arbeitet als Autor und Übersetzer von Musikkultur.

James Monahan, der irische Troop Officer, der selbst kein Flüchtling war, aber soviel Verständnis für uns hatte, dass wir ihn bereitwillig für einen der unseren nahmen, war vierzig Jahre lang der Ballettkritiker des *Manchester Guardian*. Nach seiner Pensionierung als Controller der BBC-Europadienste wurde er Direktor der Royal Ballett School. Er starb 1985 plötzlich während der Arbeit an einem ähnlichen Buch wie diesem über 3 Troop, das zweifellos professioneller gewesen wäre, weil Monahan ein erfahrener Autor und erfolgreicher Lyriker war. Leider hatte er nur noch eine Zusammenfassung fertigstellen können, die ich gelesen und als Richtschnur genommen habe, auch wenn sie bedauerlicherweise fragmentarisch blieb. Trotzdem bin ich ihm zu grossem Dank verpflichtet und habe versucht, mich an seine Vorgabe zu halten: «Über diese Männer zu schreiben, wer sie waren, was sie taten und was aus ihnen wurde.»

Einer dieser Männer mit ungewöhnlicher Karriere war Ronnie Gilbert (Hans-Julius Guttmann), der den geheimdienstlichen Aspekt unserer Ausbildung nach Kriegsende erweiterte, noch viele Jahre als Geheimdienstchef in Deutschland blieb und zum Dank für seine erfolgreiche Arbeit zum Mitglied des Order of the British Empire (MBE) ernannt wurde. Auch die Deutschen wollten ihm für seine ausgezeichnete Arbeit bei der Aufspürung von Kriegsverbrechern einen Orden verleihen. Ein altes englisches Gesetz (aus der Zeit von Elisabeth I.) verbot ihm die Annahme dieser Auszeichnung, aber das war ein Triumph für einen unserer Jungs, der in der Kristallnacht gezwungen worden war, bei der Zerstörung der Synagoge in seiner Heimatstadt Singen mitzuwirken.

Es gab noch viele andere, die aus unterschiedlichen Gründen Bewunderung verdienten. Aber beileibe nicht alle Männer von 3 Troop wurden Akademiker oder Führungskräfte. Manche kamen zu dem Schluss, nach den gefährlichen Kriegsjahren zögen sie nun ein einfaches, friedliches Leben im Kreis ihrer Familie vor. Zwei wurden Postbeamte in New York. Sie hatten sich aus den Augen verloren, bis Harry Drew (der seinen alten Namen Nomburg wieder angenommen hatte) eines Tages zufällig seinem Kollegen Aitchison in dem Postamt begegnete, in dem sie beide arbeiteten.

Obwohl viele Leute nach dem Krieg glaubten, alle Commando-Soldaten seien potentielle Verbrecher, denen es schwerfallen werde, ins Zivilleben zurückzufinden, sind meines Wissens nur zwei Angehörige von 3 Troop mit dem Gesetz in Konflikt geraten. Der eine war ein allseits geachteter, moralisch hochstehender Intellektueller, den ich in diesem Buch nicht erwähnt habe, der andere Tom Spencer. Der Namenlose sollte in irgendwelche Unterschlagungen verwickelt gewesen sein – möglicherweise als Opfer seiner Langeweile nach einem aufregenden Leben, in dem er im Kampf auf seine Geistesgaben angewiesen gewesen war. Tom Spencer dagegen hatte sich schon immer mehr oder weniger ehrlich durchs Leben

geschlagen und war durch keine moralischen Skrupel angekränkt. Trotzdem war er seinen Kameraden gegenüber freundlich und von vorbildlicher Grosszügigkeit. Ungefähr ein Jahr nach meiner Auswanderung nach Amerika begegnete ich ihm in London zufällig auf der Strasse.

«Ah, du und deine Frau besucht deine Schwägerin, wie nett», sagte Tom. «Aber was esst ihr? Fleisch ist noch immer knapp, und ihr vertilgt doch bestimmt nicht ihre Zuteilung. Pass auf, ich habe etwas für dich. Welches Fleisch isst du gern? Oder noch wichtiger: Welches mag sie? Am besten kommst du gleich mal mit.» Er nahm mich in seine Wohnung in Maida Vale mit, in der der lange Flur voller Kühlschränke stand.

«Rind, Kalb, Lamm, Schwein. Ich gebe dir von jedem etwas mit – natürlich kostenlos.» Und er fing an, ein Fleischpaket für mich zusammenzustellen.

«Dies ist mein Geschäft», sagte er dabei. «Ich freue mich, deiner Schwägerin helfen zu können.»

«Hast du nicht Angst, erwischt zu werden?»

«Oh, ich bin schon oft geschnappt worden», antwortete Tom. «Ich zahle jedesmal einen Fünfer Strafe.» Er überlegte kurz. «Wäre ich heute Morgen geschnappt worden, hätte ich einen Zehner oder sogar mehr zahlen müssen.» Ich fragte mich unwillkürlich, womit ich dieses Geschenk verdient hatte. Vielleicht freute Tom sich ehrlich über unser Wiedersehen – und vielleicht hatte er noch immer Gewissensbisse, weil er mir damals beim Blackjack in Holland meine erbeutete Pistole Walther P38 abgenommen hatte. Ich bin kein Waffennarr und besitze keine Schusswaffe. Aber die Walther war wirklich ein schönes Stück.

Ich selbst verbrachte das letzte Jahr meiner Dienstzeit bei der Oxfordshire and Buckinghamshire Light Infantry, für die ich mich bei der Beförderung zum Offizier entschieden hatte, weil ich dieses Regiment am D-Day bei der Eroberung der Pegasusbrücke bewundert hatte. Ich wurde nach Westafrika an die Goldküste (jetzt Ghana) geschickt, um dort einheimische Soldaten auszubilden – ver-

mutlich weil ich fließend Deutsch, aber weder Twi noch Hausa sprach. Militärische Logik, nehme ich an.

Mit meinen Erfahrungen nach fünfeinhalb Dienst jähren hätte ich vermutlich eher nach Deutschland oder Österreich gehört. Aber als die Army mich in ihrer Weisheit auf einen anderen Kontinent versetzte, unternahm ich aus zwei Gründen nichts dagegen. Der erste war, dass «unerwartete Reisemöglichkeiten Tanzstunden von Gott sind», wie Kurt Vonnegut geschrieben hat. Und zweitens widerstrebe mir die Aufbauarbeit in den Trümmern des Nationalsozialismus, in denen niemand ein Nazi gewesen sein wollte und alle behaupten, nichts von den vor ihrer Nase verübten Verbrechen geahnt zu haben. Ich zog die reinigenden tropischen Regengüsse eines Landes vor, in dem nur das Gift von Skorpionen und schwarzen oder grünen Mamba-Schlangen zu fürchten war.

Als mein Alter gemeinsam mit der Länge meiner Dienstzeit mein Ausscheiden aus Seiner Majestät Streitkräften erzwangen, stellte ich fest, dass ich im reifen Alter von vierundzwanzig Jahren würde studieren müssen, um Berufschancen zu haben. Oberst Nicol Gray, mein Kommandeur bei 45 Commando, lud mich zu einem Drink im Naval and Military Club (dem sogenannten «In-and-Out Club») in Piccadilly ein. Dort stellte er mich General Sir Harry Stockton vor, einem in seinem Clubsessel verankerten alten Seebären.

«Sind Sie Marineinfanterist, junger Mann?» fragte Stockton. Der Oberst antwortete an meiner Stelle, indem er meine geleisteten Dienste in glühendsten Farben schilderte. Aber das beeindruckte den weisshaarigen General der Royal Marines nicht.

«Nun, immerhin haben Sie die Ehre und das Privileg genossen, bei den Royal Marines zu dienen.»

«Und welche Zukunftspläne haben Sie?» fragte Oberst Gray mich später.

«Ich gehe auf die Kunstschule.»

«Um Himmels willen, wozu denn das?» Gray wirkte aufrichtig verblüfft. «Ich werde Kommandeur der Polizei in Palästina, falls Sie jemals einen Job brauchen.»

Meine Tarnung wirkte anscheinend noch immer. Gray sah mich offenbar als «Engländer», nicht als Juden. Eine Woche später war es damit vorbei: Ich erhielt die Aufforderung, mich als feindlicher Ausländer wieder einmal im Monat bei der Polizei zu melden. Das erschien mir komisch und zugleich ein bisschen traurig.

Aber auch das ging vorbei, ich beendete mein Studium und kam als erster Fulbright-Stipendiat aus Grossbritannien in die Vereinigten Staaten. Ich war Graphikdesigner und heiratete im folgenden Frühjahr Alice. Sie und ihre beiden Schwestern waren von ihren Eltern mit einem Kindertransport aus ihrem Dorf in der slowakischen Hohen Tatra nach England geschickt worden und waren so die einzigen Überlebenden einer grossen Familie, die in Auschwitz ermordet wurde. Sie arbeitete in London für die tschechische Exilregierung und anschliessend in den Vereinigten Staaten fünfunddreissig Jahre lang in der Verwaltung des Internationalen Währungsfonds. Mein Vater starb in London. Der ehemalige österreichischungarische Offizier hatte zufrieden als einfacher Soldat bei den Pionieren gedient. Meine Tante Ida starb mit vierundneunzig Jahren in London. Meine Mutter kam zu meiner Frau und mir in die Vereinigten Staaten. Sie wohnte dort einige Jahre bei uns, bis sie nach der Geburt unseres dritten Kindes in eine eigene Wohnung zog. Sie arbeitete sogar und gewann zwei Nerzkappen, weil sie zwei Jahre lang nacheinander die beste Verkäuferin der Abteilung Damenhüte bei Lord & Taylor war. Meine Schwester heiratete den Spross einer halbjüdischen österreichischen Aristokratenfamilie und lebt mit ihrer Familie in San Francisco.

Während ich dies schreibe, leitet unsere mit einem Architekten verheiratete ältere Tochter Anne als Graphikdesignerin bereits ihre eigene Designfirma. Unsere zweite Tochter Kim, deren Mann Fern-

sehproduzent ist, schreibt als erfolgreiche Autorin und Redakteurin regelmässig für *Time* und *Vanity Fair*. Unser Sohn Tim hat als grosser Jazz- und Bluesliebhaber seine eigene Radiosendung mit dem Titel «Jazz Masters with Tim Masters», seine Frau und er arbeiten beide im Kabelfernsehen beim *Discovery Channel*.

Der Skipper, Byran Hilton-Jones, hätte sich bestimmt über die Bandbreite unserer Karrieren gefreut. Leider erlebte er die Erfolge vieler Männer seines Troops nicht mehr. Nach dem Krieg arbeitete er im auswärtigen Dienst und ging dann für eine grosse Firma nach Spanien. Im Winter 1969 stiess sein Wagen, in dem er mit seiner Frau, seinem Sohn und seinen beiden Töchtern sass, auf der Rückfahrt von einem Skiurlaub frontal mit einem Lastwagen zusammen. Hilton-Jones und seine beiden Töchter waren sofort tot, die beiden anderen blieben praktisch unverletzt. Ein schreckliches Ende für diesen Mann, der unser aller Vorbild war. diesen unvergleichlichen Sportler, für den das physisch Unmögliche nur eine Hürde war, die er mit spielerischer Leichtigkeit überwand. Der Feind hatte ihn nicht umbringen können, obwohl er sich in jener Nacht in der Normandie alle Mühe gegeben hatte.

Manche von uns verdankten ihren Erfolg im Leben bestimmt Hilton-Jones – einige, weil sie beweisen wollten, dass seine vermeintlich geringe Meinung von ihnen ungerechtfertigt war, und andere, weil sie sich den ausgeprägten Wettbewerbswillen dieses stillen Mannes zum Vorbild nahmen. Jedenfalls gelang ihm das scheinbar Unmögliche, eine Gruppe hoffnungsloser Individualisten, die nach seiner eigenen Beschreibung «eine streitlustige Bande» waren, in einem notwendigen Krieg zu einer schlagkräftigen Waffe zusammenzuschweissen. Dafür sind wir ihm für immer dankbar.

Wer wir waren, was wir taten und was aus uns wurde, gab jenen von uns Bedeutung, die starben, und jenen von uns, die heute noch leben.